B.III.9
20012
α' β'
37

Neue Gespräche

aus der

Gegenwart

über

Staat und Kirche.

v. Jos. Maria v. Radowitz

> Triste du mal que je prévois, impuissant pour le bien que je désire, je voudrais terminer par un peu de repos une vie que je n'ai point epargnée, mais que je n'ai pu rendre utile. Les temps actuels sont difficiles, je dois dire plus, ils sont impossibles. Montlosier.

Erster Theil.

Erfurt und Leipzig:

Gotth. Wilh. Körner.

1851.

Coburger
Landes-
Bücherei

Andere Zeiten, andere Menschen! — Vor fünf Jahren wurde aufgezeichnet, was eine Reihe von Männern sehr verschiedener politischer und religiöser Färbung in ihrem Zusammensein erlebten, und jetzt sollte weiter darüber berichtet werden. Aber siehe da! sie sind in alle Winde zerstreut! Niemand kann mehr Rechenschaft ablegen, was sie seitdem verkehrt und gesprochen.

Aber neue Kreise bilden sich, und ein solcher wird hier vorgeführt. Wenn jemand sagt: es sind doch immer die alten Gestalten, so hat er recht und unrecht. Gewisse Elemente in den kirchlichen und politischen Partheyungen sind allerdings ewig. Aber sie gewähren nach Zeit und Ort eine andere Erscheinung. So ist es auch hier: manche Gegensätze sind schroffer geworden, andere geringer. Eins aber soll nicht vermißt werden: der gute Wille auszusprechen was Jeder an besten Gründen für seine Meinung beizubringen wußte.

Man wird sagen: da steht ja schwarz und weiß, warm und kalt, licht und dunkel nebeneinander; was

soll nun gelten? So aber ist die Welt, und diese allein kann sich in unsern Gesprächen abspiegeln. Niemand unter uns rechnet darauf, den Leser herüberzuziehen auf seine Seite; einem Jeden bleibt völlig frei vor den Spiegel zu treten, und zu vergleichen ob dieser sein Angesicht treu wiedergebe. Mißfällt es ihm, dann freilich wird er aufrichtig zu prüfen haben, ob dies an dem Glase oder daran liege, daß seine Züge selbst den Ausdruck der Leidenschaften tragen, die unsere Zeit zu einer so schmerzlichen und unfruchtbaren machen. Dann wolle er in sich einkehren, und danach trachten, mit Gottes Hülfe den Frieden seiner Seele und damit auch seines Angesichtes herzustellen.

Gerechtigkeit für Alle; das ist der Gedanke dieses Buches! Ob es diese aber auch für sich in Anspruch nehmen darf? Ob derjenige unter den Genossen, der, angeekelt von der trüben Fluth alles Partheytreibens der Zeit, nach einem reineren Quelle dürstet, ob auch Dieser auf ein gerechtes, ja nur auf ein billiges Urtheil Anspruch machen darf? Nein, man wird ihm am letzten verzeihen daß er seinen eigenen Weg wandelt, man wird seiner gewissenhaften Ueberzeugung von dem was der gegenwärtige Moment erheischt, das gegenüberstellen was er von einem anderen, von einem leider unwiederbringlich vergangenen

ausgesagt; man wird ihm, der in der Geschichte der Völker nur eine Entwickelung göttlicher Willensacte sieht, vorwerfen, daß er heute nicht mehr für gerechtfertigt erkennt was gestern noch als möglich und dienlich erschien. Sei es so; der Ausgang wird richten! Aber nicht der der nächsten Tage, nicht die scheinbare Befriedigung auf der einen, die scheinbare Gleichgültigkeit auf der andern Seite, beides nur unausbleibliche Folgen der Situation der Partheyen, nicht die scheinbare Gemeinschaft, hervorgegangen aus dem Gefühle innerer und äußerer Gefahr, verneinend und vorübergehend wie diese, genügend wenn Gott will zur momentanen Abwehr, ungenügend zu jedem dauernden Aufbaue. Wie viele Täuschungen werden noch zerrinnen, wie viele vorgefaßte Meinungen aufgegeben, wie viele persönliche und sachliche Neigungen und Abneigungen noch verschwinden müssen, ehe die Erkenntniß der Bedingungen, an welche das Heil Deutschlands, seiner Fürsten wie seiner Völker geknüpft ist, aus dem Nebel der Partheyansichten hervortritt und zum Gemeingute wird! — „Es giebt Zeiten in welchen die Staatsverfassung eines Volkes weder bestehen kann wie sie ist, noch auch für jetzt so umgestaltet werden, daß sie bestehen könnte. Das sind die Zeiten, wo das Alte mit dem Neuen, der bisherige Zustand der bürgerlichen Ge-

sellschaft mit einem andern noch unentschiedenen und von der Entscheidung weit entfernten im Kampfe liegt. Wehe dem Fürsten, wehe dem Staatsmanne, dessen Leben in solche Zeiten fällt! Was er auch thue, er thut es entweder zu spät oder zu früh; er sieht das Ziel, aber er kann es nicht erreichen!"

Den 28. März 1851.

Inhalt.

Erstes Gespräch.

Sielhorst.

So finde ich Sie doch noch, Herr Oberbürgermeister! Eben komme ich von den Ihrigen, denen ich Glück zum neuen Jahre gewünscht habe. Nehmen auch Sie meine herzlichen Wünsche freundlich an!

Büchner.

Besten Dank!

Sielhorst.

Es ist eine sonderbare Angewöhnung, daß man in willkührlichen Abschnitten einen Tag herausgreift, um auf den zurückgelegten und bevorstehenden Weg zu blicken. Als wenn nicht mit jedem Tage ein Jahr schlösse! Und doch wird Niemand gleichgültig die Mitternachtsstunde des 31sten December heranrücken sehen.

Büchner.

Ja wohl!

Sielhorst.

Ich wahre mich bestens gegen dergleichen grundlose Selbstplagen und kann doch eben so wenig umhin, einen Strich unter die Jahres-Rechnung zu machen, Gewinn und Verlust zu berechnen.

Büchner.

Wenn nur nicht zuweilen das Facit gar zu schmerzlich ausfiele!

Sielhorst.

Nun, was schadet das! Der Schuldposten wird auf das nächste Jahr übergetragen.

Büchner.

Und wenn er auch dann ungezahlt bleibt?

Sielhorst.

Desto besser! Je größer die Schuld, je augenfälliger. Es gehört immer viel dazu, ehe Jedermann einleuchtet, daß die Haushaltung, die zu solchem Deficit geführt hat, eine grundschlechte ist, und daß man andere Mittel ergreifen müsse, um sich bezahlt zu machen.

Büchner.

Keine anderen, als die auf dem Wege Rechtens liegenden! Ist dieser unvollkommen, so ändere man ihn, man bessere die Gesetze und die Richter. Aber die Ungesetzlichkeit, die brutale Gewalt kann nur nehmen, nicht geben.

Sielhorst.

Dann werden Sie noch lange auf die Zahlung der Schuld warten müssen!

Büchner.

Lieber Doctor, meine Seele ist heute zu leidend, um an solchen Gleichnißreden Gefallen zu finden. Ich habe in dieser schlaflosen Nacht das Jahr 1850 an mir vorübergehen lassen, und bin schwer gebeugt. O mein theures, theures Vaterland, du bist tief gesunken und wir mit Dir!

Sielhorst.

Nun dann gilt es, sich wieder aufzurichten!

Büchner.

Wir haben Vieles erlitten seit dreißig Jahren, aber dieser Moment ist der schwerste. Das Ziel aller deut-

schen Herzen, wie nahe durfte es uns erscheinen! Wie nahe der heilige Augenblick, wo der alte Fluch von der Nation genommen werde! Und jetzt? Das Schlechteste, was die Cabinets-Politik hervorzubringen vermochte, hat gesiegt. Deutschlands Einheit erliegt der kläglichsten dynastischen Selbstsucht, und in den Einzelnstaaten hebt die Contrerevolution das Haupt empor, frecher, drohender als je. Kann sich auch nur der verblendetste Großdeutsche, ja kann sich der eingefleischteste Oestreicher, wenn in beiden noch ein Funke von Liebe für das gemeinsame Vaterland glimmt, kann ein solcher sich damit trösten, das, was Deutschland an Macht und Größe verlöre, sei Oestreich zugewachsen? Nein und abermals Nein! Der Eitelkeit, der Rachsucht in der Burg zu Wien mag es schmeicheln, daß der Nebenbuhler gedemüthigt am Boden liegt, aber gewonnen hat nicht der Vasall, sondern der Lehnsherr, nicht Schwarzenberg, sondern der Czar. Für ihn, für den Streiter „gegen die Heiden," ist der Sieg erfochten, für ihn ist Deutschlands Einheit und Freiheit hingeopfert worden. Für ihn ist der edle Bruderstamm an der Eider seinem Todtfeinde geknebelt überliefert, für ihn in Hessen das Rechtsgefühl der ganzen Nation mit Füßen getreten worden! Und wohinaus liegt die Rettung aus dieser Schmach!

Sielhorst.

Da wo sie immer lag!

Büchner.

Wohin soll ich das Auge wenden, um Trost für die Gegenwart und Hoffnung für die Zukunft zu finden!

Sielhorst.

Sie überhören meine beständigen Erwiederungen. Daher wiederhole ich immer auf's Neue: Dahin soll sich der Blick, besonders aber der Wille wenden, wo stets und allein für Deutschland Heil zu erwarten stand.

Büchner.

Wissen Sie die Zauberformel?

Sielhorst.

O ja: Alles durch das Volk und für das Volk!

Büchner.

Daran lag es nie.

Sielhorst.

Daran lag es stets. Ich weiß freilich nicht, was die kommende Zeit bringt, und ob der rechte Wille dann genügen wird, aber das weiß ich, daß er vollauf hin=

gereicht hätte damals, als die „Altliberalen," die Parthey, zu der Sie sich bekennen, uns zu Grunde richtete.

Büchner.

Bodenlose Ungerechtigkeit! Ich muß Ihnen antworten wie Sieyes nach ähnlichen Erfahrungen einst Mirabeau: Sie wollen frei sein und verstehen nicht gerecht zu sein! Wir haben dieses Thema bisher gemieden, liebster Doctor, da schon die beiläufige Berührung erwies, daß kein Nutzen dabei sei. Wollen Sie alte, kaum verharschte Wunden aufreißen?

Sielhorst.

Ich muß wohl. Glauben Sie denn, daß ich nicht auch mit blutendem Herzen auf diese Jahre zurückschaue? Dann aber am meisten auf das Jahr der glänzendsten Hoffnung und der jämmerlichsten Täuschung, auf 1848!

Büchner.

Mein Gewissen, mit dem ich oft und ernst in's Gericht gegangen, ist rein. Wollte Gott, daß dies auch von Ihren Gesinnungsgenossen gesagt werden könnte! Wir stünden anders, wenn die deutsche Demokratie sich als eine wahrhaft deutsche erwiesen hätte.

Sielhorst.

Diesen Vorwurf weise ich gänzlich zurück; wir haben nichts zu verantworten bei dem kläglichen Ausgange. Die Demokratie hat nie und nirgends die Gewalt in Händen gehabt, weder in Frankfurt noch in den deutschen Einzelnstaaten. Sie waren es, Ihre Parthey, die monarchisch=constitutionelle auf breitester Basis, wie Sie sich selbst betitelten, diese war es, die sich der Märzrevolution bemächtigte. Darum darf und muß das Volk von Ihnen Rechenschaft fordern, von Frankfurt an bis Gotha, von der Zeit an wo das ganze Gewicht in Ihren Händen ruhte, bis dahin, wo es immer noch als ein schweres in die Wagschale fiel.

Büchner.

Auch wir waren nichts weniger, als allmächtig. Wir hatten Pflichten zu erfüllen, Thatsachen zu beachten, zunächst aber den Bedingungen jedes parlamentarischen Wirkens zu genügen.

Sielhorst.

Lieber Herr Büchner, können Sie wirklich einen Augenblick in Abrede stellen, daß vom Mai bis Juli des großen Jahres alle faktische Gewalt in der National=

Versammlung lag? Blicken Sie auf die Zustände in den deutschen Staaten und auf die Beschaffenheit der Regierungen in Wien und Berlin, und fragen Sie sich dann, ob die Völker nicht jedem Anstoße von dem einzigen Mittelpunkte ihres Bewußtseins aus ohne Weiteres gefolgt wären, und ob jene beiden Regierungen, auch wenn sie es je versucht hätten, im Stande gewesen wären, einen Damm zu ziehen! Oder das Ausland? Hätte es nicht jedes fait accompli willig, wenn auch murrend, hingenommen? Gegen ein Volk, das seinen Willen kennt und kund giebt, nimmt Niemand den Handschuh auf. Ich sage dies nicht im Geiste jener schwungvollen Zeit, sondern jetzt, nachdem das Illusorische doch wahrlich zerronnen, die Ueberschätzung auf ihr Maaß zurückgeführt, die Kräfte der Gegenparthey im eigenen Lande, die Absichten und Velleitäten des Auslandes doch genugsam zu Tage liegen.

Büchner.

Was geschehen konnte und durfte, ist geschehen.

Sielhorst.

Wahrhaftig, Sie zwingen mich dazu, das Sündenregister aufzurollen!

Büchner.

Das Sündenregister? Ich scheue es nicht, wenn ich auch eben so wenig erwarte, dabei neue Gesichtspunkte zu erblicken, als ich hoffe, Sie auf den meinigen zurückzuführen. Ja, ich bin ein Glied jener patriotischen Mehrheit gewesen, welche in der Paulskirche, wie überall, nicht sich, nicht die Befriedigung ihrer eigenen Interessen, nicht den kleinen Nutzen ihrer kleinen Heimath, sondern das Heil des großen Deutschlands, die Wiedergeburt der herrlichsten, reichbegabtesten, mächtigsten Nation der Welt suchte. Ich werde es stets als die theuerste Erinnerung, als die höchste Ehre meines Erdenlebens betrachten, daß ich gewürdigt worden bin, mit den besten Männern dieses Volkes zusammen zu gehen, wie weit auch der Erfolg hinter dem Willen zurückgeblieben, welcher Hohn und Geifer auch aus den unreinsten Quellen, aus den Kloaken der servilen wie der jakobinischen Reaction zusammenfließen mögen über die edelste Versammlung, die je aus allen Gauen der großen Heimath zusammengetreten ist!

Sielhorst.

Nun, ich will diese nachhaltige Begeisterung auf sich beruhen lassen, wie viel sich auch dazu erinnern ließe. Mir kommt es auf bestimmte Dinge an, und Sie müssen sich schon herablassen, auf nüchterne Fragen nüch-

terne Antworten zu geben. — Was hinderte Sie und die Ihrigen, da Sie die Beschlüsse der National-Versammlung beherrschten, die Gewalt in die Hände zu nehmen, als es Zeit war, dem deutschen Volke zu seiner Selbstregierung so lange thatsächlich zu verhelfen, bis auch die Form gefunden und befestigt war, welche ihm diese Selbstregierung dauernd sicherte?

Büchner.

Darauf habe ich allerdings eine sehr einfache Antwort: Wir waren eine constituirende, nicht eine regierende Körperschaft.

Sielhorst.

Eine constituirende, nicht eine regierende! da sind sie, die leeren Abstractionen, mit denen man die Völker zu Grunde richtet! Eine constituirende, nicht eine regierende Körperschaft! Als wenn man eine ganze Welt voll Professoren reden hörte! Also mit einer solchen Schuldefinition wurde Deutschland abgespeist, hiermit sollte der Hunger und Durst derer gestillt werden, die ihr Blut im März daran gesetzt hatten, damit endlich einmal das Volk über sich selbst verfüge, und nicht die 22 Familien, die es als Eigenthum unter sich getheilt haben. Hätten doch die weisen Männer, die in Frankfurt beisammen saßen,

zugleich das Mittel erfunden, Ja und Nein in demselben Athem zu sagen.

Büchner.

Ich gebe Ihre schlimmen Worte nicht zurück und bemerke nur, daß eben dies die leerste Abstraction ist. Wenn Sie die Neugeburt Deutschlands entweder nur als das Werk der Fürsten, oder als das des Volkes ansehen wollen, und dies Ja oder Nein nennen, nun dann sage ich Ihnen, daß allerdings mehr als eine Linie zwischen diesem Ja und Nein liegt, und daß eine solche gefunden werden m u ß t e.

Sielhorst.

Mußte? Weshalb? Der Gedanke, daß die neue Gestaltung des politischen Lebens der Deutschen nur durch und für das Volk erfolgen solle, eine leere Abstraction? Verstehen Sie darunter, daß nicht anzugeben sei, was auf diesem Wege hätte geschehen sollen, um zum Ziele zu gelangen, so habe auch ich eine sehr einfache Antwort: gerade dasselbe, was ein Jahr später, als es freilich unmöglich geworden, in Stuttgart geschah.

Büchner.

Ah so, das ist wenigstens deutlich! Nun, um diesen Preis wollten diejenigen, welchen, wie Sie be=

haupten, die März-Revolution das Steuer in die Hand gegeben, allerdings nicht zur Einheit Deutschlands gelangen. Wir wollten kein Convent sein, auch nicht vorübergehend. Wir wollten nicht ein Trugspiel aufführen, wo die Republik sich unter dem Kaisermantel verbarg und wo, wenn auch sie die lose Hülle abgeworfen, die wildesten Leidenschaften sich auf Tod und Leben befehdet hätten, die Eigenthumsfrage an die Stelle der politischen getreten wäre. Wir wollten nicht unser armes viel geprüftes Vaterland in alle Gräuel der Anarchie stürzen, um zu probiren, was daraus eben hervorgehen möchte!

Sielhorst.

O wäre nur an die Stelle der faulen Versumpfung der ehrliche offene Kampf der Partheyen getreten! Wie herrlich wäre das neue Gemeinwesen daraus hervorgegangen, entlastet von dem alten Alp des Patrimonialregiments und von dem neuen der constitutionellen Bevormundung!

Büchner.

Sind Sie dessen so sicher? Konnte nicht auch aus dem noch so langen, noch so zerreißendsten Kampfe der Imperator hervorgehen, der Kriegsherr mit eiserner Faust?

Oder konnte nicht der verblutete kraftlose Körper den Fremden anheim fallen, den Nachbaren in Osten und Westen, die bereits genugsam geschmeckt haben, daß deutsches Land und deutsches Volk eine nährende Speise ist?

Sielhorst.

Damals wagen, oder jetzt schweigen! Sie und die Ihrigen haben kein Recht, sich zu beschweren, daß es eben gekommen, wie es kommen mußte. Ihnen ist geschehen, wie Sie geglaubt haben!

Büchner.

Ja, hier treffen Sie, ohne es zu wollen, das richtige Wort! Wir haben geglaubt, wir haben an die Vernunft und den festen Willen der Nation geglaubt, wie an die Vernunft und die Dankbarkeit der Regenten. Darum durften wir auch erwarten, daß in rechtlichen und geordneten Wege erreicht werden könne, was wir ersehnten und erstrebten. Daß wir uns dabei in den Vordersätzen getäuscht haben, das gestehe ich willig ein. Ich bedaure es um Deutschlands, ja um seiner Fürstengeschlechter willen, nicht wegen derer, die hierbei die Getäuschten blieben. Mein Gefühl ist bittrer Gram, nicht Scham. Ich habe mich nie zu schämen, von der An=

schauung unseres Berufes und unserer Pflichten ausgegangen zu sein, welche Männer wie Gagern, Simson, Bassermann, Beckerath, Riesser, Dahlmann, Reh, Rümelin, Schwerin, und so manche Andere, bekannten, deren Namen einst im Munde des deutschen Volkes in Ehren fortleben werden, wenn die Nachwelt denen, welche jetzt triumphiren, ihr Recht hat angedeihen lassen. — Aus dieser Anschauung aber, an die uns das Gewissen band, folgten unsere Handlungen mit unabweislicher Nothwendigkeit.

Sielhorst.

Auch diese Nothwendigkeit kann ich Ihnen nicht zugeben. Ich bin den Dingen in Frankfurt, ungeachtet ich nicht in der Paulskirche saß, aufmerksam gefolgt. Auf dem Wege, den Sie einschlugen, konnte ganz Anderes und Heilsameres geschehen. Es gelang Ihrer Parthey, wie so oft den wohlmeinenden Halben, den Bekennern des gemäßigten Fortschrittes, wenn sie aus dem gesinnungsvollen Opponiren zum eigenen Handeln gerufen werden, es gelang Ihnen, sage ich, das Mißfallen und die Schäden von beiden Seiten zu summiren. Die consequente Reaction entsetzte sich vor den Paulskirchlern, und die consequente Demokratie wußte bald genug, was sie von dort aus zu erwarten habe.

Büchner.

Sie loben uns gegen Ihren Willen. Der consequenten Demokratie und der consequenten Reaction zu mißfallen, war nicht bloß unser Geschick, sondern unsere Absicht.

Sielhorst.

Nun, die haben Sie in hohem Maaße zu erreichen gewußt. Und zwar auf jedem Ihrer Schritte! Schon das erste Probestück: die Einsetzung der Centralgewalt, leistete hierin alles Wünschenswerthe. Ein Reichsverweser von fürstlichem Namen, unverantwortlich und unter Anerkennung des durchlauchtigsten Bundestages! Zugleich aber auch, damit nicht etwa nur die Fürsten sich geschmeichelt fühlten, die Ernennung mittelst des kühnen Griffs!

Büchner.

Alles dieses konnte nicht anders sein. Wir haben den Reichsverweser durch die National-Versammlung einsetzen lassen, damit das schlechthin Unaufschiebliche, den Fürsten wie dem Volke gleich Nothwendige, geschehe, damit nicht die Zwietracht einreiße, wo das erste Zeichen der Eintracht gegeben werden mußte. Für die Gründung der Verfassung war unsere Befugniß nach unserer festen

Ueberzeugung unbedingt, für solche Acte aber allerdings nur bedingt. Wir wußten, daß es sich um die Ausübung einer Dictatur dabei handelte, sie durfte nur eine kurz vorübergehende, scharf beschränkte seyn, aber so war sie nothwendig und heilsam, wenn größerer Schaden abgewendet werden sollte.

Sielhorst.

Ach ich verstehe! Man gab den Regierungen in der Sache, was man ihnen in der Form entzog. Eine monarchische Einheit, statt einer Vielheit die republikanische Hintergedanken bergen konnte. Einen unverantwortlichen Reichsvorstand statt eines verantwortlichen Präsidenten, einen Fürsten statt eines Privatmannes!

Büchner.

Allerdings, und eben deswegen hat der kühne Griff nicht die schmähenden Witze und nicht die unwitzigen Schmähungen von d e n Seiten her verdient, welche den Nutzen davon zogen.

Sielhorst.

Ja, Undank ist der Welt Lohn! Weniger Lohn hätte nun freilich die herrschende Parthey wohl von denselben Seiten her in Anspruch nehmen können, wenn sie

sich etwa erinnert hätte, daß ihre Reden leere Worte und ihre Dekrete Stylübungen blieben, ja, daß sie selbst ihr eigenes Leben nur nach dem Wohlgefallen des nächsten fürstlichen Nachbars friste, so lange sie nicht die Instrumente der Gewalt in den Händen ihrer Gegner zerbrochen und sich auf gleiche Weise vor Verletzungen geschützt habe. Wenn irgend eine wahrhaft politische Einsicht in den Köpfen der vortrefflichen Männer haus'te, die Sie nannten, so mußten sie sich sagen, daß die von ihnen selbst angesprochene constituirende Alleingewalt bei der ersten Probe kläglich Schiffbruch leiden werde, so lange die stehenden Heere, durch Tradition und Eid an die Fürsten gebunden, deren ultima ratio verwirklichten. Die schleunigste Durchführung der allgemeinen Volksbewaffnung und zugleich die Bildung eines Parlamentsheeres mußte für Jeden, der irgend die Augen offen hielt, die erste Bedingung für die Existenz und die Wirksamkeit der National-Versammlung seyn. Hätten Sie mehr Männer unter sich gehabt, die aus der Geschichte Erfahrung statt gelehrten Ballast zu entnehmen wußten, so würden diese sich wohl auch an Carl I. erinnert haben ———

Büchner.

——— und an die Rundköpfe, an Cromwell und das Rumpfparlament!

Sielhorst.

Weshalb nicht? Dann aber auch ferner daran, daß aus diesen Geburtswehen die Verfassung hervorgegangen ist, welche ja wohl noch jetzt das Muster und das Ziel der „monarchisch Constitutionellen" ist.

Büchner.

Wie oft soll ich Ihnen wiederholen, daß wir solche Mittel auch für dieses hohe Ziel nicht anwenden durften, und wir wollten nicht, was wir nicht durften.

Sielhorst.

Rechnen Sie zu den solchergestalt gebotenen Rücksichten auch das Verhalten der Majorität bei dem schmählichen Waffenstillstande von Malmoe, bei dem Gutheißen der ersten Treulosigkeit der Regierung, welcher Sie die Kaiserkrone zudachten, bei dem ersten Schritte zum feigen Preisgeben eben der Sache, für welche das deutsche Volk Gut und Blut einzusetzen tausendfach verheißen?

Büchner.

Der Vorwurf trifft mich nicht. Ich habe das Geschehene nicht gut geheißen, sondern bei der Spaltung, welche hieraus in der National-Versammlung erwuchs,

mit schwerem Herzen nur hingenommen, was nicht zu ändern war. Besser wäre es aber, Sie erinnerten nicht an diesen Zwischenfall. Deutschland ist ihm viel Dank schuldig; er entlarvte die Demokratie innerhalb und außerhalb unserer Reihen und brachte zu Tage, was die Nation von denen zu erwarten habe, die jeden Vorwand ergreifen, um ihren Zweck zu erreichen. Der 18. September ist ein nie genug zu preisender Tag geworden; er hat Vielen die Augen geöffnet, wohin man sie führen wollte, welche Menschen sich ihrer und der Geschicke Deutschlands zu bemächtigen trachteten!

Sielhorst.

O ich kann noch viel mehr sagen! Daß die Volksparthey am 18. September in Frankfurt unterlag, hat noch weit größere Folgen gehabt. Nur hierin haben die Regierungen den Muth und die Mittel gefunden, dasselbe in Wien und Berlin zu unternehmen. Das Ersticken der Erhebung Oestreich's in dem Blute seiner besten Männer, die Sprengung der Preußischen Volksvertretung, der volle Triumph der Reaction in beiden Großstaaten, henkermäßig rasch in dem einen, schleichend langsam in dem anderen, mit einem Worte: der ganze politische Zustand, über welchen Sie so bittere Klage

führen, ist recht eigentlich die weitere, aber natürliche Entwickelung aus jenem ersten Siege der Contrerevolution. Freuen Sie sich nun dessen, wenn Sie können!

Büchner.

Lieber Doctor, die bittre Erörterung der Einzelnheiten führt zu nichts. Ich muthe Ihnen nicht zu, daß Sie denen zustimmen, welche in Frankfurt dachten und handelten wie ich; aber mindestens, daß Sie verstehen aus welchen Ueberzeugungen diese Folgerungen erwuchsen. Eben weil wir von der Souverainität der Nation in ihrer Gesammtheit ausgingen, durften wir, ihre Vertreter, uns keine andern Ziele stecken als die dem kundgegebenen Willen der Mehrzahl des Volkes entsprachen. Was Sie und Ihre Parthey-genossen aber auch selbst wünschen und erstreben mögen, das erwarte ich von Ihrer Ehrlichkeit, daß Sie zugeben, daß die Mehrzahl des deutschen Volkes im Mai 1848 nicht die Vernichtung der Einzelnstaaten, sondern eine höhere Einheit über denselben, nicht die Republik, sondern freie Monarchien verlangte. In den wildesten Stürmen des März hatte man die Throne nicht umgestürzt, hatte man die Einzelnstaaten nicht zerstört. Und Sie muthen einem gewissenhaften Vertreter desselben Vol-

kes zu, daß er, nachdem die, wenn auch in ihrem Anlasse nach so begreiflichen, Leidenschaften verflogen waren, aus sich heraus dasjenige thue, was Niemand wollte, als der Anlaß und die Macht dazu in Jedermanns Händen lag?

Sielhorst.

Niemand? Jedermann? Wer berechtigt eine einzelne Parthey so mit den Worten umzugehen? Die romantischen Burschenschaftler, die nicht über das Wartburgsfest hinausgekommen, sind nicht das Volk. Auch wir gehören dazu, auch wir sind Söhne der deutschen Erde und haben eine Stimme, weil ein Herz, für deutsche Freiheit

Büchner.

Für das, was Sie Freiheit nennen, das mag seyn, aber für deutsche Freiheit, das läugne ich geradezu. Jedem Schattenbilde nachjagen das die Züge des alleinseligmachenden Radikalismus an sich trägt, mit den Feinden aller Zungen fraternisiren und conspiriren, den Polen eine halbe Million deutscher Brüder hinwerfen, den Italienern unsere beste Schutzwehr preisgeben, jeden fremden Schwindel preisen und fördern, gleichviel ob zum Verderben des eigenen Heerdes, das ist es, was die deutsche Demokratie getrieben hat und treibt. Sie ist

keine andere geworden, seitdem sie den ersten Ton der nationalen Wiederaufrichtung in dem Beckerschen Rheinliede verhöhnte, seitdem Prutz und Herwegh unsere Nation schmähten, und Ruge sie eine niederträchtige nannte! —

Sielhorst.

Nun ja, uns liegt allerdings mehr an dem freien als an dem einigen Deutschland. Ich will auch nicht widersprechen, daß einzelne deutsche Demokraten durch natürliche Verbitterung erkältet worden sind gegen das Land, das solche Schmach über sich ergehen ließ. Aber wenn Sie das Anathem der ganzen Parthey hinschleudere, so thun Sie unrecht. Ein großer Theil, und nicht der schlechtere, hängt mit heißer Inbrunst an seinem Vaterlande und würde jedes Opfer bringen, um es mächtig und glücklich zu sehen.

Büchner.

Ich weiß, daß Sie zu diesem gehören, und glaube auch, daß Sie hierin nicht allein stehen. Dann aber müssen die patriotischen Demokraten nicht gegen die Einigung Deutschlands wühlen, wie sie fast überall gethan, sondern deren Wege fördern. Durch die Einheit zur Freiheit.

Sielhorst.

Warum nicht lieber durch die Freiheit zur Einheit? Aber auch wenn Ihre Reihefolge von Ursache und Wirkung gelten soll, müssen Sie nicht, Hand auf das Herz, eingestehen, daß alles Geschehene völlig verkehrt war? Die Einheit wird nun und nimmermehr, in keiner Form und Art je Wurzeln schlagen, wenn man den Fürsten die materielle Gewalt läßt. Es gab keinen Kaiser, seitdem sich eine Anzahl von regierenden Familien in reeller Unabhängigkeit neben ihn gestellt, und es wird keinen geben, auch nicht in Eurem Sinne, solange man sie fortbestehen läßt. Da liegt der Quell alles Unheils, der Zersplitterung Deutschlands wie des Absolutismus in den Einzelnstaaten. Aber freilich die gesinnungsvolle Opposition, die Männer des gemäßigten Fortschritts, des conservativen Liberalismus, fühlen recht gut, daß sie zu schwach sind, sie fürchten den Bund mit der entschiedenen Volksparthey und pactiren lieber mit dem dynastischen Absolutismus!

Büchner.

Wie oft soll ich Ihnen sagen, daß wir nicht für uns fürchteten, sondern für Deutschland!

Sielhorst.

Darum nahm man, wie ein geistreicher Zeuge des Herganges es ausdrückt, die schwarzweiße Schlange in den Busen, bis sie, erwärmt und erstarkt, der Freiheit den giftigen Todesstich versetzte. Ja, Ihr „Edler" that noch mehr; er ließ sich von Oestreich und Preußen zugleich hinter das Licht führen.

Büchner.

Es giebt einen Betrug, der den Betrogenen ehrt, eine Niederlage, wo die Schande dem Sieger bleibt!

Sielhorst.

Trauriger Trost! Damit ist Deutschland schlecht gedient. Wenigstens aber hätte die Parthey doch bei solchem Bewußtsein ihrer gewollten Schwäche minder große Worte führen sollen. Man werde dem Gesetze Nachdruck geben, es streite dagegen, wer da wolle, er trage die Blouse oder die Krone! Ja man wollte sogar Alles zermalmen, was sich auflehne gegen das erhabene Werk! Die Kronenträger sind wenig davon gewahr geworden.

Büchner.

Wir haben Jedem sein Recht und Jedem seine Pflicht auferlegen wollen. Es ist anders gekommen, und

ich darf den Spott nicht zurückweisen, denn es ist das Urtheil, was die Jetztwelt über uns fällt! Kommende Zeiten werden gerechter urtheilen, das weiß ich, darauf vertraue ich, wenn ich es auch nicht erleben werde. — Weshalb aber, lieber Doctor, mit scharfen Nägeln die alten schmerzlichen Wunden aufreißen, weshalb uns steigern in Anklagen und Vorwürfen? Die Vergangenheit, auch die nächste, ist unwiederbringlich abgelaufen mit ihren Hoffnungen und Täuschungen, ihrem guten Wollen und schlechten Vollbringen.

Sielhorst.

Darum eben weise ich auf die Zukunft hin, und zwar auch wieder auf die nächste. Kein Gram, keine Reue kann davon entbinden, immer wieder Hand anzulegen und von vorne anzufangen.

Büchner.

Wo? Wie? Wer wiegte sich nicht gern in Hoffnungen? Ich sehe keine.

Sielhorst.

Ich kann freilich kein Recept verschreiben gegen die faulige chronische Krankheit, in die wir versunken sind. Aber ich kann die Diät anrathen, die allein indicirt ist.

Zusammenschließen aller freisinnigen Partheyen ohne Unterschied des besondern politischen Bekenntnisses, Benutzung der theuer erkauften Erfahrungen. Das sei Aller Losung! Einmal wenigstens sollten wir der deutschen Natur entsagen und durch Schaden klug werden. Man behauptet ja, daß keine Erfahrung nützlich sei, außer die eigene. Nun ich denke, diese Erfahrung ist doch wahrhaftig am eigenen Fleisch und Blut gemacht worden!

Büchner.

Wie gerne möchte ich unter ein solches Programm meinen Namen setzen! Aber ich darf es nicht, darf weder mich noch Sie täuschen. Wir können nicht zusammen gehen, auch nicht gegen gemeinschaftliche Feinde. Wer über den Staat und über die Verpflichtung seiner Bürger denkt wie ich, der darf nicht an die rohe Gewalt appelliren, er darf nicht zertrümmern um aufzubauen. Nur in den gesetzlichen, durch Recht und Verfassung geöffneten Wegen muß er seinen Kampf führen, wie schwer, wie verzweifelt, ja wie hoffnungslos dieser auch sei.

Sielhorst.

In den gesetzlichen, durch Recht und Verfassung geöffneten Wegen, sagten Sie? Das ist es ja eben, wor-

auf es ankommt! Wenn nun diese Wege geschlossen, wenn Recht und Verfassung zertreten werden, bis keine Spur des Weges mehr erkennbar ist? Dieses zu hindern, das ist die Aufgabe der Gegenwart und der nächsten Zukunft. Was uns für das ganze Deutschland unmöglich gemacht worden, das müssen wir in den Einzelnstaaten festhalten. Die Opposition darf nicht angreifen, aber sie muß ihren Besitzstand vertheidigen, und hierzu sind Allianzen der weitgreifendsten Art möglich und gerechtfertigt.

Büchner.

Ich theile den Gedanken, den Sie aussprechen, vollkommen. Auch mir erscheint der Kampf für die Aufrechthaltung der Landesverfassung jetzt als das Gewiesene und Gebotene, als das Einzige, in welchem noch ein Keim der deutschen Zukunft liegt. Aber ich darf Sie nicht im Zweifel lassen über die Allianz, auf die Sie hindeuten. Ich fühle wohl, daß die constitutionelle Parthey sich spalten wird, und erachte dies nicht als das geringste Unglück unseres heillosen Zustandes. Manche patriotische und achtbare Männer werden dafür halten, daß man erst siegen müsse und dann sich mit den hierzu Verbündeten auseinander setzen könne und dürfe.

Diese werden die ihnen von dem ehrbaren Theile der Demokratie dargebotene Hand willig annehmen, ja die ihrige selbst bieten. Ich gehöre nicht hierzu, da ich ein solches Verfahren weder für recht noch für weise zu erachten vermag. Daher eben meine Hoffnungslosigkeit, meine Schmerzen!

Sielhorst.

Das Resultat Ihrer Neujahrsbetrachtungen ist also, wie der große Dichterfürst und Fürstendichter einst sang: „Eingedenk vergang'ner Leiden, schaudr' ich vor der Gegenwart!"

Büchner.

Ja, das ist meine Stimmung.

Sielhorst.

Schlimm genug. Aber noch gebe ich nicht auf, daß Sie sich bei einem so trostlosen Schlusse nicht begnügen werden. — Haben Sie mir etwas für Herrn von Galsdorff aufzutragen? Ich gehe heute Nachmittag auf sein Gut, um einen Kranken zu besuchen. Bei dem schönen Wintersonnenschein denke ich den Weg zu Fuß zu machen.

Büchner.

Aufträge habe ich nicht, er wird uns ja wohl einmal besuchen und ein Element mehr in unsere politischen Zwiste bringen. Vielleicht gelingt es Ihnen dort, eine Allianz zu stiften, wenn auch nicht zu gleichen Zwecken. In Ihrer Abneigung gegen das Unionswerk begegneten Sie sich ja früher immer auf's Beste mit den Kreuzrittern. Nun es ist ein alter Satz: Die Extreme berühren sich!

Zweites Gespräch.

Galsdorff.

Guten Morgen, lieber Rector. Ich bin selbst zur Stadt gekommen, um Ihnen die Antwort auf Ihre Anfrage zu bringen.

Themar.

Verzeihen Sie die Belästigung mit meinem Interesse an den Dresdner Verhandlungen, von denen ich so viel für Deutschland erwarte. Was sind Ihre neuesten Nachrichten?

Galsdorff.

Mein Vetter schreibt im Wesentlichen nichts, was wir nicht auch schon durch die öffentlichen Blätter wüßten. Er ist zudem sehr schweigsam; es scheint, die Herren haben sich das Wort gegeben, besser zu schweigen als einst in Wien.

Themar.

Das wäre nun wohl sehr lobenswerth, wenn auch unbequem für die Außenstehenden. Es wird in den Kammern an Lärm über diese diplomatische Behandlung ohnehin nicht fehlen.

Galsdorff.

Darüber, wie über vieles Andere, werden sich die Regierungen hinwegzusetzen wissen. Es ist recht gut, wenn unsere Redekünstler sich etwas daran gewöhnen, daß sie nicht mehr den Ton angeben in dem deutschen wie in dem europäischen Concert.

Themar.

Wenn das Concert nur nicht in Mißklänge ausgeht! Ich gestehe, daß ich mich der Sorge nicht erwehren kann. Es wäre hohe Zeit, mit etwas hervorzutreten. Welcher Jubel für die Kleindeutschen, wenn die mit so viel Zuversicht angeknüpften Conferenzen ohne Resultat zerrinnen! An allen Ecken und Enden würden die alten Sondergelüste und zuletzt gewiß ein neues Erfurt irgendwo auftauchen.

Galsdorff.

Nun ich denke, die Lust dazu ist doch wohl endlich

ausgetrieben worden. Das von wilden Phantasten und zahmen Revolutionären entworfene und aus dem Paulskirchenschutt aufgeführte Gebäude ist in sich zusammengefallen, ehe es unter Dach kam; das wird schwerlich Jemand wieder aufzurichten versuchen.

Themar.

Meinen Sie? Ich kann Ihre Sicherheit nicht theilen. Auf demselben Platze und nach demselben Baurisse vielleicht nicht, aber kann nicht der gleiche Gedanke in zehn anderen Formen zu Tage treten? Darum keine Zeit vergeudet, sondern rasch ein dauerhaftes Haus für ganz Deutschland hingestellt!

Galsdorff.

Zuvor muß aber doch Einigung da sein, und darin liegt es. Nach Allem, was ich höre, stoßen die Grundlinien, über welche Preußen mit Oestreich übereingekommen war, auf fortwährende Schwierigkeiten bei den kleinen Staaten. Es wird noch dahin kommen, daß die beiden Großmächte über alle diese Einwände weggehen und ihren wohlerwogenen Willen als Richtschnur verkünden müssen.

Themar.

Das würde doch weder erlaubt noch weise seyn.

Niemand läugnet, daß den beiden ersten großen Regierungen die erste Stimme gebührt, aber das Verfassungswerk, da wo es von den Grundlagen des alten Bundesrechtes abweicht, kann immer nur durch völlig freie Zustimmung aller deutschen Staaten ins Leben treten.

Galsdorff.

Wer denkt denn an äußeren Zwang!

Themar.

Dagegen würden die Glieder des Bundes freilich schon durch die europäischen Bürgen des Wiener Vertrags geschützt sein. Aber auch der moralische Zwang, das Versetzen in eine Lage, in welcher der Wille nicht mehr ein freier ist, darf nie ausgeübt werden. Dies war ja eben die Hauptbeschwerde Süddeutschlands gegen die Union vom 28. Mai 1849! Daß man die Weigernden nicht mit Krieg überziehen werde, das wußte Jeder, auch wenn es nicht ausdrücklich und feierlich verheißen worden wäre. Aber eben so deutlich mußte es den Staaten, die sich ihrer Unabhängigkeit nicht begeben wollten, einleuchten, daß sie auf die Dauer sich nicht in der Isolirung behaupten konnten. Jede äußere oder innere Gefahr würde sie in das Fangnetz der Union hin=

eingetrieben haben. Deswegen, und nur deswegen, wollte man nichts von der Union wissen, ja man mußte darauf bestehen, daß die geöffnete Werbebude für immer geschlossen, daß die Verfassung vom 28. Mai nicht blos suspendirt, das heißt zu besserer Erhaltung bis zu günstigerer Jahreszeit ins Eis gestellt, sondern vernichtet werde. — So wenig aber wie jene Staaten zu Gunsten von Preußen ihre Selbständigkeit aufopfern wollten, ebenso wenig werden und können sie es zu Gunsten von Preußen und Oesterreich! Wir verbitten uns die Dyas wie die Monas!

Galsdorff.

Ei, wie ereifern Sie sich! Wir hatten denn doch noch andere Gründe gegen die berüchtigte Union, als die von Ihnen betonten. Sie können den Baiern nicht verläugnen, obgleich Sie in Preußen sind!

Themar.

Ist auch durchaus nicht meine Absicht! Können Sie aber auch inmitten aller Ihrer schwarzweißen Gefühle es wohl Baiern und den anderen Mittelstaaten verargen, wenn sie sich nicht dazu hergeben wollten, in Preußen aufzugehen? Denn daß das von den Gothanern verkündigte sogenannte Aufgehen Preußens in Deutschland weiter nichts anderes war, als daß die

Baiern, die Würtemberger, die Sachsen und Hanoveraner unter dem Titel Deutsche zu Preußen werden sollten, dies war doch zu handgreiflich. Das aber eben wollen sie nicht; sie wollen Baiern und Würtemberger bleiben, und ihre Könige wollen nicht blos Regenten heißen, sondern auch seyn.

Galsdorff.

Wenn Sie bei ihrer Polemik gegen die Unionsverfassung von dieser Behauptung ausgehen, so muß ich freilich bekennen, daß ich und diejenigen, die mit mir gleich denken, genau die umgekehrte Ueberzeugung hegen. Preußen wäre dabei zu Grunde gegangen, eben das alte Preußen, dem wir anhängen Dieses Preußen sollte aufhören, eine auf sich selbst ruhende europäische Großmacht zu seyn, es sollte herabsinken zu einer Provinz in dem einigen deutschen Reiche, auf gleiche Linie mit allen anderen, von Baiern bis Lichtenstein. Das war es, was wir nun und nimmermehr zugeben konnten und wollten, was man uns auch von deutscher Einheit und von Wiedergeburt der deutschen Nation vorsprechen mochte.

Themar.

Preußen ginge also hierbei in Baiern, Würtemberg und den Anderen auf! Und zwar nicht blos bei der

Frankfurter Verfassung, sondern auch bei dem Gebilde des Erfurter Parlamentes mit seinen mehr als kaiserlichen Befugnissen für den Unionsvorstand, einschließlich des absoluten Veto! Ich gestehe, daß ich dieser Auffassung nicht fähig bin und vermuthe auch, daß die anderen deutschen Regierungen hierüber eine sehr abweichende Meinung gehegt haben! Unterhalten Sie sich doch einmal hierüber mit meinem Schwager Waldheim, der Ihnen manches interessante Thatsächliche mitzutheilen vermag.

Galsdorff.

Ach Sie berühren da eine wunde Stelle. Die letzten Jahre haben mich von meinem alten Freunde, mit dem mich so viel gemeinsam Erlebtes verband, weit weg abgeführt! Seitdem ich ihn hier wiedergefunden, hat sich ein Abgrund zwischen uns aufgethan, und ich ende kaum ein Gespräch mit ihm ohne Erbitterung.

Themar.

Doch wohl nur Ihrerseits. Ich kenne meinen Schwager, und seit er seiner Schwester zu Liebe einige Zeit bei mir verweilt, hat es auch zwischen uns nicht an schweren Differenzen gefehlt. Aber das Zeugniß muß ich ihm geben, daß er des Geistes der Liebe nie erman-

gelt, die Personen von den Principien scheidet, die ersteren nie in den letzteren haßt, den Zwist nicht sucht, sondern meidet, und oft genug die andere Backe hingehalten hat.

Galsdorff.

Personen und Principien scheiden? Die ersten lieben, wenn man die letzteren haßt? Muß ich auch bei Ihnen auf diese Redensarten stoßen, die um so ...... verzeihen Sie mir ...... widerwärtiger sind, weil sie das Gewand so hoher Gebote tragen! Gewiß ist der persönliche Haß etwas ganz Sündiges, Verwerfliches, aber doch nur dann, wenn es eben ein persönlicher ist, wenn er aus persönlichen Motiven entspringt, nicht aber deswegen, weil er sich gegen Personen richtet. Muß man die falschen Principien hassen, so muß man auch die Personen hassen, die deren Träger sind, denn die Principien existiren nicht außer den Personen, und nur in dem Maaße, als man die Personen haßt, ist man gewiß, auch die von ihnen vertretenen Principien zu hassen. Ich sage dies mit den Worten eines eben so ausgezeichneten als christlichen Mannes, der zu hassen und zu lieben weiß, und denke wie der Engländer: I love a good hater!

Themar.

Leider bin ich nicht Ihr Beichtvater, oder vielmehr Sie können keinen haben, den ein göttlicher Beruf ermächtigte und zugleich befähigte, die verderblichen Trugschlüsse, die Sie aneinander reihen, zu vernichten und Ihnen die Buße aufzuerlegen, die in Ihrem politischen Kreise, wie ich fürchte, mehr in der Rede als in der That vorkommt. Die Praxis ist auch zum Glück bei Ihnen nicht so gefährlich, und Ihre Angriffe auf Waldheim's Schooßkind, auf die Union, würde er wohl noch im Glimpf abzuwehren vermögen. Ich habe deren leider ganz andere gegen ihn!

Galsdorff.

Aber ich nicht minder. Kann er, der treue Unterthan, der schwärmerische Anhänger seines Königs, kann er es verantworten, daß er dieser erneueten Auflage des Paulskirchenthums zugestimmt hat, die man uns als Reichsverfassung aufzwingen wollte? Daß er in Erfurt dazu die Hand bot, das revolutionäre Machwerk einer im tollen Jahre zusammengelaufenen Constituante zu verwirklichen?

Themar.

Hier scheint es mir, gehen Sie von dem Boden unseres gemeinsamen Kampfes gegen die Union auf einen

ganz anderen über. Ihr Widerwillen gilt dabei nicht der Form der Oberhauptsfrage, nicht der Zerreißung Deutschlands durch jene Verfassung, sondern deren constitutionellen Bestandtheilen. Da muß ich mich allerdings wesentlich gegen die Solidarität mit Ihnen verwahren. Ich weiß nicht genau, wie Waldheim über die rein doctrinelle Frage denkt, aber wenn die in der Verfassung vom 28. Mai niedergelegten Principien die seinigen sind, so trete ich diesen gerade nicht entgegen.

Galsdorff.

Also auch Sie können sich in Ihrem Gewissen dabei beruhigen, daß das Königthum von Gottes Gnaden mit dem Unrath des Repräsentativsystems übertüncht werde? Das ist kläglich!

Themar.

Aus dem einfachen Grunde, weil ich zwischen beiden keine Unvereinbarkeit finde, weil ich nicht zugebe, daß das constitutionelle Königthum nicht ganz eben so Gottes Ordnung entsprechen könne, als das unbeschränkte.

Galsdorff.

Sie finden es demnach ganz gerechtfertigt, daß von 1789 an Alles geschah, um die Monarchie ihrer Hoheit

und Unabhängigkeit zu berauben und ihr das Joch der sogenannten Volksvertretung aufzulegen? Alle Revolutionen von jener ersten an bis heute sind also losgesprochen!

Themar.

Die Revolutionen gerechtfertigt, losgesprochen? Habe ich mich wirklich so undeutlich ausgedrückt, daß Sie glauben können, deswegen, weil ich die englische parlamentarische Monarchie, ja die demokratische Republik von Uri für gesetzliche, eben so rechtsbeständige Staatsverträge halte wie das russische Kaiserthum, daß ich daher auch die Revolution von 1689 oder den Aufstand gegen Kaiser Albrecht für erlaubt und löblich ausgebe? Ich bin davon so fern, daß ich in jener Zeit gegen Wilhelm III. und gegen den Bund vom Rütli mit der tiefen Ueberzeugung gestritten haben würde, daß meine Gegner sich einer schweren Versündigung theilhaftig machten, indem sie ihre Hände gegen die rechtmäßige Herrschaft erhoben.

Galsdorff.

Ich glaube, Ihren Gedanken jetzt richtiger zu fassen. Sie wollen unterscheiden zwischen der Entstehung einer neuen Regierungsform, die rein verwerflich und hinsicht-

lich ihrer Urheber auch sündlich sein kann, und zwischen der Beurtheilung des hieraus hervorgegangenen Staatswesens an und für sich. Immer aber ist mir noch nicht deutlich, wie Sie in eben dieser Beurtheilung das von Gott eingesetzte Königthum gleichstellen können mit allen den Zerrbildern der neuesten Zeit. Ja ich fürchte, daß Sie hierbei mehr von den Einflüssen und Eindrükken der Gegenwart geleitet werden, als von der ewigen Wahrheit, die geoffenbaret worden zur Leuchte unseres Fußes auf jeglichem Wege. Hierin wenigstens sollten wir uns, wenn auch in getrennten Kirchen, zusammenfinden, auf dem Boden des Wortes Gottes. A Deo rex, a rege lex!

Themar.

Dieses Stichwort Jacob des ersten, des calvinistischen Theokraten, finde ich nirgends in der heiligen Schrift. Eher noch den alten deutschen Satz: lex donum Dei, imperator custos legum! Dem Worte Gottes wird übrigens der Katholik gewiß nicht sein Ohr verschließen, wenn er auch neben dem geschriebenen Worte eine andere Quelle der Erkenntniß stets und überall geöffnet sieht. Die heilige Schrift hat indessen über das, was wir Verfassungspolitik nennen, keine andere Vorschrift

geben wollen, als daß Jedermann der Obrigkeit unterthan sei, die Gewalt über ihn hat!

Galsdorff.

Alles kommt aber dann auf die Frage an: wer ist diese Obrigkeit, woran erkenne ich sie? Blos daran, daß sie eine Macht ist, die Gewalt über mich hat?

Themar.

Gewiß nicht; dies hieße das Beiwort zum Hauptwort machen. Die Obrigkeit soll Gewalt haben, aber nicht Alles, was Gewalt hat, ist Obrigkeit.

Galsdorff.

Ganz recht, so meine ich es eben! Ich bin kein Schriftgelehrter, aber das ist mir doch unzweifelhaft, daß die auctoritas, die exousia in jenem Schriftworte keine bloße Thatsache, ja nicht einmal eine bloße göttliche Zulassung, sondern eine göttliche Einsetzung bezeichnen soll.

Themar.

Dies ist schon weiter gegangen, als die heilige Schrift uns führt. Die Obrigkeit muß eine rechtmäßige sein, das ist klar; nur einer solchen bin ich „um des

Gewissens halber" unterthan, einer anderen Gewalt blos aus „Noth." Aber die weitere Untersuchung führt dann sofort auf das Verhältniß des göttlichen Rechts zum historischen Rechte. Nur aus letzterem kann die Frage nach der Rechtmäßigkeit im speciell gegebenen Falle beantwortet werden.

Galsdorff.

Aber dann ist doch immer klar, daß die wahre Obrigkeit auf Gottes Ordnung beruht, von dieser allein ihre Gewalt herleitet. Jede solche Obrigkeit ist von Gottes Gnaden und nur deshalb ist man ihr Gehorsam schuldig.

Themar.

Das fällt ganz mit dem zusammen, was ich sagte. Hierin macht jedoch die Natur und die Entstehung der Obrigkeit keinen Unterschied, sobald sie nur überhaupt eine rechtmäßige geworden ist.

Galsdorff.

Wie so?

Themar.

Ich dächte doch, es wäre deutlich. Nicht blos der Erbgang in der Monarchie erzeugt eine solche Obrigkeit,

sondern auch jeder andere Hergang, aus welchem ein Rechtsverhältniß erwachsen ist. Der gewählte deutsche Kaiser oder König von Polen, eben so wie der Vorsteher einer Republik, welche Gestalt diese auch sonst haben möge, können alle Eigenschaften einer rechtmäßigen Obrigkeit besitzen und den Gehorsam um Gottes willen fordern. Daß sie durch irgend einen Wahlmodus dazu gelangt, auf irgend eine Zeitdauer beschränkt, an die Zustimmung oder Mitwirkung irgendwelcher Körperschaften gebunden sind, ändert hierin an und für sich nichts. Alle diese verfassungsmäßigen Hergänge sind immer nur die menschliche Seite, immer nur die irdischen Mittel, deren sich Gottes Weltregierung bedient, um die Obrigkeit zu berufen. Die republikanischen Obrigkeiten zu Venedig und Amsterdam, oder jetzt noch in Schwytz und Unterwalden, regieren ganz eben so von Gottes Gnaden als wenn sie erbliche Könige wären. Und eben so die Regenten in den mannigfachen Zwischenformen, von der absoluten Monarchie an bis zur absoluten Demokratie.

Galsdorff.

Sie gehen hierin weiter, als ich zu folgen geneigt bin. Irre ich mich nicht, so würde auch Waldheim, dessen Uebereinstimmung Sie vorher voraussetzten, nicht mehr bei Ihnen stehen.

Themar.

Nun, mit der parlamentarischen Gesetzgebung hat er sich doch versöhnt und würde also auch zugeben, daß in ihr die Obrigkeit von Gottes Gnaden wirksam ist.

Galsdorff.

Von der parlamentarischen Gesetzgebung ist noch ein weiter Sprung bis zur parlamentarischen Regierung! Doch wozu? Sie selbst haben mir alles Erforderliche zugestanden, um den tiefen Unterschied zwischen der wahren und der falschen Staatsansicht zu begründen. Wo die letztere herrscht, da werden die Regenten aus Gottes Dienern zu Dienern der Menschen, auch wenn dabei der Name unverändert, die äußere Machtvollkommenheit ungemindert bleibt. Louis Philipp, der König nach der Charte, verwaltete als Diener die Sache des französischen Volks, das sein Herrwar; der Landammann von Uri verwaltet als Obrigkeit die Sache Gottes im Staate von Uri. Ist dies nicht auch der Ausdruck Ihrer Meinung?

Themar.

Sie haben schon einen großen Schritt damit gemacht, daß Sie auch der demokratischen Obrigkeit die Weihe der göttlichen Einsetzung zuerkennen. Immer

aber streift auch diese Ihre Gruppirung der Gegensätze noch zu sehr an die bekannte Theorie des Selbstbeherrschers aller Reußen, wonach es nur zwei wahre Staatsformen giebt: Monarchie und Republik, beide in ihrer Unbeschränktheit. Ich meinestheils verlange dieselbe Weihe auch für die Zwischenformen, ich verlange, daß anerkannt werde, daß auch der beschränkten Monarchie jeglicher Art dieselbe Berechtigung der christlichen Obrigkeit zukomme.

Galsdorff.

Und nun behaupte man noch, daß der heutige Ultramontanismus nothwendigerweise den politischen Despotismus zum Gefährten habe! Sie liefern ja den lebendigen Beweis, daß die „zeitgemäßen Anforderungen" eben so bei den deutschen Katholiken wie bei dem heiligen Stuhle, notabene vor dessen Exil nach Gaeta, die bereitwilligste Anerkennung finden!

Themar.

Wir begründen nur unsere Anerkennung etwas anders und verlangen etwas andere Bürgschaften als die Kinder der Zeit.

Galsdorff.

Ach so! jetzt fange ich an zu verstehen! Die Bürgschaft, die Sie beispielsweise in der heutigen Schweiz vermissen und in dem heutigen Belgien vorfinden, ist eine mit aller Machtvollkommenheit ausgerüstete Kirche, die zwar nicht auf den Eckstein in Zion, dagegen aber auf den Fels Petri gegründet ist! Daher ist der politische Zustand in dem einen Lande verwerflich, in dem andern aber löblich!

Themar.

Unter anderen auch deswegen! Zunächst aber habe ich es mit Ihrer Aeußerung zu thun, daß es sich dabei um den heutigen Ultramontanismus handele, wie Sie es auszudrücken belieben. Dies ist ein offenbarer historischer Irrthum. Die katholische Kirche hat zu allen Zeiten den Gegensatz zu dem starren, formalen Rechte vertreten. Im Mittelalter ist sogar ihr weltlicher Beruf recht eigentlich dahin gerichtet gewesen, die Forderungen aufrecht zu erhalten, welche jetzt der Liberalismus sich zum Ziele setzt.

Galsdorff.

Aber doch nur als schlimmes Zerrbild! Ich denke selbst von den dunkelsten Zeiten der römischen Kirche zu

gut, um ihre Motive und Handlungen mit denen der schalen Philanthropie der Gegenwart zu vergleichen.

Themar.

Von Motiven und Handlungen sprach ich nicht, sondern von Zielen. Hier nun ist nicht zu verkennen, daß der Kampf der Kirche gegen die absoluten Standesunterschiede, gegen die Sclaverei, gegen die gerichtlichen Zweikämpfe und gegen so vieles andere, im äußeren Rechte jener Zeiten Wurzelnde, eben nur in dem von mir angedeuteten Sinne richtig zu verstehen ist. Während der Staat die Klüfte zwischen den Menschen immer tiefer befestigte, Alles und Jedes an die Geburtsunterschiede knüpfte, hielt die Kirche die große Lehre von der Kindschaft Gottes und der daraus fließenden allgemeinen Brüderlichkeit der Menschen aufrecht. Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß in den Zeiten, wo das kleinste bürgerliche Ehrenamt dem „armen Manne", dem Villain, dem Velhao, dem Ceorl unzugänglich blieb, ein Schweinehirt auf den höchsten Sitz der Christenheit stieg und ein Rademacher das Zeichen seines Gewerkes in das Wappen des ersten geistlichen Kurstaates setzte.

Galsdorff.

O ja, ich weiß sogar, wieviel Theil der englische Clerus daran hatte, daß dem Könige ohne Land die große Charte abgepreßt wurde, die das Evangelium der modernen Staatsweisheit geworden ist! Hier die Fürsten, anderwärts die Unterthanen, beide haben genugsame Erfahrungen von der Allmacht Roms und seiner Diener zu sammeln Gelegenheit gefunden!

Themar.

Zu ihrem eigenen Heile!

Galsdorff.

Und zum Nutzen der heiligen römischen Kirche!

Themar.

Ihr Ausfall trifft nicht, denn dieser Gegensatz ist keiner. Er beruht zudem auch auf unrichtiger Auffassung. Ob die Kirche im Mittelalter eine politische Stellung einnehmen wollte oder nicht, das hing nicht von ihrer Wahl ab. Diese Stellung gehörte vielmehr zu den Leiden, denen sie in der Welt unterworfen ist. Nach dem Falle des römischen Reiches war keine politische Macht mehr vorhanden, die einen Damm gegen den hereinbrechenden Völkerstrom zu ziehen vermochte. Daher

mußte die Kirche einen Platz einnehmen, der der Welt ihre innere Einheit bewahrte. Das Alles hat schon Schelling eben so unbefangen als unwiderleglich nachgewiesen.

Galsdorff.

Ich will es nicht unbedingt bestreiten, wünschte aber dann nur, daß Sie den Unterschied der Zeiten anerkennten und nicht auf heute anwendeten', was unter ganz anderen Umständen seine Berechtigung haben mochte.

Themar.

Das ist so wenig mein Fall, daß ich vielmehr die heutigen Beziehungen der Kirche zum Staate wahrscheinlich weiter sondere, als Sie selbst. Der Katholik hat einsehen lernen, was es mit der vielgepriesenen union du trône et de l'autel heutzutage auf 'sich hat. Die ewige Wahrheit darf nie weniger als in unserer Zeit in die Welthändel hereingezogen, der unveräußerliche Schatz der Kirche nie weniger dem Betasten durch unberufene Hände ausgesetzt werden.

Galsdorff.

Wollen Sie mich, lieber Freund, von unserem nächsten Gegenstande, ja überhaupt von dem ganzen Bo=

den unserer Gemeinschaft hinwegnöthigen? Sollen wir den alten Zwist hervorrufen, anstatt zusammenzustehen gegen den Feind, den politischen wie den religiösen? Sie wissen, in welchem Maaße es den gläubigen Evangelischen verletzen muß, wenn er immer wieder hören muß, daß sein katholischer Bruder es als selbstverstanden ausgiebt, daß der Begriff von Wahrheit mit der Lehre des römischen Bekenntnisses zusammenfalle. Wozu diese stete Herausforderung? Der deutsche Katholik kann vollkommen wissen, daß er in denen, welche das Salz der protestantischen Kirche ausmachen, nicht mehr derselben Ausschließlichkeit begegnet, wie sie sich in der ersten Gluth des Streites ausbildete. Er weiß, daß die relative Berechtigung der katholischen Kirche keinesweges mehr bestritten wird, und daß man unsererseits nur dieselbe Befugniß auch für uns in Anspruch nimmt. Weshalb daher in schnöder Ausschließlichkeit die Hand des Friedens zurückstoßen? Wahrhaftig, es hat in diesen drei Jahrhunderten noch keine Zeit gegeben, wo die Veranlassung zur Verständigung zwischen den beiden Confessionen näher gelegt und der Weg dazu durch die inneren und äußeren Schicksale unseres Vaterlandes mehr geebnet worden wäre!

Themar.

Haben Sie solche Unionsgedanken? Sind es dann temperative oder absorptive? Kaum haben Sie sich der Sprengung der politischen Union erfreut, so wollen Sie schon Hand an eine religiöse legen!

Galsdorff.

Etwas mehr Ernst bei einem ernsthaften Gegenstande! Sonst pflegen Sie mir wohl die Neigung zu unzeitigen Scherzen als Characterfehler anzurechnen, aber diesmal sind Sie es. Wollen Sie aber an die Pfaff-sche Definition erinnern, so antworte ich: ich will weder das Eine noch das Andere, sondern eine conservative Union.

Themar.

Wo also Jeder bei seinem Bekenntnisse stehen bleibt.

Galsdorff.

Aber darin kein Hinderniß des Friedens und der Glaubensgemeinschaft sehen will.

Themar.

Darauf antworte ich: des Friedens ja, der Glaubensgemeinschaft nein!

Galsdorff.

Wagen Sie es wirklich, dem protestantischen Christen den Glauben überhaupt abzusprechen?

Themar.

Erlauben Sie mir, daß ich hierauf mit den Worten eines unserer erleuchtetsten Gottesgelehrten erwiedere. Jeder, der nicht der Kirche glaubt, folgt einem Menschen und zwar entweder einem Anderen oder sich selbst. Der Besitz der heiligen Schrift macht hierin keinen Unterschied, da ihre Auslegung immer wieder entweder das eigene oder das Werk eines Anderen ist. Außer der Kirche giebt es daher keinen Glauben; die Kirche hat nicht blos den wahren Glauben, sondern überhaupt den Glauben.

Galsdorff.

Sie treffen mich und meine Sinnesgenossen mit dieser Behauptung trotz ihrer Schroffheit weniger, als Sie vielleicht voraussetzen. Wir stellen uns nicht auf den Boden der abstracten Alleingenügsamkeit des Schriftwortes, wir läugnen weder die innere Nothwendigkeit, noch die historische Wirklichkeit der kirchlichen Tradition. Wenn sich die Katholiken mehr mit dem Entwickelungs=

gange des deutschen Protestantismus in den letzten Jahren beschäftigten, so würden sie leicht finden, daß die Angriffswaffen, deren sie sich bisher mit besonderer Vorliebe bedienten, ziemlich stumpf geworden sind. Was wir läugnen, ist die Identificirung der Kirche und ihrer Erblehre mit der heutigen katholischen Kirche, ja, um es kurz zu sagen, mit jeder bestehenden Kirche.

Themar.

Um mich zu belehren, möchte ich fragen, ob Sie diese weitschichtige Behauptung auf die gesammte religiöse Erkenntniß ausdehnen?

Galsdorff.

Zunächst habe ich es nur mit den beiden großen christlichen Confessionen zu thun. Die nothwendige Erscheinung des Christenthums tritt weder im einseitigen Bestehen des Katholicismus, noch im einseitigen Bestehen des Protestancismus hervor, sondern in dem gleichmäßigen Bestehen und dem Gegensatze beider. Die Einheit stellt sich nur in der Vereinigung der beiden Getrennten dar, so wie sie schon in dem ursprünglichen Verhältniß des Apostels Paulus zu den erstberufenen Zwölfen vorgebildet war. Was früher vereinzelt war,

trat in der Reformation als große historische Erscheinung hervor. Aber ebenso wie Paulus und Petrus Apostel Eines Herrn waren, so sind auch beide Kirchen Eines Herrn; sie sind vermittelnde Glieder der einen allgemeinen Kirche, die allein Christi Absicht war und eintreten wird, wenn die Stunde gekommen ist!

Themar.

Also die Kirche der Zukunft? Nein, da finde ich doch statt dieser nebelhaften Theoriee eines Denkers, den ich sonst sehr hoch achte, den Vorschlag Marheinecke's weit practischer: sämmtliche Männer werden protestantisch und sämmtliche Weiber katholisch, als wohin sich beide Geschlechter ohnehin neigen. Dann ist die Union sofort verwirklicht!

Calsdorff.

Pfui, lieber Rector, wir wechseln ja heute die Rollen!

Themar.

Sie haben Recht; ich bitte Sie aber, von dieser speculativen Construction der Zukunft lieber zu einem greiflicheren Thema zurückzukehren. Wie vereinigen Sie Ihre Ansicht über die Nothwendigkeit der Tradition mit dem Gange der Reformatoren?

Galsdorff.

Nichts natürlicher: Luther und die Seinigen wollten nur die ausgeartete Kirche auf die altchristliche zurückführen. Dazu glaubten sie nichts zu bedürfen als die heilige Schrift, und hierin lag allerdings der aus dem damaligen Zustande der Theologie sehr erklärliche Irrthum. Denn dadurch schlossen sie Unentbehrliches aus: die Erhaltung der geoffenbarten Wahrheit durch die apostolische Ueberlieferung in der ersten, und die Einsezzung der Kirche vermöge der conservativen Ueberlieferung in der zweiten Epoche der Geschichte des Christenthums. — Sie sehen, daß ich die Gottesgabe der Ueberlieferung wohl zu würdigen weiß; erst als die Kirche statt der ihr verliehenen Kraft zur conservativen Tradition sich eine normative beilegte, begann ihr Verderben. Sie nahm Christo ab, um es sich zuzulegen.

Themar.

Können Sie, ich frage Sie, lieber Herr von Galsdorff, diese Behauptung mit derselben Erkenntniß, die Sie eben darlegten, zusammenreimen? Wer in der Kirche den Leib Christi, die Wirklichkeit der Wahrheit erblickt, kann der annehmen, daß das der Kirche Zugelegte Christo abgenommen werde? Ist die Kirche eine neue Incarna-

tion Christi, oder ist sie eine fortgesetzte? — Lassen Sie uns jedoch dem Kerne der Frage näher treten. Kann der Mensch die Wahrheit, die eine, ewige, aus sich heraus erkennen oder nicht?

Galsdorff.

Hierüber kann zwischen uns wohl keine Verschiedenheit seyn. Die erstere dieser Annahmen, wie man sie auch einkleiden möge, führt entweder zum Rationalismus oder zum Mysticismus, beide trennen sich von der positiven Offenbarung; der eine läugnet sie, der andere bedarf ihrer nicht.

Themar.

Dann aber muß ein Weg gewiesen seyn, der die Offenbarung ganz sicher, unvermindert und unverfälscht an den Menschengeist bringt. — Der heilsbedürftige Mensch sitzt an der Quelle, die seinen Durst allein zu löschen vermag; was ist natürlicher, als ihm zu sagen: bücke dich, schöpfe, trinke! Und doch lehrt jede nähere Betrachtung, so wie jede hinter uns liegende Erfahrung, daß er dies schlechterdings nicht in einer Weise vermag, die ihm verbürge, daß er dem Quell des Heils nicht Bestandtheile beimenge, die von ihm selbst oder Anderen herrühren.

Galsdorff.

Ich habe gegen diese Einleitung nichts einzuwenden.

Themar.

Dann bleibt es dabei, daß der göttliche Wille, das Menschengeschlecht mit der Wahrheit zu tränken, unerfüllt geblieben wäre, wenn er sich darauf beschränkt hätte, nur die Quelle zu eröffnen — — — —

Galsdorff.

Und nicht zugleich die Anstalt, um ihren Inhalt vollständig, ohne Zuthun und Abthun, an den Durstigen zu bringen, so daß diesem nichts Anderes übrig bleibt als zu trinken!

Themar.

Vortrefflich! Es ist weit gekommen, daß diese Einsicht dergestalt bei Ihnen durchgedrungen ist, wenn ich auch Vorbehalte vermuthen muß. In der bloßen Verweisung auf die heilige Schrift suche ich diesen Vorbehalt bei Ihnen indessen nicht. Also ein Lehramt, und zwar ein solches, dem als Totalität die Gabe der Unfehlbarkeit beiwohnt. — Dieses Lehramt aber hat sich gegenüber ein wechselndes Geschlecht. Die Lehre

muß an das jedesmalige Auditorium in der Gestalt gebracht werden, die seinen speciellen Bedürfnissen und Verhältnissen entspricht; sie muß Allen Alles werden. Daher muß das Lehramt ein stets vorhandenes und Jedem gegenwärtiges sein. So war es nach der Einsetzung Christi, und so ist es jetzt.

Galsdorff.

Halt, halt! Hier beginnt der salto mortale! Ich bin Ihrer Entwickelung ruhig gefolgt, auch wo sich nahe liegende Einwendungen darboten. Bei den höchsten Dingen begegnet es nicht selten, daß manche Behauptungen eher klar als wahr sind. Aber jetzt stelle ich die einfache Frage: wer verbürgt Ihnen, daß dieses unfehlbare Lehramt mit der jetzigen römischen Kirche, mit ihrem sichtbaren Haupte, den Bischöfen und Priestern zusammenfalle?

Themar.

Lassen Sie mich zuerst dem Seitenblick begegnen, mit dem Sie endeten. Daß das Lehramt überhaupt in den Mund fehlbarer sündiger Menschen gelegt worden, kann Ihnen unmöglich von vornherein als Einwand gelten. Sie selbst erkennen die Apostel als unfehlbar an, trennen

also dort den Menschen von dem Amte. War nicht Judas unter den Zwölfen, fiel nicht Petrus, zeigt nicht Paulus manche bedenkliche Schattenseite? Und dennoch konnten sie sagen: dem heiligen Geist und uns hat es geschienen!

Galsdorff.

Das erste Concil zu Jerusalem!

Themar.

Ja wohl, das erste Concil zu Jerusalem. Auch hierin können Sie keine Schwierigkeiten finden, denn Sie erkennen ja noch in der altchristlichen Kirche eine übernatürliche Kraft, die Traditionen zu bewahren. Wo endet denn aber nun die Trennung des gebrechlichen, fehlbaren Menschen von der unfehlbaren Körperschaft? Wo beginnt die „römisch-katholische Periode?"

Galsdorff.

Die Frage ist oft genug aufgeworfen worden und erhält mit Recht stets die gleiche Antwort. Wir sind weder befähigt noch verpflichtet, in der geheimnißvollsten Epoche der Menschengeschichte solche Linien zu ziehen oder anzugeben. Genug, wenn wir die geschehene Umwandlung durch ihre Wirkungen wahrnehmen.

Themar.

Das ist freilich ein bequemer Cirkelschluß. Indessen ich frage statt dessen: wenn die jetzige katholische Kirche nicht die ununterbrochene Fortsetzung der altchristlichen sein soll, wenn sie nicht das doch unabweisliche, nothwendige, unfehlbare Lehramt darstellt, wo ist dieses dann? In der protestantischen Kirche?

Galsdorff.

Das behaupte ich von meinem Standpunkte aus eben so wenig. Die protestantische Kirche giebt sich auch selbst nicht dafür aus.

Themar.

Also nirgends?

Galsdorff.

Oder überall. Können nicht die Ausgießungen des heiligen Geistes, aus welchen allein die Kraft der Wahrheit entspringt, zu allen Zeiten stattgefunden haben, in der einen reichlicher, in der andern minder? Kann nicht unsere Zeit auserkoren sein, eine besondere Fülle der Gaben zu empfangen, zur Lehre und zur Zucht?

Themar.

Irre ich mich nicht, so deuten Sie hiermit auf einen Lehrbegriff hin, der sich seit Kurzem, von England herüber, auch bei uns einbürgert?

Galsdorff.

Innerhalb gewisser Beschränkungen und Vorbehalte muß ich die Frage bejahen. Der Gegenstand ist indessen zu umfassend und liegt mir zu sehr am Herzen, um beiläufig davon zu sprechen. Auf ein andermal. Ich bin von den Kreuz- und Quergängen unserer Unterhaltung etwas wirr im Kopfe. Lassen Sie mich in meine grüne Einsamkeit zurückkehren, denn das ist sie wirklich in einem solchen Winter, und diese wie jede politische und religiöse Controverse endigen mit dem Bekenntnisse des Gänsehirten von Ettlingen, als ihm die Versucher nahten: Ich halt' an meinem Glauben und an meinem Fürsten!

Drittes Gespräch.

Büchner.

Rühmen Sie mein felsenfestes Vertrauen, liebster Waldheim, denn ich gehe Ihnen nicht aus dem Wege, sondern schneide sogar den Spazierpfad quer durch, um Sie zu begrüßen, ungeachtet ich so eben ausdrücklich vor Ihnen gewarnt worden bin!

Waldheim.

Das ist Ihnen wohl schon häufig begegnet, theurer Freund!

Büchner.

In der Paulskirche freilich sehr oft. Dann kam eine Zeit, wo Ihre Actien bei meinen Freunden einigermaaßen stiegen, um aber plötzlich wieder unendlich zu

fallen. Seit einigen Monaten sind nun die Stimmen getheilt.

Waldheim.

O ja! ich kann mir diese Zeitabschnitte sehr wohl auseinanderlegen. Darf ich aber ohne Indiscretion fragen, wohinaus die neueste Warnung gerichtet war?

Büchner.

Ich möge Ihrem Constitutionalismus nicht zu viel trauen.

Waldheim.

Wer weiß, ob der unbekannte Warner nicht recht hat! Jener Römer, von dem Cicero behauptet, daß er in einem gläsernen Hause hätte wohnen können, war allerdings leichter zu durchschauen.

Büchner.

Können Sie es aber den Menschen verdenken, die nur Ihrem äußeren Lebenswege folgen, wenn sie dessen Gänge und Uebergänge mit Mißtrauen betrachten?

Waldheim.

Ich verdenke es ihnen weiter nicht, wenn ich auch zuweilen etwas mehr Vernunft in der Beurtheilung

und etwas mehr Anstand in der Aeußerung gewünscht hätte.

Büchner.

Glauben Sie mir, daß ich bei unserer, wenn auch neuen, doch bewährten Freundschaft genug an solchen Aeußerungen gelitten habe! Was Sie vor Jahren gesagt, geschrieben und gethan, das haftet im Gedächtniß und läßt die Ueberzeugung nicht Wurzel schlagen, daß Sie der Gegenwart aufrichtig angehören.

Waldheim.

Ganz abgesehen davon, ob ich die Gegenwart, der ich angehören soll, ganz so verstehe, wie diese meine Beurtheiler, so blicke ich auf die vergangenen Abschnitte meines Lebens zurück, ohne zu verläugnen, was ich in gewissenhafter Prüfung aller mir zugänglichen Quellen der Erkenntniß zu irgend einer Zeit richtig nannte. Eben dieselbe gewissenhafte Prüfung hat mich durch die folgenden Jahre begleitet. Ich habe damals bekannt und bekenne jetzt, daß die politische Wahrheit aus denselben Quellen zu schöpfen ist, wie alle anderen: aus dem göttlichen Willen und dessen Kundgebung in der Geschichte des Menschengeschlechts. Ebendeswegen aber zog und

ziehe ich keine Linie in der Zeit, jenseits welcher die Wahrheit und diesseits welcher die Lüge läge. Die Geschichte reicht bis heute, und der heutige Tag hat dasselbe Recht, wie jeder frühere: das Recht, aus sich selbst heraus begriffen zu werden.

Büchner.

Sie erkennen also die öffentliche Meinung als das Bestimmende im Staatsleben an?

Waldheim.

Erst würden wir in eine gründliche Erörterung über diesen in jedem Munde anders verstandenen Begriff eingehen müssen, ehe ich Ihnen ein einfaches Ja antworten könnte. Wir bedürfen gar sehr eines neuen Brissonius, der die heutige Bedeutung der Worte feststellte! „Oeffentliche Meinung" ist ein solches. Nicht die lautesten Stimmen, auch nicht die im Sturme der Leidenschaft abgegebenen sind der Maaßstab für die Wirklichkeiten im Leben der Völker.

Büchner.

Aber eben so wenig die feilen oder eingeschüchterten Stimmen in der Presse und den Kammern, wenn das Volk eben durch die caudinischen Gabeln der siegenden Reaction hindurchgegangen ist?

Waldheim.

Eben so wenig!

Büchner.

Oder eben so wenig die Speichellecker der Gewalt, die „Schirmvögte der hungrigen Ungeduld," und die Fanatiker der Contrerevolution, die ihre Helden dann in Hunderten von Adressen und Festreden beräuchern?

Waldheim,

Eben so wenig! Die wahren und dauernden Umwandlungen des politischen Gemeingefühls ziehen in die Welt mit jener bedeutungsvollen Geräuschlosigkeit ein, mit welcher alle großen und nachhaltigen Dinge bei ihrer ersten Erscheinung von den jedesmaligen Tonangebern beehrt wurden. Erst weit später werden sie Gemeingut und gehen in das öffentliche Bewußtsein über.

Büchner.

Worauf es mir bei dieser sonst ganz plausiblen Betrachtung doch zunächst ankommt, ist, zu wissen, ob Sie die Ansichten über die dienlichste Staatsform, zu welcher Sie früher so entschieden hinneigten, jetzt aufgegeben haben oder nicht?

Waldheim.

Auf Neigung oder Abneigung, lieber Freund, kommt es bei dem Standpunkte, den ich einzunehmen mich gewissenshalber gedrungen fühle, nicht an. Haben Sie aber dabei im Auge, ob ich es im gegebenen Zeitmomente für dienlich und möglich erachte, die Monarchie in Deutschland auf das altständische Princip zurückzuführen, so antworte ich darauf mit dem einfachsten und aufrichtigsten Nein!

Büchner.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in die Rede falle, um einzuschalten, daß ich Sie nie für fähig gehalten habe, daran zu denken, oder gar, wenn Sie berufen würden, dazu zu rathen, daß man heilige Eidschwüre breche, die in freier unabhängiger Selbstbestimmung beschworene Verfassung vernichte. Ich frug nicht danach, ob Sie an einem Königsworte auch nur deuteln würden, sondern wünschte zu wissen, was auf dem Gebiete der inneren politischen Frage Ihre *eigene* Ueberzeugung sei.

Waldheim.

Ganz recht, meine Antwort soll auch über die bloße Erfüllung einmal übernommener Verpflichtungen hinaus-

reichen. — Die altständische Monarchie, wie sie auch in dem Herzen und der tiefen Ueberzeugung Einzelner, und wahrhaftig nicht der Geringsten, ihre Stätte bewahre, ist verloren. Der letzte Augenblick war der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV.; mit sofortiger großartiger Herstellung der ständischen Rechte in den Einzelnstaaten und gleichzeitiger Neugeburt eines Gesammt-Deutschlands wäre ein Boden zu gewinnen gewesen. Was bei weitem die Mehrzahl der Deutschen in dem bevormundenden Beamten-Regimente entbehrte, was sie in der traurigen Vernachlässigung der nationalen Interessen haßte, das konnte und mußte mit vollen Händen gegeben werden. Jetzt ist es zu spät; der Boden ist verloren. Ohne einen gänzlichen Umschwung nicht blos der deutschen, sondern der europäischen Menschheit tritt jene edle Regierungsform nicht wieder ins Leben. Ja, lieber Büchner, sie war eine edle! Sie beruhte einerseits auf den eigenen Rechten, die von den Fürstengeschlechtern durch alle Zwischenstufen, nur dem Umfange nach ungleich vertheilt, herabflossen, andrerseits auf der christlichen Weihe der Krone. Beides ist in dem Bewußtsein der Massen erloschen und zwar nicht vorübergehend. Darauf jetzt eine Regierung zu gründen, wäre eine verspätete und eine verfrühete Idee zu gleicher Zeit!

Büchner.

Mag sein. Ich finde darin nur keinen Verlust. An die Stelle der Privatverhältnisse, die Sie aufzählen, ist der Staat getreten. Wo er monarchisch regiert wird, wie es bei größeren Ländern durch das unbedingte Interesse der Staatsbürger selbst geboten ist, besteht nur noch der Unterschied, ob der Regent durch einen Vertrag gebunden ist oder nicht. Im Staate erwächst hieraus aber keine reelle Verschiedenheit. — Nicht der König herrscht, sondern das Gesetz, auch wenn er formell absolut ist und die Gesetze mit seinen Beamten macht. Dem werden Sie nicht widersprechen. Auch in Rußland würde der Kaiser nicht behaupten wollen, daß es sich anders verhielte; was er thut, thut er nicht aus sich selbst, sondern nach dem Gesetze und vermöge des Gesetzes. — Es läuft also immer in der Hauptsache darauf hinaus, wo die gesetzgebende Macht liegt, und dies ist auf der einen Seite die höchste Rechtsfrage, auf der andern die höchste Zweckmäßigkeitsfrage. Das Bewußtsein des lebenden Geschlechts, dem Sie selbst in seiner Reinheit die letzte Stimme einräumen, ist aber hierüber in den meisten europäischen Ländern ganz unzweifelhaft, und darin wurzelt die Berechtigung und die Nothwendigkeit des constitutionellen Systems. Sie wer-

den dies bei der partheyfreien Wahrhaftigkeit, die ich an Ihnen kenne, gewiß nicht läugnen und haben es überdem schon oft und deutlich genug zugegeben.

Waldheim.

Allerdings komme ich bei derselben Schlußfolgerung an, wenn ich auch über das Princip der constitutionellen Monarchie im Allgemeinen und über dessen naturgemäße Anwendung auf die deutschen Staaten in erheblichen Dingen von Ihnen abweichen würde. Sie bringen diese großen Fragen unter die Gesichtspunkte des Rechts und der Zweckmäßigkeit; meine Ableitung ist eine andere.

Büchner.

Nun, ich bin auch zu jedem anderen Gange der Untersuchung bereit. Ich würde gern mit Ihnen in einer Verständigung zusammentreffen, die ich noch entbehre. Seit Frankfurt ist Vieles über uns hinweggezogen; wir werden jetzt Beide Manches deutlicher sehen.

Waldheim.

Versuchen wir es wenigstens! — Von der Doppelbeziehung, die Sie in Ihre Betrachtung des Staates hineinbringen, gehe auch ich aus. Sie muß jeder

Erörterung hierüber zu Grunde liegen, denn der Staat auf Erden ist einerseits eine Thatsache, andererseits eine Institution.

Büchner.

Beides widerspricht sich aber gar nicht, sondern gehört zusammen. Der Staat ist nicht, wie Haller will, als bloßes Naturerzeugniß gewachsen — — — —

Waldheim.

— — — — aber eben so wenig als Kunsterzeugniß gemacht, wie seit Rousseau oft genug behauptet worden. — Wie Sie sagen: Beides gehört zusammen. Der Staat hat eine rationelle Seite, also kann man nach der besten Staatsform an sich fragen. Er hat aber auch eine practische natürliche Seite, also muß man sich den Bedingungen unterziehen, die aus einem gegebenen Zeitmomente und einem gegebenen Volke hervorgehen. Das meiste Unglück, die meisten politischen Katastrophen sind aus dem Verkennen der Berechtigung und der Zusammengehörigkeit beider Seiten der Aufgabe erwachsen.

Büchner.

Ich besorge, daß ich Ihnen mit diesen Vordersätzen schon zu viel Waffen gegen mich in die Hand gebe, will

aber doch erwarten, welche Folgerungen Sie daraus ziehen.

Waldheim.

Folgerungen gedenke ich durchaus nicht zu ziehen, sondern sie Ihnen zu überlassen. Zuvörderst haben wir es nur mit der allgemeinen, gewissermaßen theoretischen Untersuchung zu thun. Wollen wir auf eine Verständigung hinausarbeiten, so ist es wohl am Besten, wenn ich von Ihren eigenen Prämissen ausgehe. — Der Staat ist eine Anstalt unter den Menschen; wie würden Sie den Zweck dieser Anstalt etwa bezeichnen?

Büchner.

Darüber bin ich nicht in Verlegenheit: Der Staat soll dem Einzelnen gewähren, was dieser als Einzelner nicht vermag. Ich gehe weiter: der Einzelne verlangt von der Staatsgemeinschaft, daß sie ihn in seinem Rechte schütze, und daß sie ihn in seiner Wohlfahrt fördere.

Waldheim.

Gut. Finden Sie diese beiden Forderungen, die gewissermaßen die negative und die positive Seite der politischen Gemeinschaft bezeichnen, in den Begriffen der Freiheit und der Ordnung ausgedrückt?

Büchner.

Freiheit? Ordnung? Ich würde gegen diese Umwandlung meines Gedankens eben nichts einwenden. Die Freiheit waltet in einem Staate, wenn Jeder seine natürlichen und erworbenen Rechte ungehindert gebrauchen kann bis an die Gränzen des Rechts Anderer. Die Ordnung soll hiefür die Bürgschaft und auf der anderen Seite zugleich das Mittel geben, um die Wohlfahrt zu fördern.

Waldheim.

Bis dahin wären wir also einig. Sie werden auch mit mir übereinstimmen, daß beiden Bedingungen in dem „besten Staate" entsprochen werden muß. Die Freiheit beruht darauf, daß die Einrichtung des Staates überall auf der Rechtsidee fußt, die Ordnung, daß eine wahre Autorität vorhanden ist, eine Autorität, die die Macht und den Beruf vereinigt.

Büchner.

Zugegeben. Wie bauen Sie aber nun den besten Staat auf diesen Grundlagen auf?

Waldheim.

Wie jeder Baumeister, von unten auf. Zunächst das Individuum, dann die Familie, dann die Körper=

schaft oder Gemeinde, dann der Landestheil, zuletzt der Staat. Auf jeder Stufe bildet sich das Recht und die Wohlfahrt selbstständig aus. Da, wo hierbei die Mittel aufhören, um das Recht zu schützen und die Wohlfahrt zu fördern, beginnt der Beruf und die Befugniß der nächsthöheren Stufe. Diese Befugniß tritt nicht früher ein und reicht nicht weiter, als die Nothwendigkeit.

Büchner.

Dabei scheint mir, wird doch dem Staate eine sehr geringe Rolle angewiesen, da er nicht im Wesen, sondern nur im Umfange ein Verschiedenes von den unteren Rechtskreisen ist. Ich habe einen höheren Begriff vom Staate.

Waldheim.

Ich auch; lassen Sie mich nur in meinen Lucubrationen fortfahren. Der obersten Stufe, eben weil sie die oberste ist, dem Staate also, steht gegen alle seine Angehörigen ein durchgreifendes Nothrecht zu, dem sich die Einzelnrechte stets fügen müssen. Es kommt dieses aber nur in Anwendung, wo wirklich Schaden irgendwelcher Art abzuwenden ist, nicht bei beabsichtigtem Vortheile, und reicht nicht weiter als der angedrohte Schaden.

Büchner.

Das ist eine sonderbare Begründung der obersten Staatsgewalt, die noch sehr nach Ihren früheren Rechtstheorieen schmeckt. Und nun beschuldigt man Sie des Absolutismus! Es giebt ja nichts Relativeres als diese Lehre von der Oberherrlichkeit!

Waldheim.

Erlauben Sie mir, ich werde gleich noch relativer. — Auf jeder Stufe hat die Gesammtheit der wirklichen Glieder ihre Angelegenheiten frei und selbstständig zu besorgen: hieraus bilden sich in aufsteigender Reihe die organischen Vertretungen der besonderen Interessen. Der obersten, der eigentlichen Vertretung der Angehörigen des gesammten Staates, fällt dabei insbesondere die Entscheidung über die jedesmalige Thatsache bei der Ausübung des Nothrechts und über dessen Umfang zu.

Büchner.

So gelangen Sie zu dem constitutionellen Gesetzgebungsrechte! Bei einem solchen Unterbaue von Selfgovernment bleibt aber wenig Stoff dafür übrig. Ist Ihr Staat nun fertig?

Waldheim.

Nichts weniger als das! — Auf jeder Stufe ferner ist es erstes Bedürfniß, daß eine Obrigkeit vorhanden sey, eine Autorität, welche den Beruf und die Macht hat Recht und Ordnung aufrecht zu halten, und ihr gegenüber die Masse der Angehörigen, welche die Pflicht und den Willen hat, zu gehorchen.

Büchner.

Bei dieser Betrachtungsweise kommt es demnach noch gar nicht auf irgend eine Form der Regierung an. Bei jeder Gestalt der Spitze des Staates kann Freiheit und Ordnung vorhanden und verbürgt seyn, oder auch nicht.

Waldheim.

Unbestreitbar! Die ständischen Monarchien des Mittelalters gaben größtmögliche Privatfreiheit, aber nicht immer viel Ordnung; der Staat Friedrich Wilhelm's I. leistete alles Mögliche für die Ordnung, wenig aber für die Freiheit.

Büchner.

Und das heutige russische Reich noch weniger!

Gestehen Sie aber auch, daß die englische Repräsentativ-Monarchie beides in hohem Maaße vereinigt!

Waldheim.

Ganz gewiß, und zwar weil sie die moderne Ordnung auf die alte Freiheit geimpft hat. O ich gehe noch weiter! Mehr als eine der kleinen Demokratieen der Schweiz gewährte hohe Freiheit bei vieler Ordnung. — Eben so sehr kann man aber sagen, daß in allen diesen politischen Formen das Umgekehrte vorgekommen ist. In den republikanischen und in den Repräsentativstaaten sogar jedesmal, wenn eine Partheyherrschaft eintritt, die dann regelmäßig die Freiheit nur für sich in Beschlag nimmt.

Büchner.

Gelangen Sie dann aber nun mit dieser gesammten Herleitung zu dem Schlusse, daß es für den Staat gleichgültig sey, unter welcher Regierung er sich befinde? Oder wie Napoleon sagte: toute constitution est bonne pourvu qu'elle marche!

Waldheim.

Ich gelange zu dem Schlusse, daß eine solche Anschauung zu nichts Anderem als zu einer politischen

Propädeutik, zu einer, wenn auch nicht nutzlosen, Orientirung auf diesem ganzen Gebiete führen kann. Ganz eben so wie die entgegengesetzte, die den Staat von oben herunter aufbaut, sey es durch einen allgemeinen Vertrag, wie die Lehre vom contrat social, oder durch eine Reihe von Special-Verträgen, wohin zuletzt doch die Hallersche Theorie ausläuft. Soll und darf daher nicht die Frage über die wirkliche Organisation der Staaten blos dem Spiele der subjektiven Neigungen und Abneigungen für die eine oder die andere Form der Regierung preis gegeben bleiben, so kann hierüber nur Rath aus dem lebendigen Quell der Wirklichkeit, aus dem geschichtlichen Leben eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Zeit geschöpft werden.

Büchner.

Darin kann ich jedoch nur mit dem Vorbehalte zustimmen, daß den Anforderungen an die vernünftige und sittliche Natur des Staates zugleich Genüge geleistet wird.

Waldheim.

Daß ich diese Elemente nicht ignorire, davon wünschte ich Sie eben durch meine spekulative Einleitung zu überzeugen. Immer aber steht fest, daß die Frage nach der

naturgemäßen und heilsamen Verfassung eines gewissen Staates in einer gewissen Zeit nicht aus abstracten Vordersätzen, nicht aus den Postulaten irgend einer allgültigen Theorie, liege sie rechts oder links, sondern nur aus der ernsten und gewissenhaften Abwägung aller gegebenen Verhältnisse beantwortet werden kann. Die Stammeseigenthümlichkeit, die bisherige geschichtliche Entwikkelung, insbesondere die kurzvorhergegangenen Begebenheiten, das kirchliche Leben, die herrschenden Ansichten, die Vertheilung des Eigenthums und der Beschäftigungen, die geographische Lage, also überhaupt die materiellen wie die ideellen Elemente der jedesmaligen Gegenwart, das sind die Factoren der Rechnung. Und sie bedürfen der unbefangensten Abwägung, um sich vor gefährlichen Täuschungen zu wahren, denn wer glaubt nicht gern, was er wünscht!

Büchner.

Welche Folgerungen ziehen Sie nun daraus für Deutschland und deutsche Staaten?

Waldheim.

Machen Sie die Anwendung lieber selbst; aber ohne vorgefaßte Meinung. Sie sind dessen fähig, ich weiß es!

Büchner.

Sehr verbunden für die gute Meinung; ich will suchen, sie zu verdienen! Zunächst wird es also auf den Thatbestand ankommen. — Unsere Eigenthümlichkeit, wie sie sich heute darstellt, ist: Rechtssinn, geringe Erregbarkeit und doctrinäre Gemüthsart. Der bisherige Verlauf unserer Geschichte hat uns auf eine politische Spaltung durch die Einzelnstaaten und auf eine religiöse durch den Gegensatz der Confessionen hingeführt, beide Trennungen liegen in unserem Volke tiefer als in irgend einem andern europäischen Volke. Die Vertheilung des Besitzes zeigt keine übergroße Anhäufung bei Einzelnen, und eben so wenig eine übergroße Zersplitterung, kein durchgehendes Uebergewicht der Städte, kein Mißverhältniß zwischen Küsten und Binnenland, und wegen allem diesen daher ziemliches Gleichgewicht zwischen den Interessen des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels.

Waldheim.

Und die herrschenden Meinungen?

Büchner.

Wenn ich nicht blos die Presse und die Tribünen der Kammern zum Maaßstabe nehme, sondern nach allen

Seiten hin die Augen richte, so glaube ich bei dem Schlusse anzukommen, daß die Lehren des Absolutismus eben so wie der Demokratie in entschiedener Minderheit sind; sie gehören nur einer kleinen, wenn auch kühnen, eifrigen und thätigen Zahl an. Die große Mehrheit der deutschen Nation, in allen Ständen und allen Landen, verlangt nur nach derjenigen Freiheit und Ordnung, die Sie selbst an die Spitze Ihrer Staatstheorie stellten. Das Jahr 1848 hat wohl Manche nach beiden Enden hin getrieben, aber noch Mehreren, die damals schwiegen oder selbst Hand anlegten bei der Zerstörung, die Augen geöffnet. Recht und Ordnung, das genügt dem deutschen Volke!

Waldheim.

Ich theile diese Beurtheilung mit Ihnen und lasse mich auch nicht irren durch die mannigfachen Gestalten, welche dieselben Begriffe in den Köpfen annehmen, und durch die Verwechselungen, die hieraus erwachsen. Ihr Bild des gegenwärtigen Zustandes der Nation scheint auch mir im Wesentlichen richtig. Darum gestatten Sie mir nun, weitere Schlüsse aus diesen Angaben zu ziehen, und vergleichen Sie sie dann mit Ihren eigenen. — Weder der offene noch der verhüllte Absolutismus kann in dem

deutschen Staatswesen mit irgend einer Aussicht auf Dauer zur Geltung kommen. Eben so wenig aber die offene oder verhüllte Demokratie. Beides wird von dem Geiste der Nation zurückgewiesen.

Büchner.

Sehr weit zurück! Jeder Versuch, nach der einen oder der anderen Richtung hin die deutschen Verfassungen zu treiben, würde mit unsäglichen Leiden enden. Nur durch die constitutionelle Monarchie, durch aufrichtigen rückhaltlosen Anschluß an deren Forderungen kann die politische Aufgabe der Jetztzeit gelöst werden. Mehr und Weiteres verlangt Niemand, dem das Wohl unseres Vaterlandes wahrhaft am Herzen liegt.

Waldheim.

Wollte Gott, daß es mit diesem Losungsworte abgethan wäre! Ich nehme es an, so aufrichtig und rückhaltlos, wie Sie es erwarten können, und dennoch verhehle ich mir nicht, daß die Schwierigkeit wieder beginnt, wenn es sich um dessen Anwendung handelt. Der Monarch soll beschränkt seyn durch die Rechte derer, welche er regiert, und dieses gegenseitige Verhältniß soll durch ein Verfassungsgesetz geregelt seyn. Gesetze können nicht

ohne freie Zustimmung der Landesvertreter erlassen, Steuern nicht ohne ihre Zustimmung erhoben werden; darüber zu wachen, sind die Stände berechtigt und verpflichtet. Ihre rechtliche Theilnahme an der Gewalt ist eine hierdurch bestimmte und begränzte, wie weit sich auch außerhalb dieser Gränzen ihre moralische Einwirkung erstrecken darf und muß. Der Regent ist nicht der ausführende Beamte der Stände, sondern eine selbstständige Macht für sich, und erst in der Uebereinstimmung und Gemeinschaft beider ist die Nation vertreten und deren Regierung geordnet. — Das sind doch wohl die richtigen Folgerungen aus den Vordersätzen? Aber sind sie auch die allgemein anerkannten?

Büchner.

Verstehe ich Sie recht, so ist die constitutionelle Monarchie für Sie nicht eine Verneinung des ständischen Systems, sondern seine Fortbildung?

Waldheim.

Eine Fortbildung, oder vielmehr dessen Reife und natürliche Vollendung in Deutschland, ich sage: in Deutschland, denn ich kann keinerlei Schema gelten lassen. Auch nicht das englische, so sehr ich auch bewundere,

was in jenem merkwürdigen Lande und Volke durch dessen Geschichte auf blutigem und zehnfach durchwühltem Boden zu so edler Erscheinung herausgebildet worden. England kennt weder den Beamten als Stand, noch das Heer als Körperschaft. Diese einzige Verschiedenheit, deren unsägliche Tragweite Niemand bestreiten wird, der Preußen, seine Geschichte und deren mächtige Triebfedern begreift, reicht hin, um die Grundsätze der englischen Verfassung wie der englischen Verwaltung bei uns völlig unanwendbar zu machen. Wir bedürfen neuer, unserer eigensten Persönlichkeit entsprossener Institutionen, um die allgemeinen Forderungen mit der handgreiflichen Wirklichkeit zu vereinigen.

Büchner.

Freilich fühle ich, daß wir bei dem Einzelnen vielfach auseinandergehen. Ich kann jede Regierung doch zuletzt nur unter den Gesichtspunkt fassen, daß sie der geläuterte Volkswille seyn müsse, so wie er sich durch die Intelligenten und Besitzenden kundgiebt.

Waldheim.

Kommen Sie dabei aber nicht bei einer unter dem constitutionellen Mantel verhüllten Republik an? Nämlich bei einem eigenschaftslosen, unwirklichen König, etwa

nach Kant's Weise definirt: der constitutionelle Staat ist derjenige, in welchem das Phänomen des Staatslebens den Regenten nur als Ding an sich voraussetzt?

Büchner.

Gemach, gemach! Ich will dies eben so wenig, als ich es befürchte. Das Volk kann seinen König so wenig entbehren, als der König das Volk. In ihm wird es zur Persönlichkeit, in ihm sagt es Ich. Die constitutionelle Monarchie und zwar, wie Sie ganz richtig hervorheben, besonders die preußische, bedarf eines realen Königs, darin rücke ich Ihnen so nahe, wie Sie wollen. Daß wir in den Attributionen der Krone, in der Vertheilung der Gewalt zwischen ihr und den Kammern, von einander abweichen, soll mich nicht in meinem Vertrauen zu Ihnen stören. Weiß ich doch ohnehin, daß Sie dasjenige, was Sie dem Königthume zulegen möchten, nicht durch Verfassungsbruch oder Schleichwege erreichen würden!

Waldheim.

Sie irren sich nicht. Ich halte Jeden, wer es auch sey, vom Könige bis zum letzten Unterthan, für sittlich und rechtlich gebunden an die Verfassung. Er hat dar-

über nicht blos gegen die Welt, sondern gegen den ewigen Richter Rechenschaft abzulegen. Was auch an deren Bestimmungen noch zu wünschen bleibt, nie darf es anders als im strengsten, offensten Verfassungswege angebracht, nie in irgend einer Weise die freie Einwilligung der gesetzlichen Vertreter des Landes erzwungen oder umgangen werden. Doch ich muß meinen Spaziergang enden und heimkehren; vor Abend denke ich noch einige Stunden zu arbeiten.

Büchner.

Wie mir Themar sagt, so sind Sie ja mit einer Geschichte Preußens seit den letzten zehn Jahren beschäftigt? Ein schweres Unternehmen!

Waldheim.

Themar sagt es? Ich würde doch nur mit ernster Scheu an eine solche Aufgabe gehen und nicht wissen, ob ich sie durchführe. Es bedarf einer strengen Selbstprüfung, ob man sich den Beruf zugestehe, dieser inhaltsschweren Zeit den Spiegel vorzuhalten.

Büchner.

Brauchen Sie doch lieber das schöne Gleichniß Lamartine's, der das bloße Reflectiren im Spiegel als

ungenügend für den Geschichtsschreiber bezeichnet. Er soll, wie der Richter, beide Theile unpartheyisch hören, das Für und Wider abwägen, aber dann seinen Spruch thun.

Waldheim.

Wenn Sie einmal in Gleichnissen reden, so ziehe ich Baco's Vorschrift vor. Der Autor soll nicht sammeln, wie die Ameise, die bloß die Körner zusammenträgt und verbraucht, eben so wenig aber wie die Spinne, die ihr Gewebe aus sich selbst herauszieht, sondern wie die Biene, die den Stoff aus den Blumen saugt, ihn aber dann selbstständig verarbeitet.

Büchner.

Vortrefflich! Jetzt wird die Biene aber auch oft genug in giftige und widrige Kelche eintauchen müssen!

Waldheim.

Leider, ja!

Viertes Gespräch.

Themar.

Haben Sie Seul's Schrift gelesen?

Büchner.

Noch nicht bis zu Ende; sie interessirt mich lebhaft nach Inhalt und Form, wie viel auch dagegen einzuwenden bleibt. Es ist ein großes Thema.

Themar.

Wohl das allergrößte! Das muß Jedem einleuchten, daß die Lebensfrage über die richtige Stellung der Schule keine Antwort empfangen kann, ehe nicht die Kirche die ihrige erhalten hat, ehe sie nicht frei geworden ist von der polizeilichen Bevormundung. — Werden Sie die Adresse mit unterschreiben?

Büchner.

Ich? Gewiß nicht. Ich bin weder mit dem Inhalte einverstanden, noch mit der Art, wie man hier die ungleichartigsten Bestandtheile zusammen geflochten hat. Atheisten, Pietisten und — — —

Themar.

— — — Jesuiten wollen Sie sagen!

Büchner.

Wenigstens Katholiken von sehr römischer Färbung.

Themar.

Solche Vereinigungen sind doch zuweilen eben so nothwendig als unbedenklich. Aber nur zuweilen!

Büchner.

Allerdings haben die Ihrigen schon in der Paulskirche großen Nutzen davon zu ziehen gewußt. Ich erinnere mich dort so mancher Abstimmung, bei welcher Namen aufeinander folgten, von denen man wohl sagen konnte: des noms qui hurlent de se trouver ensemble!

Themar.

Hätten Sie meinen dortigen Freunden diesen Vorwurf gemacht, so vermuthe ich, daß sie erwiedert hätten:

wir kommen nicht zu der Linken, sondern die Linke kommt zu uns.

Büchner.

O Escobar! Uebrigens glaube ich doch zur Ehre jener Männer, die mir damals und auch jetzt als Gegner gegenüber standen, daß sie sich auf eine solche .... wie drücke ich es am glimpflichsten aus .... unwahrscheinliche Erklärung ihres Verfahrens nicht eingelassen hätten. Stark in ihrer Ueberzeugung, würden sie gesagt haben: wir stimmen für die Kopfzahlwahl, für die geheime Abstimmung, für das Suspensiv-Veto sogar bei Verfassungsveränderungen, und gegen den Reichsrath, damit die mit solchen Ingredienzien gewürzte Speise dem preußischen Kaiser ungenießbar werden möge. — Doch lassen wir den Vorhang vor diesen Hergängen. Ich kann Ihnen nicht versprechen, bei der Erinnerung daran in den Schranken zu bleiben, die ich sonst so gern einhalte!

Themar.

Gut, gut; um Ihnen den gleichen Willen darzuthun, will auch ich die Erinnerung nicht wecken an die Transactionen Ihrer Parthey mit derselben Linken, und an

die nicht vergessenen Verbindlichkeiten, unter welche ja der Edelste der Edlen selbst seinen Namen setzte! Aber sagen Sie mir, ob Sie denn überhaupt jede Allianz zwischen verschiedenen Partheyen zu einem bestimmten Zwecke verwerfen?

Büchner.

Jede Allianz verwerfen? Durchaus nicht!

Themar.

Also etwa nur die gegen Ihre Parthey gerichteten? Das wäre freilich sehr einfach, aber nicht sehr einleuchtend!

Büchner.

Eben deswegen sollten Sie mir weder die Albernheit noch die Unredlichkeit eines solchen Gedankens zutrauen! Meine Ansicht hierüber ist wirklich sehr einfach, aber auch eben so einleuchtend, weil sie ganz von dem Gegenstande der Partheyung absieht. — Wenn sich die beiden extremen Partheyen verbünden, so haben sie keine andere Grundlage für ihre Allianz als die gemeinschaftliche Feindschaft gegen die mittlere, und kein anderes Ziel, als diese vorläufig zu stürzen. Eine solche bloße Gemeinschaft des Hasses ist daher stets verwerflich. — Wenn

hingegen eine extreme Parthey sich mit der mittleren verbindet, so geschieht dies auf Grund derjenigen Gemeinschaft, welche sie eben von der anderen extremen Parthey unterscheidet. Nicht die Feindschaft ist dann die Basis der Allianz, sondern die Freundschaft. Auf einer solchen Grundlage ist daher wirklich ein zeitweiliges Absehen von den fortbestehenden Trennungspuncten berechtigt und möglich.

Themar.

Sie haben dies ja zu einem geharnischten Systeme ausgebildet! Kurz gesagt: was Sie eine extreme Parthei zu nennen belieben, kann sich also nie nach ihrer freien Wahl alliiren, die mittlere Parthey aber immer. Es lebe die richtige Mitte!

Büchner.

Ihre persönlichen Angriffe nehme ich gelassen hin, aber als ächter Deutscher darf ich mein System nicht so obenhin behandeln und verunstalten lassen. Aus meinen Vordersätzen folgt nur, daß eine extreme Parthey sich stets mit einer mittleren, nie mit der anderen extremen alliiren dürfe. Die mittlere hingegen würde nur dann den Vortheil der freien Wahl haben, wenn sie sich wirklich von

beiden extremen Partheyen gleich weit entfernt befände. Dies ist aber selten oder nie der Fall; sie ist dem einen Ende allemal näher als dem anderen. Und nur mit dem näheren gestattet ihr meine Theorie dann die Allianz. Versteht sich von selbst, daß ich sage: dürfe, nicht müsse. Ob eine berechtigte Allianz weise oder nicht sei, das ist eine ganz verschiedene Frage, die ihrerseits wieder eine besondere Abwägung erheischt.

Themar.

Um Gotteswillen hören Sie auf! Ich streite durchaus nicht, denn ich weiß, daß gegen die Logik und die Nymphe Echo Niemand das letzte Wort behält! Unter uns gesagt, ich bin nichts weniger als ein Verehrer der Transactionen, ich weise sie vielmehr gerade überall, wo die höchsten Angelegenheiten in Frage stehen, durchaus zurück. — Um Ihr doctrinäres Gewissen nicht zu beschweren, will ich Ihnen übrigens nicht mehr zumuthen, sich unserer Petition für Kirchenfreiheit anzuschließen.

Büchner.

Wenn Sie sich doch mit der Religionsfreiheit begnügen wollten!

Themar.

Gerade umgekehrt! Eben das, was Sie Religionsfreiheit nennen, ist der unabweisliche Grund, weshalb wir

Kirchenfreiheit fordern müssen. Der Staat hat den christlichen Charakter abgelegt und zugleich eine Allgewalt erworben, die er früher nie besaß. Die Wahlgesetze geben jedem das Recht, zur Gesetzgebung mitzuwirken, er gehöre einer christlichen Confession oder keiner an, er sei Jude, Rongeaner, Frei-Gemeindler oder auch erklärter „Nichtser", er sei getauft im Namen der heiligen Dreieinigkeit, oder auf die Tugend des Vaters und die Anmuth der Mutter! — Eben einem Solchen steht der Zutritt zu jedem Staatsamte offen, und es würden in Zukunft nicht blos, wie leider bisher, protestantische Beamte die kirchlichen Angelegenheiten katholischer Gemeinden regieren und Katholische in die kirchlichen Interessen protestantischer Bevölkerungen eingreifen, sondern auch Nichtchristen in die Angelegenheiten Beider. Dem Alles umfassenden und beherrschenden Präventivsysteme des unchristlichen Staates kann nur eine freie Kirche gegenüberstehen.

Büchner.

Lassen sie mich vor allen Dingen fragen, was Sie unter dem Titel Religionsfreiheit eigentlich zu erobern gedenken!

Themar.

Erobern? Gar nichts. Sie müßten es denn erobern nennen, wenn Jemand den bescheidenen Wunsch hegt, daß

man ihm wirklich auszahlen möchte, was er als bündigen Schuldschein in seiner Tasche hat. Wir verlangen durchaus nichts Anderes, als daß aufrichtig und unverkürzt ausgeführt werde, was alle neueren Verfassungsurkunden nach dem Vorgange der seligen Grundrechte festgestellt haben, was insbesondere die zu Recht bestehenden Verfassungen von Preußen und Oesterreich bündig verheißen haben: selbstständige Ordnung und Verwaltung der eigenen Angelegenheiten.

Büchner.

Ich bitte mir doch die Bestandtheile dieser Ordnung und Verwaltung etwas näher auseinander zu legen, und zwar nicht blos als Wiederholung der vieldeutigen Stellen in den Verfassungsurkunden.

Themar.

Sehr gern. Jede Kirche muß darunter verstehen: die Feststellung und Verkündigung ihrer Glaubenslehren, die Anordnung ihres Cultus, die Handhabung der kirchlichen Zucht, die Erhaltung ihrer Verfassung, den Verkehr der Einzelnen wie der Gemeinden mit ihren Oberen, die Beziehung zwischen dem Clerus und den Gemeinden, die Heranbildung und Einsetzung der Geistlichen, die

Einrichtung und Leitung besonderer kirchlicher Genossenschaften, die Verwaltung und Verwendung des Kirchenvermögens. Dies sind die Angelegenheiten, welche die Kirche selbstständig zu ordnen und zu verwalten haben wird; sie muß die Grundsätze und Vorschriften aufstellen und deren Ausführung handhaben können. Beides ohne Abhängigkeit oder Einmischung von Seiten einer fremden Gewalt. Das ist die Freiheit jedes Einzelnen und jeder Corporation, das ist auch die Freiheit der Kirche.

Büchner.

Lieber Rector, ich würde unrecht thun, wenn ich Ihnen nicht offen sagte, was ich von einer solchen Forderung denke. Wie sie entstanden ist aus den Bewegungen von 1848, das habe ich selbst vor Augen gehabt. Aber sie ist in sich unerfüllbar, sie wird ungeachtet aller dem Rausche des Augenblicks abgedrungenen Verfassungsbestimmmungen nirgends wirklich ausgeführt werden. So wie der Mensch eins ist, so ist es auch der Staat. Der Staat ist das Volk, ist sein Wille, sein Bewußtsein. In ihm kann und darf es nur eine Gewalt geben. Diese einzige zwingende Gewalt ist die Staatsgenossenschaft selbst; sie darf sie nicht theilen mit einer fremden Macht. Und eine solche würde und müßte entstehen, wenn man Ihren

Forderungen je durchgreifend genügte. Was Sie Kirchenfreiheit nennen, würde der Wahrheit nach nur eine Priesterherrschaft begründen.

Themar.

Priesterherrschaft? Das Schlagwort höre ich wirklich nicht zum ersten Male. Es hat mir nie einen sonderlichen Eindruck gemacht, am wenigsten aber als irgend ein auch nur einigermaßen haltbarer Gegengrund gegolten. Verstehen Sie darunter ein beabsichtigtes Eingreifen der Geistlichkeit in die Kreise des politischen und bürgerlichen Lebens, so weise ich diese Verdächtigung gänzlich zurück. Niemand von denen, die die Befreiung der Kirche verlangen, denkt daran. Wir geben dem Kaiser, was des Kaisers ist; wir wollen aber auch nicht gehindert sein, Gott zu geben, was Gottes ist. — Meinen Sie aber die Regierung der Kirche in geistlichen Dingen, so ist das nichts mehr und minder als das Recht wie die Pflicht der Geistlichkeit. Ihre Sorge um Willkür ist dann eine sehr unbegründete; ich kann Sie versichern, daß kein moderner Staat eine fester ausgebildete, der Willkür mehr entzogene gesetzliche Ordnung besitzt, als die katholische Kirche. Deren Angehörige bedürfen keines Staatsschutzes gegen ihr geistliches Regiment. — Ihre offene Aeußerung

giebt mir aber einen schätzbaren Beitrag zu der Kenntniß dessen, was die Kirche von gewissen Seiten her zu erwarten hat. Gelingen wird es ihnen nicht; die Wahrheit und Gerechtigkeit wird sich Bahn brechen, was die Zeit zu fordern befugt ist, das muß und wird ihr gewährt werden.

Büchner.

Was die Zeit fordert? Lieber Rector, Sie haben ein gefährliches Argument angewendet. Die Zeit ist es eben — ich rede jetzt nicht aus mir —, welche Glaubens- und Gewissensfreiheit, nicht Kirchenfreiheit in Ihrem Sinne, verlangt. Die Kirche soll aufhören eine Zwangsanstalt zu sein, sie soll ihre Macht über die Gewissen aufgeben. Erst emancipire man den Menschen von der Kirche, dann kann die Religionsgesellschaft, die hieraus hervorgeht, auch unabhängig werden. Wohlverstanden: unabhängig im Staate, nicht unabhängig vom Staate! Bis dahin aber wird jeder Versuch solcher Art zu weiter nichts führen, als die Einzelnen und die Gemeinden ihrer Geistlichkeit und diese wieder der höheren Hierarchie preiszugeben. Die Bischöfe dürfen nicht mehr blos Diener des Pabstes, die Pfarrer Diener der Bischöfe sein, sondern verfassungsmäßige Obere in freien Gemeinden. Dann ist die Kirche

frei im wahren Sinne des Wortes. So verlangt es der Zeitgeist, an den Sie appelliren.

Themar.

Sie haben unseren Streit auf das Gebiet solcher Thatsachen hinübergezogen, in denen ich Ihnen keine befugte Stimme einräumen kann. Ich sprach von dem Verhältnisse der Kirche überhaupt, Sie machen daraus eine Confessionsfrage, und diese haben Sie wieder auf das Majoritätsprincip gestellt. Es kommt mir jetzt nicht darauf an, Ihnen das Widersinnige dieser Anschauungsweise in ihrer Anwendung auf die katholische Kirche nachzuweisen. Aber auch die factischen Grundlagen Ihres Raisonnements sind durchaus irrig. Sie kennen das katholische Volk nicht, sondern urtheilen nach einigen Schreiern in den Kammern und der Presse, nach einigen verkommenen Priestern, die ihren schlechten Gelüsten jeder Art einen Ausweg suchen, und nach dem Echo, welches dergleichen Töne bei der Gattung Halbgebildeter finden, die zu allen Zeiten jedem Abfalle von dem Leibe Christi zugejauchzt haben. Der klägliche Ausgang des Ronge'schen Unfugs hätte allein über den wahren Stand der Dinge die Augen öffnen können und sollen. Was Sie eben aufzählten, war ja recht eigentlich der Kern jener soge-

nannten deutsch-katholischen Bewegung, aber die deutschen Katholiken haben diese Sorte von Emancipation mit Verachtung zurückgestoßen.

Büchner.

Ich habe Sie verletzt, was nicht meine Absicht war. Die Forderung der Zeit, der ich Worte lieh, reicht auch eigentlich nicht weiter, als daß es der Kirche nicht ferner zustehen dürfe, ihre Angehörigen wider deren Willen an solche Anordnungen und Lehren zu binden, die nicht mit ihrer Ueberzeugung zu vereinigen sind. Das ist, was ich Gewissenszwang nenne und gehoben wissen möchte, ehe von der Befreiung der Kirche die Rede sein darf.

Themar.

Ist dies wirklich der Inbegriff Ihrer Bedenken, so muß ich glauben, daß sie ungemein leicht zu heben wären. Offenbar läuft dabei ein großes Mißverständniß mit unter. O ja, es hat Zeiten gegeben, in welchen das bürgerliche Gesetz den Abfall von der herrschenden Kirche als Verbrechen brandmarkte und strafte. Aber wo sind jetzt diese herrschenden Kirchen, wo diese bürgerlichen Strafgesetze? In Europa meines Wissens nirgends. Niemand ist es verwehrt, daß er sich aus der religiösen Gemein-

schaft scheide, der er durch Geburt oder Wahl angehörte. Keine Kirche besitzt irgend ein Mittel, ihn daran zu hindern; Sie müßten denn darunter die rein geistliche oder vielmehr geistige Einwirkung verstehen, die doch wahrhaftig nicht ohne den äußersten Gewissenszwang in umgekehrter Richtung, bürgerlich verpönt werden könnte.

Büchner.

Wenn Sie mir nur eben so deutlich die Linie ziehen könnten, jenseits welcher diese „geistige" Einwirkung höchst leiblichen Schaden zuzufügen im Stande ist, und wirklich zufügt! Ein vernünftiger und unbescholtener Mann möge nur einmal der kirchlichen Dogmatik entgegentreten, oder ein Priester auch nur gegen die Disciplinarpunkte: Cölibat, Laienkelch oder Aehnliches sich aussprechen, und die Folgen werden ihn empfindlich genug treffen! Die sofortige Ausschließung aus der kirchlichen Gemeinschaft wird nicht auf sich warten lassen.

Themar.

Jetzt haben sie wirklich Ihre Beschwerden so weit formulirt, daß eine klare Auseinandersetzung zwischen uns möglich ist. Sie verlangen, daß der Kirche nicht die Befugniß gegeben oder gelassen werde, Jemand, der sich

ihrer Lehre und Ordnung nicht unterwirft, von sich auszustoßen.

Büchner.

Gegen seinen Vorsatz und Willen nämlich! Da ihm aus einer solchen Ausweisung auch materielle Nachtheile erwachsen können, so ist es Gewissenszwang, ihn durch die Drohung der Ausstoßung bei einer Lehre festzuhalten, die er nicht mehr anerkennt!

Themar.

Lieber Herr Oberbürgermeister, hier halte ich Sie einfach bei Ihrer Rechtskenntniß fest und noch mehr bei Ihrem Rechtssinne. Sie werden das oft gehörte Wort nicht zurückweisen: soviel Recht als jede andere Gesellschaft wird doch auch eine Kirchengesellschaft ansprechen können.

Büchner.

Aber auch nicht mehr!

Themar.

Für unser jetziges Thema brauche ich nicht mehr in Anspruch zu nehmen, aber auch die daraus fließenden Folgerungen unverkürzt. Lassen Sie mich dabei unver-

ändert auf einen Gedankenweg zurückkommen, den ich ganz eben so schon an anderer Stelle dargelegt habe. — Wann gehöre ich zu einer Gesellschaft? Ich bitte, antworten Sie mir!

Büchner.

Das ist nicht schwer: Wenn ich es will, und wenn die Gesellschaft es will. Beides muß zusammentreffen; die Gesellschaft kann mich nicht gegen meinen Willen unter ihre Mitglieder aufnehmen, und ich kann nicht gegen ihren Willen eintreten.

Themar.

Gut, ich frage weiter: wann scheide ich aus einer Gesellschaft?

Büchner.

Unter ganz gleichen Bedingungen. Wenn ich es will, und wenn die Gesellschaft es will.

Themar.

Beides braucht aber doch hier nicht zusammenzutreffen. Die Gesellschaft kann mich nicht gegen meinen Willen zurückhalten, und ich kann nicht gegen ihren Wil-

len Mitglied bleiben. Ich scheide aus, wenn ich aus irgend einem Grunde nicht mehr bleiben will; sie weist mich aus, wenn sie findet, daß ich ihre Bedingungen aus irgend einem Grunde nicht erfülle. Ist es nicht so?

Büchner.

Im formalen Rechte, ja!

Themar.

Mehr brauche ich nicht; die Anwendung auf das Verhältniß des Einzelnen zur Kirchengemeinschaft liegt zu Tage. Er scheidet aus, wenn er seinen Willen dazu erklärt, oder wenn die Kirche ihn, der ihre Bedingungen nicht erfüllt, ausweist; beides ist einzeln vollkommen genügend, um die Verbindung aufzulösen. — Ich bin nicht mehr Mitglied einer Kirchengesellschaft, wenn ich, oder wenn die Kirche dies erklärt hat.

Büchner.

Keines von beiden ist aber doch selbstverstanden. Wer nicht seinen Austritt selbst erklärt, oder wen die Kirchengesellschaft nicht ausgeschlossen hat, der bleibt ihr Mitglied, er mag innerlich beschaffen sein, wie er will.

Themar.

Vollkommen einverstanden. Es reicht nicht hin, den Glauben einer bestimmten Kirche zu haben, um deren Mitglied zu seyn, ehe diese Kirchengemeinschaft mich aufgenommen hat. Und es reicht eben so wenig hin, ihr Mitglied bleiben zu wollen, wenn die Kirchengemeinschaft mich ausgeschlossen hat.

Büchner.

Ob mich im letzteren Falle meine Ueberzeugung gedrängt hat, gegen diese Kirchengemeinschaft in Widerspruch zu treten, ob ich in der Sache recht oder unrecht habe, kommt Ihnen dabei also gar nicht in Betracht?

Themar.

Nicht im mindesten; ich gehöre nicht mehr zu ihr.

Büchner.

Nun ich muß wenigstens gestehen, daß hier die Theologie ein starkes Anleihen bei der Jurisprudenz macht; sogar die Lehre von dem odium communionis verschmäht sie nicht! Ich will jedoch gegen die Theorie selbst nicht ankämpfen. Aber daß die Praxis desto staatsgefährlicher sey, darüber haben Sie mich keinesweges beruhigt. So lange die jetzige Verfassung der katholischen Kirche un=

verändert bleibt, würde ihre Gleichstellung mit dem Staate zu einer wahren Löwengesellschaft führen. Man denke sich dazu ein Wahlgesetz auf breitester Grundlage, freie Associationen und Bemeisterung der Volkspresse, so ist eine Priesterherrschaft fertig, wie sie in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters nicht bestanden.

Themar.

Die Gefahren übertreiben Sie nun wohl mehr als billig. Aber ich kann Ihnen auch darauf nur erwiedern, daß jede der Freiheiten, welche der Geist dieser Zeit so gebieterisch fordert, desselben und, wie mir scheint, eines weit verderblicheren Mißbrauchs fähig ist. — Die Katholiken können den Zustand der Unfreiheit ihrer Kirche nicht ferner ertragen. Sie wollen nicht länger dulden, daß die Ordnung der Meßliturgie und des Breviergebetes dem Placet des Staates unterworfen werde, daß die Regierung bestimme, ob an diesem oder jenem Tage der Priester ein Meßgewand von schwarzer oder rother Farbe trage, oder bei dem Abendgottesdienste der Segen gegeben werden dürfe. Sie müssen es empörend finden, daß der Landrichter politische Conduitenlisten über die Geistlichen seines Bezirkes führt, damit die Civilbehörde danach bei geistlichen Anstellungen, bei Verleihungen von Pfarräm-

tern verfahren könne. Sie wissen, welche Eigenschaften es sind, die dabei den Ausschlag geben, ja sie haben nicht vergessen, daß eine Regierung nur deswegen einen Mann zur bischöflichen Würde erhob, weil sein schlimmer sittlicher Ruf ihn zum willenlosen Werkzeuge in ihren Händen zu verdammen schien. Das sind nicht Hypothesen, sondern Thatsachen.

Büchner.

Aber doch eben nur einzelne Thatsachen. Und darauf hinaus wollen Sie eine Trennung der Kirche vom Staate verlangen?

Themar.

Nicht Trennung, davon ist durchaus nicht die Rede, sondern Unabhängigkeit. Ja nicht einmal ein todtes Nebeneinanderstehen. Die Kirche ist im Staate, insofern sie aus Menschen besteht; ihre Vorsteher und Diener sind zugleich Staatsangehörige, sind denselben Lasten und Verpflichtungen unterworfen wie jeder Andere. Der Staat ist in der Kirche, insofern er aus Christen besteht; die Fürsten, Beamte und Unterthanen sind Glieder der Kirche, wenn sie es sein wollen. Es ist damit, wie mit jedem einzelnen ungetrennten Menschen. Auch in diesem

ist Leib und Seele, beide gehören zusammen, und doch sind sie bis auf einen gewissen Punct unabhängig von einander. Das Beispiel ist übrigens, wie ich selbst gestehe, nicht sonderlich gewählt.

Büchner.

Eben deswegen gehen Sie lieber gleich in's Concrete über und zeigen mir an wirklichen Fällen, wie Sie sich das Verhältniß der Kirche zum Staate vorstellen.

Themar.

An solchen fehlt es nicht. Ich kann sagen: wie es rechtlich in Frankreich besteht, faktisch in England, rechtlich und faktisch in Belgien.

Büchner.

Weshalb nicht lieber gleich die nordamerikanischen Zustände? Dort ist ja die Unabhängigkeit bis zur völligen Isolirung beider Theile getrieben?

Themar.

Eben weil dort wirkliche Trennung stattfindet, ist es kein Verhältniß, was wir im höheren Interesse beider Theile wünschen können. Religion und Kirche ist

dort lediglich Privatsache, sie unterliegen als solche weder einer Aufsicht, noch genießen sie eines Schutzes. Es ist dies der Zustand der Kirche vor Constantin . . . . .

Büchner.

. . . . . Aber doch ohne die Verfolgungen!

Themar.

Ohne Verfolgung und ohne Anerkennung! Weder die gesammte Kirchengesellschaft noch die einzelne Gemeinde hat Corporationsrecht, sie können nicht juristische Personen sein. Daher weiß der Staat auch nichts vom Kirchengut; alle Ausgaben müssen durch freiwillige Beiträge bestritten werden.

Büchner.

Auf Deutschland angewendet, würde also das ganze Kirchenvermögen vacant und ginge, wie bei Säcularisationen, durch Devolution auf den Staat über. Das wäre freilich sehr unangenehm.

Themar.

So etwas folgt wohl noch keineswegs! Sondern nur daß das Kirchenvermögen jeder politischen Gemeinde

verbliebe, und daß das den höheren Kirchenbeamten durch Verträge gesicherte Einkommen nicht angetastet würde. Aber ich verkenne auch die Bedenken nicht, welche bei der gegenwärtigen Beschaffenheit unserer bürgerlichen Gemeinden gegen einen solchen Zustand sprechen und halte ihn für gefährlich und unanwendbar auf Deutschland.

Büchner.

Und Belgien?

Themar.

Auch dort steht die Kirche nicht als politische Macht dem Staate gegenüber; sie hält an dem Standpunkte fest, daß die geistliche Gewalt nur für die geistlichen Interessen des Volkes zu sorgen hat, hierin aber nicht durch den Staat gehemmt werden dürfe. Daher mischt sich der Staat weder in die Besetzung der Pfarrstellen noch der höheren Kirchenämter. Ihre Einkünfte sind durch das Staatsbudget gesichert, insoweit das Vermögen der Ortskirche nicht für die nöthigen Ausgaben ausreicht. Die Kirche übt die unbeschränkte Preß-, Lehr- und Associationsfreiheit aus, wie alle anderen physischen und moralischen Personen im Staate, und darin sieht und findet sie ihre Macht.

Büchner.

Dagegen wäre sonst nichts einzuwenden. Denn die Macht des Clerus hängt in Belgien dann auch nur von der ihr günstigen öffentlichen Meinung ab. Träten die kirchlichen Oberen mit ihr in Widerspruch, so wären sie machtlos. — Halten Sie aber, offenherzig gesprochen, eine solche Stellung der Kirche zum Staate auch im Protestantismus für ausführbar? Mich dünkt, man brächte dabei gleiche Kräfte an einem ungleicharmigen Hebel an. Der Protestantismus besitzt nicht dieselben Waffen wie die römische Kirche. Müßte dies nicht geradezu zu seiner Auflösung als Kirche führen? Ich glaube freilich, daß die Katholiken darüber keine Trauer anlegen würden, aber man kann uns doch nicht geradezu einen Selbstmord zumuthen.

Themar.

Daß ich bei meiner Forderung auf Unabhängigkeit der Kirche zunächst die meinige im Auge habe, das suche ich nicht zu bemänteln. Ist die Forderung gerecht, so kann und darf sie den Katholiken nicht deswegen vorenthalten werden, weil sie anderen Confessionen nicht zusagt. Aber ich kann eine entsprechende Organisation der protestantischen Landeskirchen noch nicht ohne Weiteres für

unmöglich halten. Weshalb könnte der Landesherr nicht die protestantische Kirche mit Ausschluß der Minister und der Kammern durch eine geistliche Oberbehörde regieren, die nur ihm, nicht dem Staate verantwortlich wäre? In jedem Lande würden dann zwei selbstständige Organisationen, eine politische und eine kirchliche, neben einander bestehen; daß die eine und die andere ihre Spitze in dem Regenten fände, höbe die Unabhängigkeit beider großen Kreise von einander nicht auf.

Büchner.

Es liefe also darauf hinaus, das in jedem deutschen Lande ein besonderer Pabst eingesetzt würde! Nein, dagegen müßte sich doch sowohl der Protestantismus als der constitutionelle Staat feierlich verwahren! Soll einmal die katholische Kirche emancipirt und unabhängig neben den Staat gestellt werden, so muß dies auch in Wirklichkeit, nicht in Vorspieglung für die protestantische Religionsgesellschaft geschehen. Nur daß diese ihrem innersten Wesen nach dann unmittelbar auf das Recht der Gemeinde und die daraus fließende Presbyterialverfassung zurückgehen müßte. Kein Papat, am wenigsten ein fürstliches!

Themar.

Das zu entscheiden, darüber vermesse ich mich keines Urtheils. Wir verlangen freie Kirchen und überlassen einer jeden, sich ihrem eigenen Wesen gemäß einzurichten.

Büchner.

Tragen Sie aber, wenn Ihre Absichten wirklich in ganz Deutschland durchdrängen, nicht Sorge vor den Reibungen oder dem Zusammenstoße dieser „unabhängigen" Kirchen unter einander?

Themar.

Weniger als je! Alle diese bedauernswerthen Conflicte, an denen unser Volk so schwer gelitten hat, sind immer nur durch die Einmischung der Staatsgewalt entstanden. Denken Sie an Cöln, an die bittren Händel über die gemischten Ehen, die so viel Gift zwischen die Confessionen ausgegossen haben!

Büchner.

Oder an die Kniebeugungssache!

Themar.

Gewissermaßen auch. — Nehmen Sie die politische Einmischung weg, so ist jede Confession auf ihre geistli-

chen Waffen beschränkt, und der Zwist bleibt, wo er hingehört, auf dem geistlichen Gebiete. Ja, ich gehe noch weiter; was hat denn in der deutschen Frage mehr als alles Andere das Hinderniß abgegeben, daß die verschiedenen Lande und Stämme sich nicht einigten? Die Sorge, daß die Central-Gewalt in die Hände eines Regenten kommen könne, der einem anderen Bekenntnisse angehöre. Bringen Sie es erst dahin, daß dies für den kirchlichen Standpunkt gleichgültig, daß der katholische Landesherr oder ein überwiegend katholisches Parlament den Protestanten keine Besorgnisse einzuflößen vermögen, oder auch umgekehrt, so werden Sie den Hauptstein des Anstoßes für die Einigung heben. Darum wiederhole ich: geben Sie Kirchenfreiheit!

Büchner.

Dies ist wirklich der eindringlichste Grund von allen, die ich bisher aus Ihrem beredten Munde vernommen habe. Wenn Sie mich dieses Lohnes versichern könnten, so wäre freilich kein Preis zu hoch. Würden Sie aber auch wirklich dann jede hieraus fließende Folgerung für die Gestaltung eines einigen Deutschlands zugeben? Ohne weiteren Vorbehalt oder Hintergedanken?

Themar.

Die Frage ist mir zu allgemein und gehört auch wohl nicht zu dem nächsten Gegenstande unserer Betrachtung.

Büchner.

Nun, ich will auch keine Antwort von Ihnen erpressen, von der ich doch Manches ahne. — Aber eine Folgerung, der Sie sich nicht entziehen können, ist die über die Beziehung der Schule zur Kirche, wenn die letztere aus ihrem bisherigen Verhältnisse zum Staate sich löst. Mich dünkt, daß auch die Lösung des bisherigen Verhältnisses der Schule zur Kirche, die Unabhängigkeit der Schule, davon die natürliche Folge sei.

Themar.

Das ist ein gewaltiger Sprung! Ich weiß recht gut, daß eine solche Schlußfolge Vielen sehr einleuchtend vorkommt, aber doch nur denen, die über die Sache nicht ernstlich nachdenken wollen.

Büchner.

Ernstlich nachzudenken bin ich bereit über jeden Gegenstand, der dessen werth ist. Ich habe es auch wohl einigermaßen gethan über diese Frage, die nahe genug rückt

und von einer eingreifenderen Bedeutung ist als tausend andere, die die Welt beschäftigen. Aber wenn Sie bei mir Partheylichkeit voraussetzen, so muß ich dies doppelt zurückgeben. Die Kirche hat immer gewußt, in großen Wendepuncten der Geschichte stille Eroberungen zu machen.

Themar.

Schon wieder Eroberungen! Darum handelt es sich auch nicht im Geringsten hierbei, sondern nur darum, ob die Kirche bei ihrer Auseinandersetzung mit dem weltlichen Staate verlieren dürfe, was sie unbestritten besaß. Daß die Schule überall und zu allen Zeiten aus der Kirche hervorgegangen ist, werden Sie nicht zu bestreiten unternehmen. Oder soll ich Sie auf die Quelle des ganzen protestantischen Staats- und Kirchenrechts, auf den westphälischen Frieden verweisen, auf die deutliche Erklärung, daß die Schule ein annexum exercitii religionis sey? Und so geschah es. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Aufsicht über das gesammte Schulwesen nur in den Händen der geistlichen Behörden, der Bischöfe, Consistorien und Synoden.

Büchner.

Das kann man von vielen Dingen bis zu jenem Zeitabschnitte behaupten. Aber seitdem?

Themar.

Seitdem ist freilich die Erziehung von Gott abgefallen! Was man in dieser trübsten Periode der europäischen Culturgeschichte Pädagogie genannt, das wird ein stetes Denkmal des Verstandesreichthums und der Geistesarmuth bleiben, die man als Aufklärung pries! Von Rousseau's Emil an durch Basedow, Campe, Villaume, Pestalozzi, Salzmann und Dinter hindurch.

Büchner.

Sie nennen da sehr ungleiche Namen und brandmarken eine Zeit von unermeßlicher Bedeutung. Das ist nicht wohlgethan!

Themar.

Ich stelle jene Männer auch nicht auf gleiche Linie, am wenigsten aber diejenigen, die wie Niethammer den Kampf des Humanismus mit der Philanthropie so kräftig aufnahmen. Im Wesentlichen lief es aber doch mit der Erziehung ziemlich überall darauf hinaus, wie es Campe in seiner geschmacklosen Manier ausdrückt: nicht gehorsame Söhne der Kirche, nicht gehorsame Diener der Gewalthaber zu bilden, sondern gute, verständige, geschickte Menschen!

Büchner.

Das wäre nun wirklich so übel nicht, wenn auch noch Manches hinzuzusetzen bliebe! Aber wenn man nach dem historischen Hergang frägt und nach dem daraus hervorgegangenen Zustande, so werden Sie immer jene mißfällige Epoche mit ihren mißfälligen Menschen zwischen die Bestimmungen des westphälischen Friedens einschieben müssen, die Ihnen ja auch wohl sonst mißfällig genug sind!

Themar.

Daß der überhandnehmende antikirchliche Sinn und die heidnische Allgewalt des Staates die Stellung der Schule verrückt haben, das ist nur allzuwahr.

Büchner.

Benennen Sie es so, wenn Sie wollen! Unläugbar ist aber, daß hierdurch überall das Schulwesen in den Zusammenhang mit den Gemeinde-Verbänden oder direct mit den Staatsbehörden überging, daß der Staat die oberste Aufsicht über Erziehung und Unterricht ausübte, und die Kirchengesellschaften keinen anderen Anspruch als den auf Ertheilung des Religionsunterrichtes zu erheben hatten. Letzteres aber bestreitet ihnen auch jetzt Niemand, sobald nur dabei in paritätischen Ländern das Recht beider Confessionen gewahrt wird.

Themar.

Wahr, wahr! Ihre Darstellung ist völlig richtig. Wollen Sie dann aber auch die Folgen des Systems prüfen, den Baum an seinen Früchten erkennen? Woraus ist anders die furchtbare Verderbniß einer ganzen Generation, die sittliche, religiöse und politische, herausgewachsen als aus dieser planmäßigen Vergiftung der Jugend durch die Schulen? Sehen Sie sich in allen Theilen Deutschlands um, sehen Sie besonders nach dem ganzen Südwesten, wo die tödtlichen Früchte vor aller Welt Augen aufgebrochen sind! Ist dort nicht während eines ganzen Menschenalters der Glauben des Volkes untergraben worden? Wie wurden die künftigen Volkslehrer in den Seminarien herangezogen, wie wurden die Lehrer für die Gymnasien und Lyceen gewählt, was geschah offen auf den Universitäten? Das sind die Einflüsse, unter denen das Geschlecht erzogen worden, das sind die Resultate der Leitung der Schulen durch den Staat! Was kann dagegen der auf sich beschränkte Religionsunterricht fruchten, wenn der Geist der ganzen Erziehung ein entgegengesetzter ist!

Büchner.

Meine nächstliegende Antwort ist die mir von Ihnen gelehrte: der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf.

Wissen möchte ich doch aber zuvörderst, wie weit Sie Ihre Ansprüche ausdehnen. Soll, wenn es Ihnen nach ginge, der gesammte Unterricht überall wieder an die Kirche zurückkehren?

Themar.

Einen solchen Anspruch erhebe ich nicht. Ich halte überhaupt hier das Generalisiren weder für möglich noch für dienlich. Eben bei dem Unterrichtswesen hat der Partikularismus in Deutschland nur gute Früchte getragen. Wir verdanken ihm den geistigen Reichthum und die Vielseitigkeit der Entwickelung der Nation; wir wollen den Tyroler und den Holsteiner, den Schwarzwälder und den Ostpreußen nicht in einen Topf zusammen werfen. Jeder Stamm bewahre seine Eigenthümlichkeit auch in der Einrichtung seines Erziehungswesens, sobald nur überall die einige umwandelbare Grundlage jedes Unterrichts, die richtige Stellung der Kirche zu der Jugenderziehung, gewahrt ist.

Büchner.

Für das *gesammte* Schulwesen, höheres und niederes?

Themar.

Auch das erstreben wir nicht, denn wir wissen, daß es unausführbar ist. Allerdings ist die Kirche zu anderen Zeiten auch die allgemeine Lehrerin in allen Dingen gewesen, und ich lasse es ununtersucht, ob die Wissenschaften an innerer heilsamer Kraft so viel als an äußerer Ausdehnung gewonnen haben, seitdem sie sich von der Kirche lossagten. Aber es ist geschehen und hat nicht anders kommen können; die Jurisprudenz ging auf die Römer zurück, die Philosophie auf die Griechen, die Medicin auf die Araber, nur die Theologie verblieb der christlichen Kirche. Die Facultäten stehen jetzt als selbstständige Richtungen des Menschengeistes vor uns und verlangen entsprechende Organisation der Schulen.

Büchner.

So genüget Ihnen also das Princip unserer höheren Lehranstalten, und zwar sowohl der oberen als der mittleren? Dadurch rücken wir doch schon näher zusammen.

Themar.

Wenn Sie mich so fragen, so muß ich an dieses weite Thema wenigstens anstreifen. Unser Universitätswesen ist eins der reichsten und glänzendsten Erzeugnisse

des deutschen Geistes und der deutschen Culturgeschichte. Niemand ist ferner davon zu verkennen, welche hohe Bedeutung und welcher Segen in der freien Wissenschaft liegt, und wie eben darin unsere eigenthümlichsten Vorzüge wurzeln. Ich will gar nicht die Staatspolizei in unseren Universitäten einführen und sie zu Abrichtungsmaschinen herabwürdigen. Aber ich kann doch auch nicht die Augen dagegen schließen, daß allmählig das Element des Unterrichtes so ausschließlich vorgewogen hat, daß die andere Seite jeder Schule: die Erziehung, vollkommen verschwunden ist.

Büchner.

Ein Wort dazwischen; ich sehe, wo Sie hinauswollen! Ist die Wissenschaft nicht auch an und für sich eine Erzieherin der Seele?

Themar.

In dem Alter, von dem hier die Rede ist, gebe ich das nur theilweise zu. Nicht das erzieht, was man lernt, sondern daß man lernt! Eben darin ist nun die große Lücke auf unseren Hochschulen, wo der junge Mensch völlig emancipirt und auf eigene Leitung angewiesen ist. Wir befinden uns hierin in der umgekehrten Lage wie Eng-

land. Die sonderbare Einrichtung der dortigen Colleges gewährt oder könnte wenigstens gewähren, daß das Zusammenleben der Studenten eine stete Leitung des eigenen Fleißes wie der religiösen und sittlichen Entwickelung verbürgte. Mit der Wissenschaft sieht es dagegen in Oxford und Cambridge, nach unserem Maaßstabe gemessen, schwach aus; die universitas literaria, der tiefe fruchtreiche Zusammenhang alles Wissens und Könnens, ist dort nur unvollkommen vertreten. Was Jene aber haben oder haben könnten, das mangelt uns. Wir werden noch, so hoffe ich, zu der Einrichtung der Convicte auf den hohen Schulen zurückgeführt werden, wo die Erziehung durch Aufsicht und gemeinsames Leben gesichert ist, und daneben die freie Wissenschaft als Universität steht. Dann wird auch der richtige Uebergang aus dem Gymnasialleben vermittelt sein, wo das erziehende Element noch durch das älterliche Haus dargestellt wird. Verzeihen Sie übrigens die langweilige Abschweifung; man wird leicht breit wenn man auf sein Handwerk kommt!

Büchner.

Fasse ich Sie richtig, so beschränkt sich Ihre Forderung also auf die Volksschule. Sie treffen freilich damit den Hauptpunkt.

Themar.

Allerdings trägt die Volksschule einen von dem ganzen Unterrichtswesen durchaus verschiedenen Charakter. Sie verhält sich zu der Mittelschule und Universität nicht blos wie mehr und minder, sondern ist ein durchaus Verschiedenes, der Aufgabe wie der Verpflichtung nach.

Büchner.

Hiermit stimme ich ganz überein. Eben daraus leite ich aber das Recht und die Pflicht des Staates gegenüber dem Elementarunterrichte ab. Es ist seine Sache, daß die Staatsangehörigen die jedem Menschen unentbehrliche Ausbildung erhalten. Mangelnde höhere Ausbildung ist Schaden des Individuums, mangelnde Volksbildung ist Schaden des Staates. — Von diesem Standpunkt aus kann auch allein der Schulzwang, die Verpflichtung der Eltern begründet werden, ihre Kinder nicht ohne Elementar-Unterricht zu lassen, und zugleich das Recht der Jugend auf einen solchen Unterricht, mithin auch auf die dazu erforderlichen öffentlichen Anstalten.

Themar.

Ganz recht. Zu der Ausrüstung, welche jeder Mensch, gleichviel zu welcher hohen oder niederen Stelle

er weiter berufen sey, in das Leben mitbringen soll, gehört aber vor Allem auch die religiöse Grundlage. Und zwar eine wirklich religiöse, dem Boden der Glaubenslehre entsprossene, nicht das Surrogat einer ohne diese tiefere Begründung stets saft- und kraftlosen Moral. Deshalb verlange ich, daß der Kirche ihr Recht an die Volksschule gewahrt bleibe, und daß die Volksschule, um nicht Halbheit in die Kinder, Mißtrauen in die Eltern zu säen, eine confessionelle seyn müsse.

Büchner.

Daß diese Meinung genug verbreitet ist und verbreitet wird, weiß ich. Haben Sie aber die Gegengründe, die Ihnen doch nicht entgangen seyn können, nie einer ernstlichen Beachtung gewürdigt?

Themar.

Daran hat es nicht gefehlt; ich bin nicht so abgeschlossen gegen die Einwürfe Anderer, als Sie vorauszusetzen scheinen. Von denen, die mit bewußtem Willen die Volkserziehung vom Christenthum trennen und hierzu die Omnipotenz des Staates mißbrauchen wollen, rede ich freilich nicht; sie richten sich selbst. Es dünkt mich, daß verständige Männer, wie auch sonst ihr Glaube be-

schaffen sein möge, unmöglich die Augen vor den Absichten und Folgen eines solchen Treibens schließen können. Anders verhält es sich aber mit denen, die eine Trennung der Schule von der Kirche wünschen, weil ihnen das Verhältniß der Volkslehrer zu der Geistlichkeit und die ganze Lage dieser Lehrer selbst nachtheilig scheint. Darin ist gewiß noch Vieles zu bessern, aber es kann der unbefangenen Erwägung nicht zweifelhaft bleiben, daß die Trennung von der Kirche hierzu weder nothwendig noch dienlich ist.

Büchner.

Nach allem diesen scheint mir Ihre Betrachtung darauf hinauszugehen, daß die Schule beiden in Ihrer Theorie selbstständigen Kreisen, dem Staate und der Kirche, zugewandt bleiben müsse?

Themar.

Das ist ganz mein Gedanke. Ich ergänze ihn noch mit dem dritten Gliede; auch die Familie hat eine Seite, welcher die Schule zugewandt ist und bleiben muß.

Büchner.

Also eine gemeinsame Leitung des Schulwesens, insbesondere aber der Volksschule, durch die geistliche und

weltliche Behörde. Haben Sie sich dabei auch die praktischen Schwierigkeiten und Kreuzungen vergegenwärtigt?

Themar.

Schwierigkeiten werden nicht ausbleiben, was man auch, der Doppelnatur des Menschen entsprechend, hienieden einrichten möge. Dabei beachte man aber die gegebenen Umstände; wie schon gesagt, Gleichförmigkeit ist nicht vonnöthen. Wo die Kirche noch ihre Beziehung zur Schule gerettet hat, oder wo sie ohne unüberwindliche Bedenken herzustellen ist, da bleibe man dabei stehen. Wo dies nicht, da möge jeder Kreis mit seinen Mitteln seine Wege gehen. Die Gemeinde als Familiencorporation stiftet Schulen, der Staat stiftet Schulen, die Kirche stiftet Schulen. Wer sie aber gestiftet hat und erhält, dessen Anstalten sind es. Freiheit für alle Theile!

Büchner.

Da freiwillige Vereinigungen Ihrer drei constituirenden Elemente zu gemeinschaftlicher Schöpfung und Leitung nicht ausgeschlossen sind, so will ich Ihren Postulaten nicht entgegentreten. Es kann wohl dazu kommen müssen.

Themar.

Kommen müssen? weshalb müssen und nicht wollen? Wieviel Unglück ist schon daraus erwachsen, daß Nothwendiges, Unabweisliches nicht zu rechter Zeit und freiwillig geschah!

Büchner.

Da haben Sie auf anderen Gebieten freilich zehnfach recht! Ich werde Sie an diesen Satz erinnern wenn wir uns das nächste Mal treffen. Für heute Lebewohl und nichts für ungut!

Fünftes Gespräch.

Themar.

Du kommst ja heute ungewöhnlich spät.

Waldheim.

Ich hatte mich mit Büchner etwas festgesprochen. Es ist doch ein edler Wille und eine treue Seele in ihm!

Themar.

Wenn nur der Wille und die Treue immer auf die Wahrheit gerichtet wären!

Waldheim.

Gott hat ihm noch nicht die volle Wahrheit gegeben, wohl aber die Wahrhaftigkeit. Und das ist ein Großes in Zeiten, wo Viele auch der erkannten Wahr=

heit widerstreben. Wie viel Wölfe innerhalb, wie viel Schafe außerhalb!

Themar.

Glaubst Du, daß Augustin dieses Wort auch auf den heutigen Zustand der Christenheit angewendet hätte? Man wird doch leicht gewahr, wie viel Du unter Protestanten gelebt hast! Eben so wie Galsdorff behauptet, daß er bei seinem Wiedersehen mit Dir gleich empfunden habe, daß Du in den letzten Jahren genugsam mit Liberalen verkehrt hättest.

Waldheim.

So sind allerdings meine Führungen! Und doch darf ich mir in ernster Gewissenserforschung sagen, daß diese Führung eine gnadenreiche gewesen; sie hat mir gegeben ohne zu nehmen, die Liebe gemehrt, ohne die Erkenntniß zu mindern.

Themar.

Auch das Bekenntniß?

Waldheim.

Die Frage stellst Du nicht im Ernst?

Themar.

Nein, Gottlob ich kenne Dich und Deine Glaubensfestigkeit. Aber begreife, daß ich nicht ohne Sorge die Versuchungen betrachten konnte, in welche Du eben durch die eigenen Führungen Deines Lebens gesetzt worden bist, die Versuchung, Gemeinschaften einzugehen außerhalb der katholischen Einheit. Wenn auch, wie ich gerne zugebe, unbeschadet dieser Einheit!

Waldheim.

Gemeinschaften außerhalb, aber unbeschadet der katholischen Einheit? Lieber Schwager, kommt es Dir nicht so vor, als wenn das gerade der Weg wäre, auf den nicht blos der Einzelne, sondern das Ganze, auf den die deutsche Nation geführt wird?

Themar.

Oder vielmehr, auf den Du und Deine Sinnesgenossen sie führen möchten!

Waldheim.

Dein Ausfall bringt mich wieder auf Büchner zurück. Er hat aus einigen Deiner gestrigen Aeußerungen die Meinung geschöpft, als ständest Du unter gewissen

vorbehaltenen Bedingungen seinen deutschen Einigungswünschen nicht fern.

Themar.

Unter gewissen Bedingungen! Ich habe den Gegenstand nicht weiter mit ihm verfolgen wollen. Mit den Gothanern in eine deutsche Controverse einzugehen, liebe ich nicht. Es kommt nichts dabei heraus. Man muß doch bereits einige Grundlagen haben, um mit Aussicht auf Nutzen zu streiten.

Waldheim.

Das ist vollkommen wahr. Hast Du aber wirklich keine Grundlagen mit ihm gemein? Wenn ich Dich bisher richtig verstand, so gehst auch Du von der Ueberzeugung aus, daß es ein nationales Unglück sey, wenn der Zustand von Zersplitterung und Ohnmacht, in welchem Deutschland hinsiechte, wieder hergestellt würde, und daß die Aufrichtung eines wahren Bundesstaates daher ein unabweisliches Bedürfniß sey?

Themar.

In bestimmten Gränzen ist dies meine Ansicht. Der Bundesstaat kann für mich aber immer nur Mittel, nicht

Selbstzweck seyn. Ich verlange, daß der Zweck, den man erreichen will, ein gerechtfertigter, daß die anzuwendenden Mittel erlaubte seyen. Das Ungerechte ist allemal schädlich, das Gerechte allemal nützlich! Das ist seit Cicero bis heute wahr geblieben.

Waldheim.

Mit dem Einen und dem Andern bin ich natürlich völlig einverstanden.

Themar.

Aber die Frankfurter und Gothaner Kaisermacher keinesweges! Wo ist die Mäßigung und Selbstbeherrschung bei den versuchten Mitteln, wo die Achtung vor fremdem Rechte geblieben!

Waldheim.

Es ist nicht meine Sache, Alles zu vertreten, was im Sinne der Einheitsbestrebung seit 1848 geschehen ist. Du hast es also nicht schwer, die Verirrungen und Mißgriffe der letzten Jahre zu züchtigen; auf dem Register, das ich führte, stehen vielleicht noch andere und eben so verderbliche. Lieber wäre es mir aber, Du zeichnetest mir die Bedingungen hin, unter welchen Du Dich

mit dem Ziele einverstanden fändest, das der ganzen Bewegung zu Grunde lag und liegt!

Themar.

Kannst Du mich so unbefangen nach den Bedingungen fragen? Ich dächte doch, über die erste und höchste könnte kein Zweifel sein. Keinerlei Umgestaltung der deutschen politischen Verhältnisse ist zulässig, bei welcher die katholische Sache in Deutschland Schaden erleidet!

Waldheim.

Hier berührst Du den Punkt, auf dem es mir Dir gegenüber vor Allem ankommt. Wir haben uns während meines Hierseyns noch nicht darüber ausgesprochen; Du schienst es zu vermeiden.

Themar.

Dann doch nur um Deiner Schwester willen. Sie ist ängstlich, wenn Mann und Bruder in den Meinungen auseinander gehen; ihr Herz leidet dabei. Ich habe ihr manchen Zeitungsartikel unterschlagen, in dem sie einen Angriff auf Deine Sinnesweise finden konnte. Aber auch Dir ist vielleicht mit alter und neuer Beschwerde von meiner Seite nicht gedient!

Waldheim.

Mir? Weshalb sollte ich fürchten, mit Dir, mit dem ich mich jenseits und diesseits so innig verbunden weiß, irgend einen Gegenstand, sey er welcher er wolle, zu berühren?

Themar.

Mein theurer Waldheim, Du hast mir, und Besseren als mir, in Deinem öffentlichen Leben vielen Kummer gemacht! Prüfe Dich, ob Du in Erfurt auf der Seite saßest, wo die wenigen Vertheidiger der katholischen Sache ihren sauren Kampf kämpften! Ja schon in Frankfurt, wohin gingen Deine letzten Abstimmungen! Bei so tiefer Gemeinschaft so grelle Gegensätze! Solche Erfahrungen sind unserer Zeit vorbehalten geblieben.

Waldheim.

Ich danke Dir, daß Du Deinen Gefühlen ohne Umschweif Worte giebst. Noch mehr, ich hoffe, daß Du auch in Deiner Mißempfindung das Vertrauen bewahrst, daß ich bei der Richtung, der ich mich in den parlamentarischen Krisen anschloß, doch nach bester Ueberzeugung gehandelt habe. Zwischen uns kann daher nur von Irrthum die Rede sein, und den möge Gott demjenigen in

Gnaden verzeihen, der ihm unterliegt! Laß uns aber die Zeit unseres Zusammenseins, die vielleicht in Jahren nicht wiederkehrt, dazu benutzen, um uns gegen einander auszusprechen.

Themar.

Ich bringe den besten Willen dazu.

Waldheim.

Du sagtest, daß Du nur derjenigen Gestaltung der deutschen Dinge Dich zuwenden könntest, bei welcher die katholische Sache keinen Schaden erleide. Hierin kann nicht die Ursache eines Zwiespaltes zwischen uns liegen, denn ich wiederhole vor dem Angesichte des Allwissenden, was einer meiner Freunde in Frankfurt bei ähnlichem Anlasse aussprach: Wenn es sich um die Vertheidigung der katholischen Kirche gegen ungerechten Angriff handelte, so würde ich über meine Stellung nicht einen Augenblick im Zweifel seyn; jede andere Rücksicht, politische wie nationale, müßte schwinden. — Das ist auch meine unwandelbare Richtschnur; läge es zu irgend einer Zeit in dem unerforschlichen Rathschlusse, daß ein Zwiespalt sich aufthäte zwischen den irdischen Interessen, auch den höchsten, und den ewigen Geboten der Kirche Gottes, so

würde ich unfähig seyn, die Sache des Staats, dem ich in allen Dingen dieser Welt bis zum letzten Hauche meines Lebens angehöre, zu der meinigen zu machen. Ich würde schweigen, trauern und harren.

Themar.

Dann aber wirst Du auch im vorliegenden Falle die Folgerungen hinnehmen müssen.

Waldheim.

Ich bin dazu vollkommen bereit, und bitte Dich nur mir zu zeigen, nach welchen Seiten hin die katholische Kirche in Deutschland durch die Wege gefährdet wurde, welche ich mit Anderen in Frankfurt und Erfurt betrat.

Themar.

Das Wesen des Bundesstaats, den Deine Parthey errichten wollte, beruht doch ohne Zweifel auf dem allgemeinen Parlamente, und der allgemeinen Centralgewalt.

Waldheim.

Allerdings. Ich muß übrigens gegen das Zusammenschmelzen sehr verschiedenartiger Bestandtheile in dem,

was Du meine Parthey nennst, gleich feierlich Verwahrung einlegen.

Themar.

Freilich bildest Du eigentlich ziemlich allein eine Parthey!

Waldheim.

Nicht allein, aber die Zahl der deutschen Katholiken, mit denen ich ging, war gering. Wer in solchen Zeiten gewissenshalber der Fahne keiner der tonangebenden Partheyen folgen kann, der geht einen einsamen Pfad. Aber ernsthafte Versammlungen thun sehr wohl, eben die kleinsten Minoritäten nicht unbeachtet zu lassen. Wende Dich indessen, ich bitte, zu der näheren Betrachtung der von Dir hervorgehobenen beiden Hauptbestandtheile der Verfassung.

Themar.

Bei jeder Verfassung kommt es doch zuvörderst darauf an, wofür sie gegeben werden soll. Nicht um eine engere Einigung einiger deutschen Staaten handelt es sich bei der nationalen Frage, sondern um das ganze Deutschland. Weshalb verstummte denn nun die Arndt-

sche Marseillaise, weshalb wurde man plötzlich so bescheiden, sich mit einem Klein-Deutschland zu begnügen?

Waldheim.

Ich könnte Dir darauf Pfizer's Antwort geben: besser Klein-Deutschland wie kein Deutschland! Aber es bedarf keines Ausweichens. Die Unionsverfassung eben so wie die Frankfurter, war eine Verfassung für ganz Deutschland.

Themar.

So! das wurde aber doch offiziös und offiziell geläugnet, nämlich für die Union vom 28. Mai!

Waldheim.

Großes Mißverständniß! Hierin lag nicht im Entferntesten die Verschiedenheit der beiden Reichsverfassungen. Die Frankfurter Nationalversammlung erachtete sich für berechtigt, die Umwandlung des deutschen Bundes in ein bundesstaatliches Reich endgültig vorzuschreiben; alle bisherigen Bundesglieder sollten in dasselbe eintreten. Eine solche Befugniß konnte und wollte sich Preußen und seine Verbündeten nicht beilegen; sie schlugen die Bildung des Bundesstaates vor; die freiwillige Annahme blieb jedem Bundesgliede überlassen. Nichtsdestoweniger

aber sollte und wollte die Union das Band seyn, das alle deutsche Staaten, das die gesammte Nation vereinigte. Niemals ist diese Absicht und diese Hoffnung verläugnet worden. Der Zeit und ihren natürlichen Einwirkungen blieb es anheimgestellt, das zu vollenden, was gewaltsam zu erzwingen auch dann nicht gestattet erschien, als die äußere Möglichkeit dazu genugsam vorhanden war. Es ist Dir nicht unbekannt geblieben, daß eben hiergegen ja die offenen und geheimen Machinationen der Gegner gerichtet waren; gern hätte man Preußen die engste Verbindung mit einigen deutschen Regierungen zugestanden, ja wohl noch mehr! Aber daß die Union auch in ihrem verringerten Umfange immer noch den Gedanken einer nationalen Einigung des ganzen Vaterlandes darstellte und festhielt, daß Preußen es von sich wies, ihr den Stempel aufzudrücken, den man als Bürgschaft forderte, daß es der Zukunft anvertraute, was die schlimmen Einflüsse der Gegenwart verweigerten, das war es, was das Wort Unionsverfassung zum Feldgeschrei des vielgestaltigen Feindes machte! — Er hat gesiegt!

Themar.

Dies könnte mich freilich von weiterem Antasten dispensiren. Aber ich habe es hier nicht mit der Union,

der entschlafenen oder todtgebornen, sondern mit Dir zu thun, mit Dir, der nicht bereut solchen Gedanken nachgehangen zu haben. Daher kann ich mich nicht befriedigt erkennen, sondern muß noch schärfer auftreten. — Alle deutsche Staaten also! Doch aber mit Ausschluß von Oestreich?

Waldheim.

Wenn Du den Ausdruck Ausschluß doppelsinnig brauchst, so findet er hier keine Anwendung. Nicht die Verfassung vom 28. Mai schließt Oestreich von einem deutschen Bundesstaate aus, sondern diese Verfassung ist entstanden, weil Oestreich in einen deutschen Bundesstaat weder eintreten will noch kann.

Themar.

Immer das Jagen und Drängen mit Schulbegriffen! Mir als Schulmeister stände es noch besser an, aber in die großen Welthändel eingemischt, wandelt einen schlichten Menschen dabei eine Art von Ekel an! Definire mir doch einmal den Begriff Bundesstaat in alleingültiger unantastbarer Weise!

Waldheim.

Solche Worte und die dadurch bezeichneten Begriffe sind in den politischen Auseinandersetzungen ein Nothbehelf. Nicht mehr, nicht minder! Ich habe von ihrem Mißbrauche mehr gelitten als Du, und doch kann sie Niemand entbehren, der sich und Anderen deutlich werden will. In unserem Falle aber gehe ich wohl am sichersten, wenn ich Dich bitte mir die Charakteristik des Bundesstaates, wie Du ihn auffassest, zu geben.

Themar.

Das will ich wohl thun, protestire aber doch gleich dagegen, daß ich nun diese Eigenschaften deswegen überall für erreichbar halte. — Am besten dient der Vergleich mit dem Staatenbunde, so wie dieser durch unsere publicistischen Autoritäten beschrieben wird. Im Staatenbunde ist die volle Souverainität bei den Einzelstaaten, im Bundesstaate bei der Centralgewalt. Diese ist daher bei ersterem nur eine gesellschaftliche, bei dem andern eine obrigkeitliche Gewalt. Im Staatenbunde sind die Einzelstaaten nur durch die vertragsmäßigen Verpflichtungen, im Bundesstaat durch eine wirkliche Oberhoheit beschränkt. Die Vorschriften der Centralgewalt sind in ersterem nur verbindlich weil und soweit sie die betreffende Regierung ver-

kündet, im anderen haben sie unmittelbare Kraft für die Bevölkerung der Einzelnstaaten. Mit einem Worte: der Staatenbund ist bloß Vereinigung, der Bundesstaat wirkliche Einigung; nicht Einheit, wodurch er eben von dem einfachen Staate unterschieden bleibt.

Waldheim.

Du hast Deinen Stahl gründlich studirt. Ich habe nichts dagegen, auch mir steht dieser scharfsinnige, gewissenhafte Denker hoch über vielen seiner augenblicklichen Genossen. — Daß der Bundesstaat eine gemeinsame Gesetzgebung, also eine parlamentarische Vertretung haben müsse, wirst Du hiernach nicht abweisen, wenn sich auch Dein Gewährsmann jetzt dagegen sperrt. Und eben so wenig, daß man einer wirklichen Centralgewalt bedürfe, in deren Händen die Heeresleitung und die auswärtige Politik, durch beide also der innere und äußere Schutz liegt. — Entsetze Dich nicht, ich rede noch nicht von der Form der Executive, da bei dieser auch andere Bestimmungsgründe mit eingreifen.

Themar.

Unter diesem Vorbehalte gebe ich zu, daß ein dem wissenschaftlichen Begriffe entsprechender Bundesstaat jene Eigenschaften vereinigen soll.

Waldheim.

Nun dann wiederhole ich mit vollster Bestimmtheit: in einen deutschen Bundesstaat kann Oestreich nie eintreten, und zwar welche Form man auch seiner Centralgewalt gebe. Oder anders ausgedrückt: eine Vereinigung, welche Oestreich einschließt, kann sich nie über den Staatenbund erheben.

Themar.

Ich brauche mich über Deine Conclusion eben nicht sehr zu ereifern, da die der Neugestaltung des Bundes gesteckte Aufgabe keine solche ist, die irgend einem vorgefaßten Begriffe zu entsprechen hätte. Aber ich halte den Schluß doch noch nicht für begründet durch die Vordersätze. Woraus folgt denn mit solcher Unbedingtheit, daß Oestreich nicht mit seinen Erblanden an einem engeren Verband als dem bisherigen Theil nehmen kann? Du wirst mir doch nicht mehr die östreichische Verfassung vom 4. März 1849 entgegenstellen, die gewöhnliche Waffe der Gothaner?

Waldheim.

Erlaube mir, Dir sogar zweierlei vorzuhalten. Wir sprachen nicht von einem „engeren Verbande als den

bisherigen", sondern von einer stattlichen Einigung, der die von Dir selbst bezeichneten Eigenschaften beiwohnen. Daß man jetzt in Dresden zu einer Bundesform gelangen könne, die nicht blos einen engeren Polizeiverband zwischen den deutschen Staaten stiftet, sondern auch selbst manche materielle Nützlichkeiten gewährt, das bezweifle ich nicht. Das ist es aber nun wohl nicht, was die Nation begehrte, das ist es nicht, was ihr feierlich zugesagt wurde, und damit wird sie sicher nicht abgefunden werden! Lieber Themar, ich weiß, daß auch Du, aller sonstigen Antipathien unerachtet, damit nicht in Deinem Herzen zufrieden gestellt sein wirst.

Themar.

Ich begnügte mich nur auf das geringste Maaß der Vereinbarung hinzudeuten. Je mehr, desto besser!

Waldheim.

Nun aber weiter: Du erwähntest der Verfassung von Kremsier. Darüber sey unbesorgt, daß ich jetzt noch an irgend einen Willen glaube, den constitutionellen Theil dieser feierlich, aus eigenem freien Antriebe verkündeten Verfassung auszuführen. Ich habe Grund genug anzunehmen, daß nicht bloß Vorsätze gefaßt, sondern nach Seiten hin, wo man fest beim Wort zu halten pflegt, bindende

Zusagen gemacht worden sind. Daß der Hergang ein beispielloser, daß er ein solcher ist, der selbst in dieser an Geben und Nehmen reichen Epoche allein dasteht, das wird diejenigen nicht hindern, die von der Nothwendigkeit ihrer Handlungen durchdrungen, darin auch die Berechtigung zu jedem Mittel zu finden gewohnt sind. — Aber hat denn die östreichische Verfassung nicht noch eine andere Seite? Vernichtet sie nicht die Rechte, die Eigenthümlichkeit, ja die Geschichte sämmtlicher Kronlande und verwandelt die selbstständigen, bisher nur durch das Kaiserhaus verbundenen politischen und historischen Körper in Provinzen eines centralisirten Staates nach modernstem Zuschnitte? Denkst Du, daß auch dieser Theil der Verfassung unausgeführt bleibe, daß man zu der alten Sonderthümlichkeit zurückkehren werde?

Themar.

Ich wünschte es um Oestreichs und um Deutschlands willen, aber ich darf es leider nicht hoffen. Die Umgestaltung hat ja auf diesem Gebiete schon begonnen, und der Einheitsstaat löst sich erfahrungsmäßig nie wieder in organische Gebilde auf. Eine zweite Revolution könnte einzelne Lande ganz von der Monarchie abreißen, aber die Provinzen wieder umbilden in die alten Staaten, das steht nicht zu erwarten.

Waldheim.

Du giebst der Wahrheit die Ehre. Aber erkenne auch, welche tiefe Bedeutung die große Umwandlung für das Verhältniß Oestreichs zu Deutschland haben muß. Hast Du vergessen, daß von Anbeginn ein Haupthinderniß, um nicht zu sagen: das Haupthinderniß, für jede nationale Entwickelung des deutschen Bundes, auch innerhalb des Umkreises der Organisation von 1815, in der Stellung Oestreichs lag? Laß Dir darüber von denen berichten, die den inneren Hergang in der Nähe gesehen, und die nicht in die Meinung einstimmten, daß nur übler Wille im Metternich'schen Cabinette das Bessere verhindere. Und dies während die Ansprüche deutscher Seits viel beschränkter als jetzt, während die politische Lage der östreich-deutschen Lande viel ungebundener als jetzt waren! Schon damals hätte es eines tiefen Einschneidens in die inneren Beziehungen der östreichischen Monarchie, einer Zurückführung der Erblande auf die reine Personalverbindung bedurft, um heilsamen Fortschritten des Bundeswesens sich anschließen zu können. Es hat einen Moment gegeben, die leidensvolle Zeit des Sommers 1848, als die Monarchie in allen ihren Fugen bebte, wo ein solcher Ausgang möglich, ja verhältnißmäßig wohlthätig für das Erzhaus wie für Deutsch-Oestreich selbst erschei-

nen mußte. Selbst reiche Zugeständnisse, weitgreifende Ausnahmsstellungen für einzelne Dinge wären damals kein zu theurer Preis gewesen.

Themar.

Ja wahrhaftig nicht! Um das ganze Deutschland in seinem alten, hohen Sinne wieder herzustellen, ist kein Opfer zu groß! Der Traum meiner Nächte, die Sehnsucht meiner Tage!

Waldheim.

Aber ich frage Dich, hat diese Betrachtung jetzt irgend einen Sinn? Kannst Du, kann irgend Jemand, der wie wir denkt, auch nur wünschen, daß kommende Zeiten wiederum einen Zustand des Entsetzens, der Zerrüttung heranbrächten, in dem allein solche Möglichkeiten reifen? Nein, Themar, ich citire nicht die früheren Aeußerungen, weil sie mir zusagen, sondern weil sie wahr sind: der verjüngte Kaiserstaat steht vor uns; ihm muß ein verjüngtes Deutschland gegenüber treten, jedes in sich und beide zu einander die Wege suchen, auf welchen die Geschichte sie führt.

Themar.

Daß Oestreichs Mission zunächst eine andere ist verkenne ich nicht. Es soll die verschiedenen Nationalitäten, die sich in diesem wunderbaren Bau schärfer geschieden als irgendwo zusammengefunden, durch das höhere Band der gemeinsamen Kirche einigen. Das haben die Staatsmänner, die jetzt seine Geschicke lenken, wohl begriffen und daher mit der Herstellung eines wahren und freien Kirchenregiments den Anfang gemacht.

Waldheim.

Willst Du dann aber auch nicht die andere Seite dieses richtigen Satzes gelten lassen? Die Aufgabe für Deutschland ist offenbar genau die umgekehrte. Hier sollen die verschiedenen kirchlichen und staatlichen Elemente, welche unser Vaterland enthält, geeinigt werden durch das Band der gemeinschaftlichen Nationalität.

Themar.

Du kommst also bei dem Satze an: wer Deutschland aufhelfen will, der muß stets damit anfangen, es von Oestreich zu trennen.

Waldheim.

Trennen und vereinigen! Keines ohne das Andere, das ist wirklich meine Ansicht gewesen, und wird es bleiben. Wenn Du aber den Accent auf anfangen legst, so ist es irrig. Für jeden, der den Geschicken der letzten Jahre vorurtheilsfrei gefolgt ist, kann es nicht verborgen sein, daß das Verhältniß Oestreichs zu Deutschland sich durch eine Reihe deutlich geschiedener Stadien durchgearbeitet hat. Wer sagte nicht von Hause aus: kein Deutschland ohne Oesterreich! Diesem stand aber natürlich gegenüber: kein Oestreich ohne Deutschland! Dahinein fiel die Kremsierer Verfassung; wie sollte sie anders verstanden werden als: Oestreich ohne Deutschland! Sofort erklang es darauf von Frankfurt aus: Deutschland ohne Oestreich! Wer jetzt irgendwie die Augen öffnet, oder vielmehr seit geraumer Zeit sie offen erhalten hat, der kann nicht übersehen, daß die Auffassung zu Wien sich weiter entwickelt hat: ein Oestreich mit Deutschland, und ein Oestreich ohne Deutschland! Dem steht nun aber auch ebenso folgerecht gegenüber: ein Deutschland mit Oestreich, und ein Deutschland ohne Oestreich. Diese Ueberzeugung ist die politische Linie gewesen, gegen welche Deine Abneigung sich kehrt; sie kann zurückgedrängt und verzögert

werden, aber sie bleibt der einfache Ausdruck der Wirklichkeit und der Gerechtigkeit.

Themar.

Also der weitere und der engere Bund leibhaftig! Und dieser engere Bund ist Deutschland! Wären Deine Sätze wirklich unwiderlegbar, dann würde ich ohne allen und jeden Rückhalt in die Welt hinausrufen: Weg mit einem solchen engeren Bunde! Lieber die simple Rückkehr zur alten Bundesakte, lieber alles Andere als ein Deutschland ohne Oestreich!

Waldheim.

Du steigerst Dich selbst über Dein richtiges Wissen und über Dein verständiges Wollen hinaus. So denkst Du nicht im Heiligthume Deines Gewissens und in dem Lichte Deiner Vernunft. So denkt Niemand, der es mit Deutschlands Zukunft besser meint, als mit den Aufwallungen seiner eigenen Zu- oder Abneigung. Vor Allem aber erinnere ich Dich daran, daß ich an dem Maaßstabe, mit dem Du missest, noch nirgends die katholische Scale wahrgenommen habe. Davon allein gingen wir aus, darauf allein bitte ich Deine Einwürfe zu richten.

Themar.

Du findest es nothwendig, daß ich diese Seite noch besonders hervorhebe? Fällt denn die Betheiligung Oesterreichs an der Neugestaltung Deutschlands nicht durchweg mit dem katholischen Interesse zusammen? Wenn es nur auf ein historisch-politisches Hin- und Herwenden des Gedankens ankäme, so würdest Du vielleicht mit Deinen Insinuationen ....

Waldheim.

.... Insinuationen? Themar, Du bist nicht billig gegen mich.

Themar.

Nun denn also Constructionen! Du würdest, sage ich, mit diesen manchen Vortheil über mich erringen, manches Argument vorschieben können, das ich in meiner Unkenntniß nicht zu entkräften vermag. Aber auf jenem Boden, auf dem der kirchlichen Pflichten, erwarte ich Dich. Ist ein Parlament, ist eine Executivgewalt denkbar, die den deutschen Katholiken Bürgschaften gewähre, wenn Oesterreich nicht in beiden seinen Platz behauptet? Sprich!

Waldheim.

Daß mir diese Besorgniß nicht zum erstenmal entgegentritt, wirst Du wohl glauben. Ich begreife, wie so Viele dadurch befangen werden, auch solche, die wirklich keinen anderen Hintergedanken daran knüpfen. Und dennoch lege ich die Hand auf das Herz, indem ich nach Allem, was ich von der Wahrheit zu erkennen vermag, fest ausspreche: dafür, daß durch ein deutsches Parlament und eine deutsche Centralgewalt die katholische Kirche nicht bedrückt werde, dafür leistet die Theilnahme Oesterreichs an dem Bundesstaate keine Bürgschaft!

Themar.

Aber wo suchst Du sie denn sonst?

Waldheim.

So weit als von äußeren Bürgschaften überhaupt die Rede seyn kann, sind sie nur in den gesetzlichen Institutionen zu suchen ....

Themar.

..... die jedoch wieder aus den gesetzgebenden Körpern hervorgehen!

Waldheim.

Was aber bestimmt den Geist in solchen Körpern? Die Anzahl der Katholiken? Leider auch nicht im Geringsten. Vergleiche, wenn es Dir um Resultate zu thun ist, die Bestimmungen, die über das Kirchenrecht aus den Frankfurter und Berliner Kammern hervorgingen, mit den Verhandlungen der österreichischen, ja auch der baierschen Stände! Oder wenn Du Ziffern willst, so gruppire die Abstimmungen der Katholiken, die in jenen Häusern saßen! Was der Entwickelung der Kirchenfreiheit in Deutschland förderlich oder hinderlich war, darüber haben nicht die Confessionen, sondern die vorwaltenden Tendenzen sehr gemischter Natur entschieden.

Themar.

Ob der deutsche Bundesstaat zu seinem Viertheile oder zur Hälfte aus Katholiken bestehe, erscheint Dir demnach als völlig gleichgültig?

Waldheim.

Ich wünschte aus tiefem Herzensgrunde, daß alle Deutsche zur vollen Erkenntniß der einigen und einen Wahrheit gelangen möchten, so wie es geschehen wird, wenn die Zeit erfüllt ist. Ich weiß auch, daß erst dann diejenige Form des politischen Lebens gefunden werden

wird, die in Allem dem göttlichen Willen entspricht. So lange es aber in dem Rathschlusse liegt, daß die schmerzensvolle Spaltung der Confessionen fortdauere, so lange wird das Wohlseyn der katholischen Kirche in Deutschland stets von ganz anderen Einflüssen bestimmt werden, als von der Kopfzahl ihrer Bekenner.

Themar.

Das Seyn vielleicht, aber auch das Wohlseyn?

Waldheim.

Das Seyn und das Wohlseyn. — Glaube jedoch nicht, daß die in mir herrschende Ueberzeugung mich gegen die zulässige und gebotene Vorsicht unempfindlich macht. Ich finde es eine Lücke in sämmtlichen neuen Verfassungen, daß die Religionsangelegenheiten ganz auf gleiche Linie mit allen anderen Gegenständen der gesetzgeberischen Thätigkeit gestellt sind. Was hindert denn in einer Sphäre, die nicht bloß dieser Welt, sondern einer anderen angehört, die alte itio in partes für Religionsangelegenheiten wieder festzustellen? Keine der Confessionen soll der anderen Gesetze vorschreiben, nicht blos im Glauben, sondern auch in der äußeren Gestaltung ihres kirchlichen Daseyns.

Themar.

Und wenn Du mich auch zu beruhigen vermöchtest über eine Gesetzgebung, die aus einer solchen Quelle flösse, wie aber dann die Ausführung? Alles läuft doch zuletzt auf die Form und die Zusammensetzung der Executive hinaus, oder wie Ihr es in Frankfurt nanntet, auf die Spitze der Verfassung!

Waldheim.

Darin hast Du gewiß vollkommen recht. Je mehr man die Gewalten im Staate gegen einander abzuwägen sich bemüht, je mehr wird in jeder wahren Monarchie die eigentliche Regierung vereinigt bleiben müssen, vereinigt und von der Legislative so geschieden, daß der Regent ein Factor der Gesetzgebung, aber nicht umgekehrt die Kammern ein directer Theilhaber an der Regierung sind.

Themar.

Aber wer soll diese Spitze seyn, wer soll in Deutschland regieren, wenn es nicht Oesterreich ist? Dann können wir, die deutschen Katholiken, eine solche Gewalt nur in die Hände der Gesammtheit der deutschen Fürsten niederlegen.

Waldheim.

Damit hebst Du Deinen eigenen Vordersatz wieder auf. Alle, die sich Großdeutsche nennen, haben es laut verkündet, daß sie Deutschlands Macht und Herrlichkeit, daß sie seinen äußeren Schutz und seine innere Sicherheit eben so hoch halten als ihre Gegner. Keines der großdeutschen Programme, die uns amtlich und außeramtlich vorgelegt wurden, hätte eingestanden, daß es sich mit dem Rückgange der Bundesgewalt in die Hände der Gesammtheit begnügen wolle. Alle verlangen ein Reich, und das Reich verlangt einen Regenten.

Themar.

Schöne große Worte, aber wie lange schon ohne allen realen Inhalt! Das deutsche Reich ist nicht gestorben, als Franz II. dem fremden Eroberer und dem inneren Abfalle wich, sondern es ist begraben worden zu Münster und zu Osnabrück. Es ist gestorben an den Folgen der Glaubensspaltung, diese dauert fort, es kann jetzt nicht wieder belebt werden. Wir wollen harren, bis der starke Monarch im Verein mit dem heiligen Papst erscheint und die Einheit des Glaubens herstellt. Dann wenn sich Holzhauser's Gesichte erfül-

len, dann erst wird sich das heilige römische Reich deutscher Nation aus seinen Trümmern erheben!

Waldheim.

Der Kaiser der Zukunft, der wird uns allerdings noch fehlen. Was der beste Wille ins Leben zu rufen vermocht hätte, wenn ihm derselbe statt des schlechtesten Willens entgegen gekommen wäre, das konnte immer nur das Abbild einer großen Vergangenheit und das Vorbild einer Zukunft sein, welche Gott dem deutschen Volke in seiner Gnade wieder aufthun möge. Ein solches Vorbild, eine Ueberleitung in das deutsche Reich der Zukunft, das wollte die Union sein! Hier fiel das nüchternste Bedürfniß der Gegenwart mit der schwungvollsten Aussicht in kommende Zeiten völlig zusammen!

Themar.

Nämlich für Preußen und auf Kosten aller Anderer! Nein, lieber Freund, das muthe mir nicht zu, in diesen Bauplänen kann ich weder die rechte Weisheit, noch die rechte Billigkeit gewahr werden. Der innere Frieden in Deutschland, die Garantie für die Existenz seiner einzelnen Staaten und Stämme, beruht auf dem Gleichgewichte zwischen Oesterreich und Preußen. Dadurch

allein kann Allen der ihnen gebührende Theil an dem Regimente erhalten werden. Für dieses giebt es und wird es nie eine andere naturgemäße und dienliche Form geben, als die des Directoriums. Nur dahinaus liegt jede künftige Umformung des deutschen Bundes, sie gelinge nun schon jetzt in Dresden oder noch nicht.

Waldheim.

Das kannst Du sagen, Themar, der mit dem Frankfurter Programme der Großdeutschen „eine einheitliche Verfassung mit einheitlicher Regierung, eine starke Central-Gewalt und daneben eine die Freiheit und die Volksrechte verbürgende Volksvertretung" will? — Es ist nicht möglich, daß Jemand bei wirklich aufrichtiger Prüfung an die Vereinbarkeit dieser Forderungen mit den unvermeidlichen Bedingungen jedes mehrköpfigen Directoriums glaubt. Ein Directorium, bestehe es aus Vielen oder Wenigen, beschließe es nach Mehrheit oder nicht, sey es aus sogenannten selbstständigen Gliedern oder aus instructionsbedürftigen Gesandten zusammengesetzt, ist nie etwas anderes als der Ausdruck der Sonderinteressen seiner Committenten. Und diesem gegenüber ein Parlament, das Deutschland vertreten soll! Und zwischen Beiden ein Ministerium, das von widerstreitenden Particu-

larismen ernannt und geführt ist und zuletzt noch den Anforderungen der im Parlament stimmführenden Gesammtnation entsprechen soll! Nein, das ist zu viel, auch wenn nach dem interessanten Stüve'schen Projecte die Minister zugleich die Directoren wären, ein Project, dessen schlichte Nichtbeachtung die Selbstgefälligkeit des Hannovrischen Staatsmanns so unheilbar verletzte! Man sage offen, was man will, aber täusche sich und Andere nicht mit doppelsinnigen Worten. Ein parlamentarischer Bundesstaat und eine Regierung, die in zwanzig Richtungen auseinander geht, sind unvereinbare Dinge.

Themar.

Giebt es denn aber keine andere Form, um die Directorialregierung zu bilden, als die bloße Zusammenhäufung von so viel verschiedenen Willensmeinungen, als Deutschland Fürsten zählt? Können diese nicht wiederum unter sich in nahe Verbindung gebracht, nach ihrer eigenen Macht und Bedeutung abgewogen und in organische Elemente der Gesammtregierung verwandelt werden? Was hindert, daß das durch geographische Lage, dynastische Beziehung und gemeinsames Interesse Homogene erst zuvor in sich vereinigt werde und dann seine Stimme erhebe?

Waldheim.

Deine vorsichtigen Umschreibungen drücken doch weiter nichts als das Gruppirungssystem aus, das so oft schon in der Fluth der letzten Jahre auf- und untergetaucht ist. Deine Sorge um die Rechte der deutschen Fürsten und Lande erstreckt sich also nur bis zu einer gewissen Linie herab, jenseits welcher die Albani, die Wildfänge ihr herrenloses Daseyn fristen!

Themar.

Habe ich denn je verkannt oder gar geläugnet, daß es keine Verbesserung der deutschen Zustände giebt ohne Opfer? Wem diese angemuthet werden, der wird sich freilich niemals gern dazu hergeben.

Waldheim.

Wenn ich aus der Fassung komme, so trägst Du diesmal wirklich die Schuld. Ich fühle mich fähig, sehr mannigfaltige und von meinen Ansichten weit abweichende Meinungen und Vorschläge zu erörtern. An Gelegenheit, sich in der gelassenen Hinnahme schroffer Entgegnungen zu üben, hat es wohl Niemand gemangelt. Aber bei diesem einen Gedanken gestehe ich, bin ich stets in Gefahr, die Geduld zu verlieren. Ich kann nicht pro-

phezeien und weiß nicht, was Gottes Weltregierung über unser theures Vaterland beschlossen hat; aber vor einem solchen Ausgange wird er uns in Gnaden bewahren, vor diesem tiefsten Sinken der Nation, vor einer Zerstückelung, gegen welche der Zustand, wo Hunderte von fast unabhängigen geistlichen und weltlichen Fürsten, Herrn und Städte innerhalb der Reichsgränzen hauseten, noch als erhabene Einheit erscheinen müßte. Nicht die Zahl, nicht die Kleinheit der Einzelnstaaten zerreißt Deutschland, sondern der schlechte Wille, der Souverainetätsschwindel, der dynastische Hochmuth. Nicht in den Kleinen und Kleinsten lag und liegt das Hinderniß für die nationale Macht und Eintracht, sondern in jenen Höfen, über deren Versündigung an Deutschland einst die Geschichte schweres Gericht halten wird. Ja, Opfer müssen gefordert und gebracht werden, aber für das Wohl des Ganzen, nicht zur Befriedigung der selbstsüchtigen und eitelsten Triebe derer, die von ihresgleichen durch nichts unterschieden sind als durch ein größeres Maaß verderblicher Ansprüche.

Themar.

Du concludirst also mit dem eben so gerechten als verständlichen Satze: Alle können und sollen einbüßen, nur nicht Preußen! Ist denn aber dieses Preußen und

sein Regentenhaus von einem anderen Stoffe als die übrigen deutschen Lande und Fürstengeschlechter? Ist das Königreich Preußen von dem Königreich Bayern, Sachsen, Würtemberg und Hannover durch etwas Anderes verschieden als durch eine etwas größere Zahl von Quadratmeilen und Einwohnern? Wir sind der Meinung durchaus nicht, und jene deutschen Höfe gewiß auch nicht!

Waldheim.

Ich bin aber dieser Meinung, und zwar nicht wi Du leichten Kaufes entgegnen könntest, als ein preußischer Mensch, sondern als ein solcher Mensch, der Gottes Walten in der Geschichte der Völker ehrt und die Augen öffnet, um es zu verstehen. Das ist der offenkundige Gang der deutschen Geschichte, daß, indem der seltsam wunderbare Bau des alten Reichs zusammensank, zwei Geschlechter und Staaten über die anderen hinauswuchsen und zwar so, daß sie Glieder der größeren politischen Lebenssphäre, der europäischen, wurden. Oestreich und Preußen haben die Wurzeln ihres politischen Daseyns nicht blos in Deutschland, sondern zugleich in Europa, ihre Bürgschaften liegen nicht blos im deutschen Staatsrechte, sondern im europäischen Völkerrechte. Das ist es, was sie von Bayern und Anderen unterscheidet,

kein Unterschied der Quantität, sondern der Qualität, keine relative, sondern eine absolute Verschiedenheit. Es kann Braunschweig und Oldenburg nichts mit Recht angemuthet werden, was nicht gleiche Anwendung auf Würtemberg und Hannover fände; keiner dieser Staaten hat die Befugniß und die Möglichkeit, eine selbstständige Politik oder einen selbstständigen Krieg zu führen. Dieselben Anmuthungen gegen Oestreich oder Preußen gerichtet, wären rechtswidrig und sinnlos.

Themar.

Bist Du am Ende? Können denn nicht einem Ganzen Rechte und Möglichkeiten zuwachsen, die dem Einzelnen nicht beiwohnten? Wenn also wirklich weder Bayern noch Lichtenstein sich wie Preußen geriren, wenn sie keine volle Selbstständigkeit genießen sollen, könnten diese höchsten politischen Eigenschaften nicht Bayern und Lichtenstein nebst den Anderen als Gesammtheit zuwachsen? Ich finde den Gedanken weder unberechtigt noch chimärisch, daß das neue Deutschland die östreichische und die preußische Monarchie und neben ihnen gleichberechtigt sämmtliche andern deutschen Lande als dritten Körper in bundesstaatlicher Gemeinschaft umschlösse.

Waldheim.

Gleich von Hause aus muß ich der Grundlage der Parität, auf welche Deine Trias sich aufbauen will, entschieden entgegentreten. Nur da ist politische Parität recht und gut, wo wirkliche Gleichheit stattfindet. Diese ist aber bei dem Verhältnisse Preußens und Oestreichs zu Deutschland durchaus nicht da. Laß mich mein Gleichniß noch einmal aufnehmen. Oestreich und Preußen sind über ihre fürstlichen Genossen hinausgewachsen, aber in Bezug auf Deutschland, auf die Nation, ist dies in umgekehrter Richtung geschehen. Oestreich ist aus Deutschland herausgewachsen, Preußen in Deutschland hinein. Die östreichische Verfassung vom 4. März, die preußische Uebergabe seiner östlichen Lande an den Bund sind keine willkürlichen Handlungen, sie sind nur die äußere Kundgebung längst bestehender Thatsachen. Bei dieser tiefen Ungleichheit können Oestreich und Preußen nicht gleiche Stellung zu Deutschland einnehmen, ohne daß der eine oder der andere Theil dabei zu schwerem Schaden komme.

Themar.

Was hat dies mit der Trias zu thun? Ich kann einen nothwendigen Zusammenhang darin nicht finden.

Denke Dir die drei Körper, jeden in sich constitutionell geordnet, unter sich in engster Gemeinschaft. Zu deren Leitung ein Directorium von drei Gliedern, das stets nach Stimmenmehrheit entscheidet. Daneben ein Repräsentantenhaus von den sämmtlichen Kammern der Einzelnstaaten beschickt. Ein Zollverein, eine übereinstimmende Gesetzgebung, alles umfassend. Sollte eine solche Gestaltung nicht Kraft und Leben in sich tragen? Vor Allem aber würde sie die beiden Großmächte von dem Verdachte der Herrschsucht und der Vergrößerungsgier befreien, sie würde sie zugleich auseinander halten und verbinden und somit ihre Eintracht besser fördern als jedes andere Mittel. — Du schweigst?

Waldheim.

Ich ging eben in Gedanken alle die vergeblichen Versuche durch, diesen Plan zu verwirklichen, von Schlieffen an durch den Rheinbund hindurch bis zu den Würtembergischen Bestrebungen bei der Bundesmilitairorganisation und dem mitteldeutschen Zollvereine. Nein, lieber Freund, der dritte Körper, den Du schaffen möchtest, ist das undenkbarste Unding von Allem. Wie bald würde sich die völlige Unmöglichkeit zeigen, in einem so componirten Verbande auch nur eine Spur von Uebereinstim-

mung zu erhalten! Wie bald würden die Einen sich an Oestreich, die Anderen an Preußen, oder was das Kläglichste ist, die Meisten, ihren schlimmen Erinnerungen folgend, sich an das Ausland anlehnen! Das hieße den Rheinbund nichtswürdigen Andenkens in gefährlichster Gestalt hervorrufen, den Fremden die Thüren der deutschen Cabinete und die Thore Deutschlands weiter öffnen als je. Täusche Dich nicht; soll Deutschland zu irgend einer Zeit zu einem wahrhaften nationalen Gemeinwesen heranwachsen, so kann von beiden Bedingungen keine entbehrt werden: das einheitliche Parlament und die einheitliche Centralgewalt. — Du wirst unruhig! Denke Dir, es handelte sich zwischen uns um eine historisch-politische Betrachtung, die einem fremden Welttheile oder einer längst verflossenen Zeit angehörte, und leihe noch einigen weiteren Gründen ein geduldiges Ohr! Zum erstenmale ringt man danach, einen Bundesstaat aus M o n a r c h i e e n zusammenzufügen. Muß dies nicht auch die Natur der Centralgewalt bestimmen? Weder ein abstracter Präsident, wie uns die Linke aufdrängen wollte, noch ein eben so abstracter Directorialkörper kann hier an die Spitze treten. Er hat keine andere Macht als die theoretische, die ihm die Verfassung giebt; wenn dieser nicht gehorcht wird, so bleibt ihm nur übrig, ge-

radezu an die Empörung gegen die renitente Regierung zu appelliren.

Themar.

Dabei würde er aber in seinem vollen Rechte seyn, und die widersetzliche Regierung sich die Folgen selbst zuzuschreiben haben.

Waldheim.

Wie aber dann, wenn gerade bei dieser Renitenz das Einzelnvolk mit seiner Regierung einig wäre? Ist dann noch ein anderes Mittel vorhanden, als eine Executive durch andere, etwa benachbarte Regierungen zu verhängen? Und glaubst Du, daß diese stets den guten Willen dazu haben werden? Das ist aus naheliegenden Gründen sehr zweifelhaft, ja sogar mehr als unwahrscheinlich, wenn der Streit eben die Abgränzung der Centralgewalt gegen die Einzelnstaaten zum Gegenstande hat. Nein, mein Freund, wenn die Centralgewalt in einem deutschen Bundesstaate nicht eine völlig ohnmächtige und hiermit der Bundesstaat selbst blos eine leere Vorspiegelung sein soll, so kann sie nur der mächtigste Regent üben, er der über eigene Zwangsmittel verfügt, um den Ungehorsamen zu nöthigen seine Pflicht zu erfüllen.

Themar.

Ich stelle Dir nur die schlichte Antwort entgegen: eine solche zwingende Gewalt können und werden die deutschen Regierungen nicht zugeben; sie werden die von Gott und Rechtswegen ihnen gebührende Hoheit nicht einem Gleichen zu Füßen legen.

Waldheim.

Wer greift denn nach dieser Hoheit? Wer will denn, was in ihr das Aechte und Berechtigte, nicht das Trügerische und Angemaßte ist, irgendwie zu Gunsten eines Dritten an sich reißen? Doch nicht die Unionsverfassung mit ihrer peinlichen Abwägung der allernothdürftigsten Ausstattung des Reichsvorstandes? Wahrhaftig, die hessischen Stände konnten mit vollster Wahrheit ihrer abtrünnigen Regierung zurufen: „eine Lage, welche den Fürsten die volle Landeshoheit, dem Lande die Theilnahme an einem hochathmenden Staatsleben gewährleistete“.

Themar.

Und abermals sage ich Dir: die deutschen Fürsten werden den von ihnen verlangten Selbstmord nicht begehen!

Waldheim.

Selbstmord? Sage Selbsterhaltung! Diese ist es, welche die Verblendung und die Leidenschaft von sich stößt. Nennst Du das eine unredliche oder unvernünftige Zumuthung, wenn man Jemand auffordert, er möge einen, wenn auch angenehmen und zierenden Schmuck veräußern und dafür sein Haus gegen Feuersgefahr versichern?

Themar.

Sinnreiches Gleichniß! Aber man weiß ja: comparaison n'est pas raison. Darum wiederhole ich in langweiligster Hartnäckigkeit, daß die deutschen Regentenhäuser sich nicht unter den Hohenzollerschen Scepter mediatisiren lassen werden. Eher die Oberherrschaft Frankreichs als die preußische.

Waldheim.

Hiefür giebt es doch wirklich keinen anderen Ausdruck als Pfui! Das kommt auch nicht aus Deinem Herzen, Themar, Du würdest Anderen gegenüber, die Deinen Widerspruchsgeist nicht reizen wie ich, einen solchen Gedanken als Verrath an der Nation züchtigen.

Themar.

Es ist auch bei mir nicht so schlimm gemeint, wie es Dir klingt. Ich befinde mich in der Lage jenes Negers, der auf die Frage, welchen seiner beiden Herren er vorziehe, antwortete: tous les deux sont pires! — Ich weiß nicht, wie ich heute in die französischen Witzeleien gerathe; es ist mir gar nicht spaßhaft zu Muthe. Also ernsthaft: wir wollen nicht durch Preußen eine protestantische Herrschaft über Deutschland stiften. Hierin stehe ich doch nicht auf dem partikularistischen, sondern auf dem kirchlichen Boden?

Waldheim.

Aber auch auf einem doppelten Irrthum. Preußen ist kein protestantisches Land, sondern ein paritätisches, sowohl rechtlich als statistisch. Und nicht den Staat Preußen wollte die Union an ihre Spitze berufen, sondern den König von Preußen. Daß das nicht gleichbedeutend ist, kann Dir bei irgend näherem Eindringen in den Geist der Unionsverfassung unmöglich entgehen. Preußen würde nicht dabei verloren haben, davon bin ich tief durchdrungen. Ob es aber zu einem solchen Gewinne gelangt wäre, wie er vielen Menschen allein einzuleuchten vermag, zu einem materiellen Gewinne, darüber bitte ich Dich, bei

der Parthey in Preußen Umfrage zu halten, die es sich zur Aufgabe gestellt hatte, das Gegentheil zu behaupten.

Themar.

Von politischem Gewinn oder Verlust sprach ich jetzt nicht, sondern von katholischer oder protestantischer Herrschaft. Willst Du behaupten, daß der König Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser ausgerufen wurde, obgleich, nicht weil er Protestant ist?

Waldheim.

Nicht obgleich — weil, sondern weder — noch!

Themar.

Es ist also ein Zufall, daß die Protestanten in ganz Deutschland seiner Wahl zujauchzten und nach verunglückter Kaiserkrone ihm noch die erst zu erfindende Kopfbedeckung des Reichsvorstandes aufsetzen wollten? Gestehe!

Waldheim.

Du brauchst mir dazu keine Daumschrauben anzulegen; ich bin jederzeit bereit, Thatsachen anzuerkennen, sie mögen für oder gegen meine Wünsche zeugen. — Daß Deine Vermuthung sich auf Thatsachen berufen kann,

leuchtet ein. Nämlich da wo protestantische Unterthanen unter katholischen Regierungen stehen. Eben dies muß Dich aber zu der Einsicht hinleiten, daß hierbei nicht die protestantischen Interessen in Deutschland, sondern die protestantischen Interessen in gewissen Einzelnstaaten vorwalten. Vergleiche damit Hannover, Mecklenburg, oder Baden und Hessen und sage mir, ob da die Anhänger der „Preußischen Spitze" durch ihre Eigenschaft als Protestanten bestimmt wurden. — Anders steht es leider auf der Gegenseite. Dort hat man es dahin zu bringen gewußt, daß die Katholiken den Kampf gegen den preußischen Unionsvorstand als ihre Sache ansahen, und sich dazu, wenn auch mit rühmlicher Ausnahme, mit sonderbar gemischten Elementen verbündeten. Wollte Gott, daß mir die christliche Liebe für Andersdenkende, die Gerechtigkeit gegen unsere heilige Kirche, das Wohlwollen für ihre treuen Bekenner bei allen sogenannten Großdeutschen so wenig zweifelhaft wäre als bei Friedrich Wilhelm IV.!

Themar.

Verkenne mich nicht; ich habe nichts gegen die Person dieses Königs; ich habe schon genug von ihm in diesem Lande gehört, um seine billige Gesinnung in den Confessionsfragen zu kennen. Aber hinter dem König steht

überall der Hof, stehen die Minister, die Kammern, die Beamten, steht die Mehrheit der Protestanten im Bunde mit den schlechten Katholiken. Wie kann dabei die katholische Sache gedeihen!

Waldheim.

Entgeht Dir denn aber die so naheliegende Betrachtung, daß Deine Beweisführung gegen den preußischen Reichsvorstand nur überhaupt dann einen Sinn hat, wenn sie gegen jeden protestantischen Landesherrn gerichtet wird?

Themar.

Ich gebe die Frage zurück: Wer erlaubt Dir meinen Satz so zu verallgemeinern? Wir wollen einem rechtmäßigen protestantischen Herrn gehorchen den wir haben, aber keinen neuen machen. So denkt auch eine große Zahl der Rheinländer und Westphalen und läßt sich nicht irre machen durch die fleißige Hinweisung auf Belgien, wo unter ganz anderen Umständen ein protestantischer König, von einem ganz katholischen Lande gerufen, diesem keinen Schaden, sondern Nutzen bringt.

Waldheim.

Eben deshalb ist mir Deine Erklärungsweise nur zu zweifelhaft. O könnte ich doch glauben, daß Alles, was

in jenen schönen reichgeschmückten Theilen der Monarchie zu Tage getreten, sich daraus erklären ließe, daß man dem preußischen protestantischen König mit treuem Herzen angehöre und nur einem deutschen protestantischen Kaiser abgeneigt sey! Dann wäre ich um viele Bekümmerniß leichter und stände einem bloßen Irrthume gegenüber. Denn ein Irrthum bleibt auch dieser, und ein selbstbewußter für Jeden, der in die Geschichte des letzten Jahrhunderts zurückzublicken und zu erkennen vermag, daß der Kirche die tiefsten Wunden geschlagen und die härtesten Fesseln angelegt worden sind von solchen Regierungen, die sich katholische nannten.

Themar.

Ohne diesen bejammernswerthen Satz zu bestreiten, kann ich Dich doch nicht so leichten Schrittes zu dem Schlusse gelangen lassen, den Du ziehen möchtest. Daß Preußen als die protestantische, als die den katholischen Interessen vornehmlich entgegenstehende Macht angesehen wird, das wirst Du eben so wenig als die natürliche Wirkung einer solchen Stimmung wegläugnen.

Waldheim.

Ich bin nicht blind und habe an dieser Stimmung Schmerzen genug gelitten, um sie zu kennen, so wohl wie

sie sich in dem unreinen Getreibe der niederen Tagesschriftstellerei als in den ernsten Angriffen des geistvollen Münchner Hauptorganes der katholischen Polemik und bei solchen Männern ausspricht, die mir theuer sind und bleiben werden. Aber ist sie auch durch zureichenden Grund gerechtfertigt? Ich sage Nein und wieder Nein!

Themar.

Dafür muß ich mir doch bessere Beweise als eine bloße Behauptung ausbitten. Von wo willst Du anfangen, was willst Du rechtfertigen? Auch das Jahr 1837 und so viele vorhergegangene?

Waldheim.

Auf Klage und Widerklage über Vergangenes habe ich mich natürlich nicht einzulassen. Es handelt sich um das jetzige Preußen, um Friedrich Wilhelm IV. und seine Regierung. Was früher geschehen ist, was künftig geschehen könnte, wer hat das Erste jetzt zu verantworten, wer kann das Letzte wissen! Für Preußen so wenig wie für irgend einen anderen Staat.

Themar.

Bleiben wir also bei den heutigen Thatsachen und lassen gestern und morgen ruhen! Aber auch diese scheinen

mir einen ansehnlichen Berg zu bilden, wenn sie gehörig zusammengelegt werden.

Waldheim.

Aber auch gehörig zusammengelegt, das ist es eben was nicht geschieht! — Ein Theil der Anklagen ist immer factisch unwahr. — Ein zweiter ist factisch wahr, aber unrichtig aufgefaßt. Zum Beispiel die geringe Zahl der Katholiken in den höheren Stellen, die in der Natur der Sache liegt. Bei der Armee augenfällig, wenn man das Dienstalter kennt das zu den oberen Stellen erforderlich ist, und dann vergleicht, wie viel Katholiken im Jahre 1813 die Preußische Armee zählte. Aber auch im Civil, da in den katholischen Provinzen die höheren Stände weit weniger in den Dienst treten.

Themar.

Also auch im Civil! Dagegen habe ich denn doch manche schlagende Thatsachen anführen hören!

Waldheim.

Von einzelnen Fällen ist nicht die Rede, sie verlieren sich immer in Persönlichkeiten. Sondern von einem aus der protestantischen Confession des Regenten folgendem Sy=

steme. Willst Du einen unwiderleglichen Beweis haben, daß meine Angabe auch für die bürgerlichen Aemter richtig ist, so verweise ich Dich auf diejenigen, die doch wohl am meisten auf Vertrauen berechnet sind. An der Diplomatie nahmen die Preußischen Katholiken der höheren Stände von jeher mehr Theil. Was ist da von die Folge gewesen? Die Zahl der katholischen Gesandten steht in genauem Verhältnisse zu der Zahl der Katholiken in Preußen. — Aber weiter. Ein dritter Theil der Klage ist wahr und auch tadelnswerth, aber ohne confessionellen Character. Die despotisirende Behandlung kirchlicher Dinge ist das Resultat des modernen Staatsbegriffes im Gegensatz zur Autonomie der Kirche; sie findet in allen Ländern, protestantischen wie katholischen, statt, und zwar gegen beide Confessionen. — Ein vierter Theil der Beschwerden endlich ist wahr, confessionell und tadelnswerth. Die Klage läuft aber auf Gehässigkeit und Unrecht einzelner Beamten hinaus, an dem das Regierungssystem als solches keinen Theil hat. Aehnliches ist leider, so verwerflich es auch ist, in einem großen Staate schlechterdings nie ganz zu vermeiden, kommt überall vor, und kann nicht zu einem Verdammungsurtheil gegen Preußen gebraucht werden.

Themar.

Ich erwarte Deinen Schluß. Wenn nun diese Rubriken abgezogen werden, ist dann der Rest Null?

Waldheim.

Der Rest verschwindet nicht; auch bei dem edelsten und wohlwollendsten Regenten wird er sich fühlbar machen. Aber er fällt sehr klein aus, und die Gerechtigkeit verlangt, daß man dagegen in die Wagschaale lege was derselbe Regent für die katholische Kirche gethan.

Themar.

Ich übersehe dies nicht. Ich weiß was es hieß, den Cölner und den Posener Streit zu schlichten, der aufgereizten protestantischen Gehässigkeit und dem im Innersten verletzten Officiantenthume gegenüber, und zwar in den allerschwierigsten Streitpunkten beider Confessionen!

Waldheim.

Und die Wahl zu den erledigten Bischoffssitzen? Welcher katholische Regent hat in dieser Zeit bessere Männer an die Spitze der Diöcesen gestellt, welches Land hat ein Episcopat aufzuweisen, in dem sich Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und kirchlicher Sinn in höherem Grade vereinigen

als in dem Preußischen? Wiegen diesen Thatsachen gegenüber die **begründeten** Beschwerden wirklich so schwer? Und eine solche Regierung wird als Ziel der Anfeindung des katholischen Deutschlands hingestellt!

Themar.

Dein Preußischer Eifer macht Dich sehr beredt. Muthe aber solche Empfindungen nicht dem Bayer, dem Hannoveraner zu. Diese wollen einmal gewiß und wahrhaftig nicht Preußen werden, eher alles Andere über sich ergehen lassen.

Waldheim.

Damit, Freund, triffst Du wirklich das eigentliche Schlagwort. Kläglich genug, aber wenigstens offenherzig! Der Preußenhaß ist es um den es sich handelt, nicht die Zärtlichkeit für Oestreich, nicht die Sorge für die katholische Kirche! Beide nehmen eine große und begreifliche Stelle in dem dunklen Gefühle ein, das die Massen treibt. Aber an jenen Höfen, in jenen Cabinetten wo die Fäden gesponnen wurden, welche Deutschlands Hoffnung, Deutschlands Sehnsucht nach endlicher Vereinigung den Athem zuschnürten, da dachte man weder an Oestreich, noch an die katholische Kirche. Kommenden Zeiten bleibt es vor-

behalten an das Tageslicht zu ziehen und zu richten was geschehen ist!

Themar.

Diesem Urtheil, an das Jeder so gern appellirt, muß sich auch Jeder unterwerfen. — Willst Du schon auf Dein Zimmer gehen? Du bist aufgeregt!

Waldheim.

Ich möchte noch einiger Ruhe genießen und bedarf ihrer. Mit Mißverständnissen und Zerwürfnissen bin ich seit lange reichlich heimgesucht worden; ich habe aus diesen Erfahrungen das Bewußtsein eines guten Gewissens zu retten, und daraus den gelassenen Gleichmuth zu schöpfen gewußt. Dies aber ist die Stelle von wo aus der Blick auf die Gegenwart mein Herz immer auf's Neue bluten macht. Es sind jetzt zwei Jahre her, als einer meiner Freunde schrieb: „Wenn in kirchlichen Dingen nicht mehr die Katholiken zusammenstehen können ungeachtet ihrer politischen Differenzen, und in politischen Dingen nicht mehr die Conservativen ungeachtet ihrer religiösen Unterschiede, so wird Kirche und Staat davon den Schaden tragen". Was seitdem geschehen ist, hat diese Ueberzeugung in mir nur verstärkt. Bleibt Bayern und

Hannoveraner, so lange bis die Zeit erfüllt ist; Engländer, Schotten und Walliser sind Britten geworden, Normannen und Provençalen Franzosen, Castilier, Basken und Catalonier sind Spanier geworden, auch wir werden dahin gelangen uns vor Allem als Deutsche zu fühlen! Bis dahin müssen und können wir uns in Liebe vertragen; Gott weiß wie ich darnach verlange und wie ich sie zu erwiedern stets bereit bin. Aber das muthet mir nicht zu, daß ich östreichische oder bayrische Interessen als gleichbedeutend mit katholischen hinnehmen soll. Das Verschmelzen der politischen und kirchlichen Standpunkte ist verderblich für beide Theile. Im jetzigen Augenblick aber doppelt, wo man den Kampf um die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate auf die Fahnen geschrieben, also schon aus natürlicher Billigkeit auch das Umgekehrte anerkennen muß. Die katholische Kirche kann nicht in die Politik des Tages hineingezogen werden ohne ihre Bekenner zu spalten und die kirchlichen Zwecke zu verdächtigen. Blicke auf Frankreich, wo eben jetzt wieder die politische Differenz zwischen Paris und Chartres der katholischen Sache tiefere Wunden schlägt als ihre Feinde! Der Katholik als solcher kann keine politische Partheystellung eingehen, keinen Wettkampf mit den Kindern der Zeit. Katholische Vereine sollen über den politischen Partheyen ste-

hen, nicht politische Partheyen bilden, sie sollen Hand anlegen um vorhandene Spaltungen zu schließen, nicht um neue zu schaffen. — Sage dazu Amen, Themar; Du als Bayer, ich als Preuße, wir dienen einem Herrn und der ist nicht von dieser Welt!

Sechstes Gespräch.

Waldheim.

Sie finden mich herzlich erfreut, lieber Büchner, über einen Brief, den ich so eben von Detlev Arneburg erhalten habe.

Büchner.

Auch mir ist es lieb, etwas von dem jungen Manne zu vernehmen, der mir bei kurzer Bekanntschaft einen sehr günstigen Eindruck hinterlassen hat. In so edlen Naturen haben auch die wildesten Irrthümer ihre gewiesene Schranke und man hat nie zu befürchten, daß eine schlechte That zum Vorschein kommt. Wollte Gott, alle unsere Demokraten wären von dieser Gattung!

Waldheim.

Sie kommt doch häufiger vor, als man geneigt ist zu glauben. Erinnern Sie sich nur mancher von unseren Erfahrungen in der Paulskirche.

Büchner.

Aber auch an den entgegengesetzten der schlimmsten fehlte es nicht. Die reinen Idealisten des Irrthums wie Detlev, sind überall selten. — Erzählen Sie mir doch etwas von seinem jetzigen Zustande.

Waldheim.

Er hat sich mit seiner Frau im Staate von Ohio niedergelassen und tüchtig gearbeitet. Das Blockhaus, was er bewohnt, ist sein eigener Bau; einen ansehnlichen Landstrich hat er, durch richtigen Rath geleitet, schon halb bearbeitet von Colonisten gekauft, die dem Triebe westwärts zu ziehen gefolgt sind. So setzt er nun dessen Cultur fort, und diese angestrengte Thätigkeit wirkt nach seiner eigenen Aussage sehr günstig auf seine Gemüthsstimmung, die freilich eine sehr bittere war, als er Europa verließ.

Büchner.

Das ist auch eine von den großen Angelegenheiten der Nation, die allein schon aller Anstrengungen zur Herstellung eines wahren deutschen Staatswesens werth gewesen wäre. Welche unermeßliche Bedeutung hat die Auswanderungsfrage für uns, welchen Saamen der Zukunft trägt sie in ihrem Schooße! Aber wer wird sich ihrer jetzt annehmen, wer sie dem Stumpfsinne der deutschen Binnenstaaten, der Ohnmacht der Uferstaaten entziehen und die zersplitterten Kräfte zusammenfassen! — Doch fort mit den Gedanken; ich will mich wenigstens freuen, daß in diesem Falle einer unserer Brüder eine Heimath gefunden hat.

Waldheim.

Und auch sein älterer Bruder, den Sie einst bei mir sahen, hat seine Heimath gefunden. Mein armer theurer Arneburg! Er ist eines der vielen Opfer dieser verhängnißvollen Zeit geworden. Sein Herz ist gebrochen an dem Zwiespalte, den solche Jahre in einer solchen Seele erzeugen mußten! Von der einen Seite zog ihn seine Liebe für Deutschland, die nie erkaltete Begeisterung der großen nationalen Freiheitskriege, von der anderen sein politisches Bekenntniß, beide mit gleicher

Macht. So scharfen Gegenwirkungen war er nicht gewachsen; Gott rief ihn ab und gab ihm Frieden!

Büchner.

Traurig genug! Andere Männer des Jahres 1813 wären diesen Zweifeln nicht erlegen: Gneisenau, Stein, Wilhelm Humboldt, Boyen, Grolmann, Clausewitz hätten gewußt, von welcher Seite her der höhere Ruf an sie erging; sie würden ihm gefolgt seyn. Aber das war eben der Unstern Preußens, daß es in dem schwersten wie herrlichsten Momente seiner neueren Geschichte keine solche Männer besaß!

Waldheim.

Sind Sie dessen so gewiß? O ja, die Männer, die Sie nennen, würden bei der deutschen Sache gestanden haben, wenn sie sich auf gesetzlicher Linie entwickelte. Aber welche Betrachtungen ein Jahr wie 1848 in ihnen erzeugt hätte, das ist nicht so obenhin zu beurtheilen. An Beispielen großer Veränderungen hat es nicht gemangelt.

Büchner.

Das befürchte ich nun ganz und gar nicht. In Männern dieser Art ist Alles fest. Sie waren Deutsche,

sie wußten, daß es sich um Deutschlands Wiedergeburt handelte, um dieselbe, die sie nach glorreichem Kriege bei dem schlechten Frieden in den Händen der Diplomatie hatten zu Grabe tragen sehen. Ihre Schmerzenslaute sind bekannt und beschämen oft das jüngere Geschlecht.

Waldheim.

An ihrem reinen Willen und ihrem festen Muthe zweifle ich nicht. Aber sie waren Männer aus dem Leben, nicht aus der Studirstube. Aus scheinbar Gutem geht immer nur Schlimmes hervor; das wußten diese Männer, sie würden keine Bahn betreten haben, die ohne Ziel bleiben mußte.

Büchner.

Weshalb ohne Ziel? Haben wir nicht lange genug alle Mittel zum Gelingen in Händen gehabt?

Waldheim.

Alle erlaubten Mittel? Nicht immer. Und als deren mehr als je vereinigt werden konnten, unterblieb es in bedauernswerther Selbsttäuschung.

Büchner.

Sie zielen auf die Nationalversammlung; ich gebe aber den Angriff dreifach zurück. Nur Preußen und seine

Regierung trägt die Schuld. Die Oestreicher, indem sie der deutschen Einheit jedes Hinderniß bereiteten, thaten was ihre Natur und Lage mit sich brachte; das Treiben der Bayern und Anderer ist sträflich, ist verabscheuenswerth, jedoch nur zu begreiflich. Was aber in Preußen geschehen ist, das wird für alle Zukunft der Gegenstand der Verwunderung und des bittersten Tadels bleiben.

Waldheim.

Von welcher Zeit reden Sie?

Büchner.

Kann darüber ein Zweifel sein? von der Zeit wo die Preußische Regierung, wenn sie sich auf die Nation stützte, Alles vermochte was sie wollte!

Waldheim.

Auch durfte?

Büchner.

Weßhalb nicht? Ich brauche doch wohl nicht aufzuzählen, mit welchen Vollmachten die Nationalversammlung einberufen war, und zwar aus allen deutschen Landen? Sie hatte das Recht, Deutschland neu zu constituiren und Preußen die Macht; mehr bedurfte es nicht.

Waldheim.

Lieber Büchner, sollen wir unsere alten Frankfurter Wortgefechte wieder aufnehmen? Sie wissen, daß ich Ihnen nie Anderes zuzugestehen vermag, als daß zwei gleichberechtigte Factoren dazu zusammenwirken mußten, die Nationalversammlung einerseits, die deutschen Regierungen andererseits. Jetzt erscheinen diese Zwiste fast lächerlich, damals waren sie von unabsehlicher Bedeutung.

Büchner.

Verderblich genug sind sie freilich geworden!

Waldheim.

Das sagen Sie nicht im Ernst, denn Sie erinnern sich zu gut, daß die geringe Zahl derer, welche jene dem Rechte und der Vernunft entsprechende politische Ansicht vertraten, nie im Stande war, die Majorität an irgend einem ihrer Schritte zu hindern.

Büchner.

Nun wohl, wir konnten und wollten auf Ihr weitgepriesenes Vereinbarungsprincip nicht eingehen, weil jede Kenntniß der Fürsten und Höfe lehrte, daß auf ihre Uebereinstimmnng unter sich und mit der Nationalver=

sammlung nie zu zählen sey. Darauf die Errichtung einer deutschen Reichsverfassung gründen, hieß sie von vornherein aufgeben. Das war es auch, was ein nicht geringer Theil der Verfechter der Vereinbarung allein im Auge hatte. Ich dächte doch, Sie und Ihre Freunde müßten darüber in den letzten anderthalb Jahren mit schätzbaren Erfahrungen bereichert worden seyn. Thun Sie uns nicht zuweilen Abbitte, und würden Sie nicht jetzt über manche Dinge anders urtheilen als damals?

Waldheim.

Ich würde, wenn ich die Jahre 1849 und 1850 deutlich erkannt hätte, wie ich sie nur dunkel voraus- empfand, Ihnen damals dasselbe zugerufen haben, nur mit verdoppelter Kraft: Ueberschätzen Sie nicht Ihre Kräfte, die Zeit der Allgewalt der Nationalversammlung ist vorüber, sie kann nicht wiederkehren, ohne neue Revo- lutionen! Verschmähen Sie nicht die rechtliche Grund- lage Ihrer Schöpfung, die Sie weder zu ignoriren noch zu ersetzen vermögen! Und wenn Ihnen die nicht unbe- gründete Besorgniß entgegentritt, daß der Grundsatz der Vereinbarung in seiner nackten Anwendung praktische Gefahren drohe, so einigen Sie sich klar und vollstän- dig mit derjenigen Regierung, ohne deren entschiedenes,

aufrichtiges Zusammengehen das ganze Werk der Nationalversammlung mit unheilbarer Nichtigkeit geschlagen ist. Erst wenn Preußen die Realisirung der Bundesstaatsverfassung in *seine* Hand nimmt, dann ist Aussicht zum Gelingen. Die kleineren Staaten werden sich sofort anschließen, die Mittelstaaten aber können sich, allen üblen Willens ungeachtet, der unter *diesen* Umständen und in *dieser* Zeit an sie herantretenden Ausführnng des großen nationalen Gedankens nicht entziehen.

Büchner.

Aber das war ja gerade, was wir wünschten und verlangten: wir wollten ja mit Preußen Hand in Hand gehen.

Waldheim.

Nennen Sie das Hand in Hand gehen, wenn der eine Theil seinen Weg geht, unbekümmert um den anderen, und am Schlusse dann seinen Willen zur einfachen Nachachtung bekannt macht?

Büchner.

Wir konnten den Grundsatz, daß die Nationalversammlung die rechtmäßige Vertretung der Nation, daß

sie eine constituirende Gewalt sey, nicht aufgeben. Was aber bei dessen Anwendung möglich war, um die Gemeinschaft zu erhalten, dazu war sicher der beste Wille vorhanden.

Waldheim.

Auch das muß ich leider aus eigener Kenntniß in Abrede stellen. Haben Sie die Note vom 23. Januar vergessen, das größte Entgegenkommen Preußens, ein Entgegenkommen, das selbst in Berlin den ernstesten Bedenken unterlegen hatte? Hier war der Nationalversammlung Alles gegeben, was sie bedurfte, um den einzig möglichen Weg zu finden, auf dem Preußen mit ihr zu gehen vermochte. Zum unersetzlichen Schaden Deutschlands betrat sie ihn nicht: sie beharrte auf der Fiction, daß sie allein endgültig zu beschließen habe, und befriedigte nicht einmal die sachlichen Einwendungen. Die ausdrücklich als unannehmbar erklärten Punkte des Verfassungsentwurfes wurden beibehalten, die Existenz der Einzelnstaaten in einem Grade heruntergedrückt, den Preußen weder für sich, noch für Andere dulden wollte. Das hieß nicht sich mit Preußen verständigen, sondern Preußen zurückstoßen, den inneren und äußeren Gegnern der deutschen Sache in Berlin die Waffen in die Hand geben!

Büchner.

Sie haben davon Gebrauch zu machen gewußt! Wir haben die Folgen gespürt!

Waldheim.

Wie konnte es anders kommen? Und war dies nicht der erste Schritt auf der abschüssigen Bahn, der die Stellung der Nationalverfassung immer schiefer, ihr Werk immer schlechter machen mußte? Auf sich selbst und ihre eigenen Kräfte beschränkt, fand sich nun die conservative Einheitsparthey gedrungen, den Partikularisten die Verbündeten zu entziehen und selbst zu werben in den Reihen der Demokratie. Stimmen um jeden Preis! Daran mußte die Verfassungsarbeit zu Grunde gehen, die verderblichsten Bestandtheile beigemischt werden, und ein Werk entstehen, das sich um so mehr selbst zum Tode verdammte, als das Wahlgesetz den künftigen Reichstag in die Hände der Demokratie lieferte und ihr durch das aufgehobene Veto jede Umformung nach eigenem Willen überließ. — Manchem, der dort mit wenig Witz und viel Behagen das Verfassunggeben betrieb, mochten die Folgen seiner Handlungen dunkel seyn. Aber es wird mir stets ein denkwürdiges Zeichen bleiben, wohin auch einsichtsvolle, patriotische und hochachtbare Männer

durch die Strömung mit fortgerissen werden können und wie es möglich war, daß sie glauben konnten, die preußische Regierung werde eine solche Verfassung annehmen und um ihretwillen einen Bruch mit Oestreich hervorrufen!

Büchner.

Das ist es, das ist das Wort des Räthsels! Man zog es in Berlin vor, der Freund Oestreichs zu bleiben, statt der Freund Deutschlands zu werden; auch nach der Kremsierer Verfassung, auch nachdem sich das neue Kaiserreich wider die eigene Rechtstheorie vom deutschen Bunde losgerissen und mit den fremdartigsten Völkerschaften in einen Knäuel zusammengeballt hatte. Auch dieser glückliche Zwischenfall, der auch den ängstlichen Anbeter des urkundlichen Rechtes ermuthigt haben würde, ging unbegriffen und ungenutzt vorüber!

Waldheim.

Der Vorwurf trifft mich nicht. Daß die Erschaffung einer östreichischen Central-Monarchie das Verhältniß der deutschen Erblande ändere, daß es dazu berechtigte, dem neuen Oestreich auch ein neues Deutschland gegenüber zu stellen, das habe ich zu jener Zeit nicht verkannt. Aber auch hier mußten Vernunft und Billigkeit den Weg zeich-

nen. Der gefährlichste, weil anscheinendste Einwand war: man schließe Oestreich aus, weil man Preußen an die Spitze stellen wolle. Dagegen empörte sich nicht ohne Grund das Gefühl sehr Vieler. Alles kam darauf an, das Irrige dieser absichtlichen und unabsichtlichen Täuschung aufzudecken, und das Mittel dazu lag auf der Hand. Die Oberhauptsfrage, die Frage über die Form der Spitze, durfte erst dann zur Entscheidung kommen, wenn die eigentliche Verfassungsfrage schon ihre Erledigung gefunden hatte. Niemand, weder eine Regierung noch die Vertreter ihres Landes in der Nationalversammlung, hatte ein Recht, über die künftige Spitze der Verfassung mitzubeschließen, wenn er die politische Grundlage dieser Verfassung anzunehmen außer Stand blieb. Eine Bundesstaatsverfassung, die überall auf ihr richtiges Maaß von Einheit und Vielheit zurückgeführt und mit den erforderlichen Garantien für die monarchisch-constitutionelle Ordnung versehen war, konnte von keiner deutschen Regierung abgelehnt werden. Nur Oestreich vermochte damals so wenig wie jetzt darauf einzugehen; es schied sich dadurch von selbst und offenkundig von dem deutschen Verfassungswerke. Ohne Mitwirkung seiner Abgeordneten wurde dann die Oberhauptsfrage geregelt, mit ihnen aber gleichzeitig das Bündniß des deutschen Bundesstaates und der östreichischen Monarchie.

Büchner.

Mag sein! Ich will auch Ihrem Plane ein gewisses diplomatisches Verdienst nicht absprechen. Aber in den Stürmen einer großen Versammlung, unter der Nachwirkung eines welterschütternden Jahres gedeihen solche vorsichtige Abwägungen nicht. Vorsicht, sagt man, sey die Mutter der Weisheit, zuweilen ist sie aber wirklich nur deren entfernte Anverwandte! Verloren war übrigens damit immer noch nichts. Alles fiel doch wieder in die Hand, in den Entschluß Preußens. Der 3. April war es, der Deutschlands Schicksal entschied, der ungeheure Moment, der, in treuer Zuversicht und frischem Muthe ergriffen, uns über Alles hinausgehoben hätte. Aber der große Moment fand ein kleines Geschlecht, ein sehr kleines!

Waldheim.

Sie legen den Accent auf den Muth. Ist dies wirklich der Mittelpunkt Ihrer Anklage, so würde ich Sie vollkommen enttäuschen können. Ich war am 3. April in jeder Hinsicht fern von Berlin und dem, was dort geschah. Aber so lange Sie noch Gewissenhaftigkeit und Furchtsamkeit unterscheiden können, werden Sie der letzteren nicht beimessen dürfen, was nur der ersteren angehört, wie sehr sie Ihnen auch mißfallen möge.

Büchner.

Mit aller Achtung vor Ihrer Kenntniß des Geschehenen werden Sie mich doch nicht überzeugen, daß nicht die Sorge vor der Verantwortlichkeit kommender Dinge eine große Stelle bei der Ablehnung der Kaiserkrone eingenommen habe, wenn auch daneben der natürliche Widerwille gegen die „demokratisirte" Reichsverfassung und die Abneigung stand, den deutschen Fürsten Zwang anzuthun. Und doch war Alles dieses mit so unzweifelhafter Sicherheit zum guten Ende zu führen, sobald es nur ein politischer Heros in seine Hand nahm!

Waldheim.

Ein politischer Heros! Diese sind freilich zu allen Zeiten eben so selten wie die militairischen gewesen. Vornehmlich diejenigen, die Gott fürchten und die Menschen nicht! Indessen kann ich doch vollkommen begreifen, welche politische Heldengestalten es sind, die Ihnen vorschweben, und bitte Sie, mir ein Bild von dem vorzuzeichnen, was diese Ihrer Ansicht nach gethan haben würden.

Büchner.

Das habe ich mir oft genug in siedendem Unmuthe ausgemalt. — Ein Held, wie ich ihn verstehe, einer von

denen nämlich, die kleine Reiche groß gemacht, würde am 3. April die Kaiserkrone fest auf sein Haupt gesetzt und mit lauter Stimme gesagt haben: Jetzt also bin ich Euer Kaiser, durch den gesetzlichen Willen der Nation und durch meine eigene Macht. Die Verfassung nehme ich vorläufig an, behalte mir aber die schlechterdings nöthigen Verbesserungen vor. Zuerst aber und vor Allem ist es meine Pflicht und Aufgabe, die Anerkennung der Reichsverfassung überall in's Leben zu rufen. Ich stelle sofort das ganze Kriegsheer Preußens und der zustimmenden Staaten auf, und fordere von allen deutschen Regierungen eine bestimmte Erklärung in einem kurzanberaumten Termine. Ein elektrischer Schlag hätte durch ganz Deutschland gezuckt von den Alpen bis zur Eider. Glauben Sie, daß die Unterwerfung würde haben auf sich warten lassen? Alle Regierungen, auch „die dritte Großmacht", hätten sich mit widerwilliger Bereitwilligkeit angeschlossen; es war immer noch dienlicher, von Preußen eine günstigere Stellung bei der Verfassungsrevision zu erzielen, statt durch die eigenen Unterthanen gezwungen zu werden.

Waldheim.

Und Oestreich?

Büchner.

Wir lebten im April 1849! Mein Kaiser hätte diesem Cabinete, dessen Barometer damals freilich niedriger als in Dresden stand, zugerufen: entweder — oder! Entweder Ihr erkennt das deutsche Reich an, und wir bieten Euch dagegen den völkerrechtlichen aber ewigen Bund, daher die Garantie Eures Territorialbestandes, daher unsere ganze Hülfe in Euren inneren Todeskämpfen! Oder — wir rücken sofort in Böhmen ein. Wählt!

Waldheim.

Allerdings, sehr präcis!

Büchner.

Dasselbe mit Dänemark. Schleswig wird mit Holstein real verbunden und Glied des deutschen Reichs. Entweder erkennt Ihr das an, so verbleibt dies Reichsland in der Personalunion mit der dänischen Krone. Oder ich setze sofort das Haus Augustenburg in die Regierung der Herzogthümer ein.

Waldheim.

Wiederum sehr klar. Und das Ausland, die europäischen Mächte?

Büchner.

Würden das fait accompli mit vielem Mißvergnügen, anzüglichen Noten, mannigfachen Verwahrungen, aber sehr friedlich hingenommen haben.

Waldheim.

Das glauben Sie auch von Rußland, von dem Kaiser Nicolaus?

Büchner.

Nicht ganz. Aber hier lag der Hemmschuh für den Restaurator der Legitimität auch nahe genug. Zugleich in Ungarn interveniren und zugleich einen Krieg gegen Deutschland, gegen das vereinigte begeisterte Deutschland unternehmen, das liegt wohl eben so weit über den Willen als über die Kräfte des nordischen Nachbars hinaus.

Waldheim.

Wenn aber nun nicht? Wenn eine Coalition zu Stande gekommen wäre, zu der sogar Schleswig einen ganz bereitliegenden Stoff darbot?

Büchner.

Dann hatten wir noch das große Wort auszusprechen: Polen! Preußen verkündete die Herstellung des

königlichen Polens und gab ihm in seinem eigenen Posen sofort den festen Kern. Das hieß die größte politische Sünde gut machen und zugleich den gewaltigsten Verbündeten aufstellen. Das Ministerium in Frankreich oder England wollen wir erwarten, das dagegen seine Waffen mit den russischen zu vereinigen gewagt hätte! Messen und wiegen Sie die Kräfte, die dann auf den beiden Seiten in die große Wagschaale fielen, und fragen Sie sich, ob mein Held um eines solchen Preises willen den Kampf aufnehmen durfte und konnte? Und es wäre ohne Kampf entschieden worden, das bin ich überzeugt bis in das Innerste meiner Seele hinein!

Waldheim.

Ich höre Sie bis ans Ende. Was that der Held, der ohne oder mit Kampf durch diese von Lissabon bis Petersburg reichende Erschütterung hindurch gegangen, was that er dann weiter in der inneren, in der Verfassungssache? Sollte die Reichsverfassung wie gewisse Bestimmungen in dem westphälischen Friedensinstrumente in perpetuum suspensa bleiben?

Büchner.

Oder wie die östreichische Verfassung vom 4. März! — Nein, nichts weniger als das! Ein Constitutioneller

schafft keine Aera der Cäsaren! Der Kaiser, aber erst nachdem er völlig Meister der äußeren und inneren Gefahren geworden, rief dann einen Reichstag zusammen und warf mit diesem die demokratischen Einschiebsel aus der Frankfurter Verfassung heraus. Fand sich dafür keine Mehrheit, was unter dem moralischen Eindruck jener großen politischen Siege durchaus nicht zu befürchten stand, so löste er den Reichstag auf und octroyirte ein conservatives Wahlgesetz mit Census und Classen. Der neue Reichstag gab sicher eine Verfassung, die die constitutionelle Monarchie auf die festesten Grundlagen stellte.

Waldheim.

Wohl möglich!

Büchner.

Dann war eine ungeheure politische That vollbracht. Die Mit- und Nachwelt hätte mit Jubel den gepriesen, der das deutsche Reich verjüngt wieder in die Geschichte einführte!

Waldheim.

Ich habe Sie bis zum Ende Ihres Programms gelangen lassen. Daß ich für das Großartige des aufge-

rollten Bildes nicht unempfindlich bin, mögen Sie meinem historischen Sinne wohl zutrauen. Ja, ich läugne auch nicht einmal die Möglichkeit der Durchführung, an dem Maaßstabe des bloßen Verstandes gemessen ....

Büchner.

..... Damit sollte man aber eben nicht messen? Wenn den Begeisterten vorgeworfen wird, daß sie zu wenig verständig gewesen sind, so trifft die Verständigen der zehnfache Vorwurf, daß sie zu wenig begeistert gewesen. Nur erst das Wollen; das Können hätte sich reichlich gefunden! Du kannst, denn Du sollst! Hier war der Kant'sche Imperativ ganz an seiner Stelle.

Waldheim.

Sie mißverstehn mich! Nicht auf Begeisterung oder Vernunft kam es an, sondern auf Gewissenhaftigkeit oder ..... Lieber Büchner, weshalb ist Alles, was Sie hinzeichnen, nicht geschehen? Etwa weil es an höchster Stätte in Preußen nicht begriffen wurde? Nein, sondern weil der König sich in seinem Gewissen gebunden fand, diesen Weg nicht zu betreten. Was ihn bestimmte in jenem entscheidenden Augenblicke, ist weltkundig; ich kann ihm

Worte leihen ohne Vermessenheit. Der König sagte: ich erkenne die Herstellung eines wahren Gemeinwesens als eine gerechte Forderung der Nation und als eine wahre Mission für Preußen. Aber höher als dies, höher als Alles, steht mir das göttliche Gebot, daß ich meine Hand nicht ausstrecken darf nach fremdem Gute. Ich darf kein deutsches Fürstenhaus zwingen, daß es sich seiner Rechte begebe, weder direct durch meine Waffen, noch indirect indem ich den Aufruhr in seinem Lande entzünde. Durch letzteres, durch die Berufung an die sogenannte legale Revolution in den Vereinen, Sturmpetitionen und Steuerverweigerungen, oder durch die illegale Revolution in den Straßen, würde ich zudem die gemeinschaftliche Grundlage aller Obrigkeit vernichten, also auch die meinige. Den Aufruhr in Ungarn und Italien nähren und in Polen anfachen, ist nur der nothwendige letzte Schritt dabei. Ich will den Teufel nicht austreiben durch der Teufel Obersten! Nur freie Ueberzeugung, nur rechtliche Zustimmung der Regierungen darf das Werk der politischen Wiedergeburt Deutschlands gründen. Ich halte die Einigung der Nation unaussprechlich hoch, ich habe es gethan, seitdem ich denken und empfinden konnte, aber meine Pflichten als christlicher König noch höher. Beide liegen so weit auseinander als Himmel und Erde. Das sind

nicht Sentenzen, sondern Gebote. Hier stehe ich und kann nicht anders!

Büchner.

Und dieser transcendentalen Politik gegenüber nun die Politik, die zu derselben Zeit an allen Höfen Deutschlands und des Auslandes waltete, wo kein Ziel zu niedrig, kein Mittel zu schlecht war! Kann es dann auch nur einen Augenblick verwundern, wenn der Ausgang der gewesen, der vor Augen liegt! Statt der weltgeschichtlichen That das Hinsiechen des Gedankens, das peinvolle Zerrinnen der Ausführung. Welche Heimsuchung hat uns getroffen! — Aber was denken Sie denn selbst über den unseligen Hergang?

Waldheim.

Ich stehe Ihnen und Niemand nach in dem fressenden Kummer darüber, daß Deutschland, dergestalt zwischen das Edelste und Niedrigste gestellt, seinen inneren und äußeren Feinden erlegen ist. Gott wird aber anders richten, da er die Herzen und die Nieren prüft und nicht die greiflichen Erfolge. Daß die Welt urtheilt, wie sie es thut, das finde ich freilich sehr natürlich.

Büchner.

Sind denn aber nach dieser hyperchristlichen Politik, die den König und den Menschen, sein Gewissen und den Staat, seine Sittenlehre und die Regentenpflichten vollkommen identificirt, überhaupt je große politische Thaten möglich? Müßten diese nicht fast immer als unvereinbar mit dem Gebote des Christenthums an dem Privatmann erscheinen? Das Große geht allemal durch gewaltsame Umwälzungen hindurch, und zu dieser kann sich nur derjenige berufen und ausgerüstet fühlen, für den das Staatswohl das absolute Gebot ist.

Waldheim.

Lassen Sie mich Ihren Gedanken weiter fortführen, um zu beweisen, daß ich ihn mindestens verstanden habe. Das ganz fertige Vorbild liegt hiefür und für alle Zeiten schon in dem Geiste des Römerthumes. Die ewige Roma, deren Größe und Herrlichkeit ist das oberste Gesetz; was dahin führt, ist recht und erlaubt, ja es ist geboten. Das höchste Sittenprincip fällt dann stets mit den höchsten politischen Aufgaben zusammen, und dieser Einklang sichert das Gelingen der That.

Büchner.

Sie wollen mich zu einer Verherrlichung der heidnischen Politik hindrängen! Aber ist es denn in christlichen Zeiten anders gewesen? Was Friedrich II., was Napoleon vollbrachten ......

Waldheim.

.... ist durch das heidnisch-römische Princip bedingt. Mit dieser politischen Größe geht der schlichte Christenglauben nicht zusammen: das fühlten die letzten wahren Römer und kehrten den grimmigsten Haß gegen die neue Lehre. — Bitte, mäßigen Sie jedoch noch Ihre heraufsteigende Entrüstung gegen mich; ich habe mich einer rein abstracten Betrachtung hingegeben, ohne der äußerst zarten und schwierigen Untersuchung über deren Anwendung auf den gegebenen Fall in irgend einer Art vorzugreifen.

Büchner.

Was hilft das! Ist es nicht am Ende der kurze Sinn Ihrer Rede: man wußte in Berlin vollkommen, was zu thun war um das Ziel zu erreichen, aber man wollte nicht? Nun dann, wer es auch sey, der mit an der Schuld trägt, von der schlimmsten aller Camarillen und einer Reihe unfähiger kurzsichtiger Räthe hindurch bis zu dem

verhängnißvollen Namen, der als Unstern über Preußen gestanden, Gott möge verzeihen, was durch sie geschehen ist! Ich vermag es nicht.

Waldheim.

Er wird es, und auch Ihnen, der Sie Wahres und Irriges, Personen und Dinge, Gegner und Märtyrer der nationalen Sache in einer und derselben Verdammung umfassen. Die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo manche Nebel fallen, und die Wahrheit ihr Recht erlangen wird!

Büchner.

Bedarf es anderer Wahrheit als der, die schon am hellen Tage liegt? Der größte Augenblick seit Jahrhunderten, die Entscheidung für die ganze Zukunft des Vaterlandes ist verschwendet, ist zertreten worden! Deutschlands Recht und Preußens europäische Geltung in den Abgrund geworfen, ein Zustand ohne Gleichen und ohne Beispiel heraufbeschworen worden! Ob und wieviel davon auf christliche Askese, auf Scheu vor dem Ernst des Entschlusses, auf Zärtlichkeit für das durchlauchtigste Erzhaus, auf ordinäre Demokratenfurcht und Polizeiweisheit oder auf jesuitische Romantik fällt, das mag dereinst die geheime Geschichte dieser Jahre ausmachen, Licht und Schatten oder vielmehr die graue Däm-

merung und die dunkle Nacht richtig vertheilen. Für uns, für die Nation, die den Schaden, den nie zu tilgenden, davon getragen, ist es gleichgültig. Unser Fluch trifft Alle insgesammt, die daran Theil gehabt, die Feinde innerhalb und außerhalb!

Waldheim.

Innerhalb und außerhalb der Mauern ist gefehlt worden! Das erkenne ich in vollem Maaße an. Wenn Sie ruhiger und billiger wären, als Sie es jetzt sind, so würde ich an Ihr besseres Gefühl Berufung einlegen und vor Allem verlangen, daß Sie das reinste Herz, das je auf einem Throne geschlagen, mit seinem eigenen Maaße mäßen. Man kann das Wasser nicht mit der Elle, die Entfernung nicht mit dem Scheffel messen; im physischen Leben führt dies zu grobem Unsinn, im moralischen zu sträflicher Ungerechtigkeit! — Und auch Sie würde ich darauf hinweisen müssen, welchen großen Theil die auf Ihrer Seite Stehenden an der eigenen Niederlage, an dem Triumphe der Gegner gehabt.

Büchner.

Was hilft solches Hin- und Herwerfen des Balles? Wir sind verloren, ein Spott der Feinde, eine Schmach im eigenen Lande. Aber der Tag der Vergeltung wird

nahen! Es wird Rechenschaft gefordert werden von Groß und Klein, von Denen, welchen der schlechte Wille zum Erfolge, und Denen, welchen der gute Wille zur Niederlage verhalf! Was habt Ihr gemacht aus der Nation, die sich Eurer Ehre, Eurer Einsicht anvertraute? Wo habt Ihr es hingebracht, das Kleinod, das wir in Eure Hände legten, die Einheit Deutschlands, seine Herrlichkeit und Macht! Wahrlich, man wird sie nicht von dannen lassen, bis sie auch den letzten Heller bezahlt haben, bis der Frevel der Einen, die Schwäche und der Wankelmuth der Anderen wieder getilgt ist, und sollte der Weg dazu auch wieder über Leichen und Trümmer führen müssen!

Waldheim.

Halt, lieber Büchner, hier breche ich unser Gespräch ab. Sie reden nicht mehr aus Ihrem wahren Wesen heraus, aus der Liebe zu unserem theuren Vaterlande und aus der Ehrfurcht vor Recht und Gesetz, sondern aus dem Zorne und der Leidenschaft. Ich verlasse Sie und erwarte in ruhigerer Stunde, Sie wieder so zu finden, wie ich Sie kenne; dann wollen wir weiter reden.

Siebentes Gespräch.

Sielhorst.

Ich bringe Ihnen Bunsen's Aegypten zurück; es hat mich über die Maaßen beschäftigt und interessirt. Hätten wir nur schon den Schluß dieser gewaltigen Forschung in Händen, wir würden einen großen Blick hinter den Vorhang thun, der vor der Wiege des Menschengeschlechts hängt! Was Bunsen und Lepsius aufgerichtet haben, das sind eben solche Denkmäler menschlichen Muthes und Ausdauer wie die steinernen, die sie erforschten. — Welcher unermeßliche Schatz in dem Sprachstudium für die ganze Erkenntniß unseres historischen Daseins verborgen liegt, das zu begreifen, ist unserer Zeit vorbehalten geblieben. Wie dürr und unfruchtbar stehen daneben die gepriesenen Philologen früherer Zeiten, die wohl den Sinn eines einzelnen Wortes zu

begreifen vermochten, zweier im Zusammenhange aber schon nicht!

Themar.

Bei solcher Lästerung würden sich doch Alle von Scaliger an bis Wolff im Grabe umkehren, und auch die von Ihnen mit Recht gepriesenen Männer ernstliche Einsprache thun. Die Sprache ist wohl eine Fundgrube für das Verständniß der Geschichte des Menschengeistes, aber auch zugleich die stete Mahnung zur Demuth für ihn. Mir wenigstens tritt es nie deutlicher entgegen, daß das Geschlecht aus einem ursprünglich vollkommenen Zustand tief herabgesunken ist, als wenn ich sehe, wie zwei Menschen, Kinder desselben ersten Elternpaares, sich abmühen, in verschiedenen Sprachen einander verständlich zu werden!

Sielhorst.

Das würde mir eher die gemeinschaftliche Abstammung verdächtig machen. Aber so ist die Verschiedenheit der Gemüthsarten! Der Blick auf die Riesenentwickelung der Wissenschaft in unserer Zeit erhebt meine Seele, während sie auf der Ihrigen lastet.

Themar.

Die Riesenfortschritte, von denen Sie reden, können wirklich nur für diejenigen Geistesthätigkeiten behauptet werden, die auf Erfahrung und Beobachtung hinaus laufen. Wir haben besser gelernt, die Natur uns dienstbar zu machen, ihre Kräfte zur Ueberwindung von Zeit und Raum anzuwenden. Obgleich doch auch da noch die Hauptsache zu thun bleibt; so lange wir an die Hindernisse der Erdoberfläche gebunden sind, ist unsere fortschaffende Mechanik noch Stückwerk. Erst wenn wir das einzig freie Medium beherrschen, die Locomotiven und Dampfschiffe, wie die Chausseen und Brücken entbehren, über Berg, Thal, Fluß und Meer hinwegfliegen können, ist es der Mühe werth, von großem Fortschritt zu reden!

Sielhorst.

Scherzen Sie nur, wer weiß, wie nahe wir daran sind! Sonderbar ist es freilich, daß zur Lösung dieses großen Problems eigentlich seit Montgolfier so gut als nichts geschehen ist. — Wenn Sie übrigens die Entwickelung der Naturwissenschaften blos auf ihre technische Anwendung beschränken, so thun Sie zu wenig. Auch in der Erkenntniß der Naturgesetze ist nach allen Seiten hin unermeßlicher Boden gewonnen worden.

Themar.

Ich weiß etwas davon, kann aber in dem steten Wechsel der Systeme noch keinen so großen Gewinn wahrnehmen. Wo der Raum zwischen der verborgenen Ursache und der sichtbaren Wirkung zu sehr beängstiget, wird er mit dem Namen einer neuen Kraft ausgefüllt, ohne daß dadurch die Einsicht in den Hergang irgend gefördert würde. Es giebt unvertilgbare Wunder, und das wird auch die Naturlehre gewahr. Zwischen der organischen und unorganischen Natur bleibt die Kluft, wieviel sich auch die neuere chemische Schule abmühen möge, sie zu schließen. Das ist das thönerne Bein des Traumgesichtes!

Sielhorst.

Was noch nicht ist, kann kommen. Läugnen will ich aber nicht, daß mir bei den sich drängenden und verdrängenden Theorieen oft genug der alte Ausruf Lichtenbergs eingefallen ist: es muß und muß einen Standpunkt geben, von dem aus betrachtet Alles einfacher aussieht! — Weshalb beschränken Sie aber den Fortschritt der Zeit auf die Naturwissenschaften? Hat nicht die Erforschung der Erde durch Reisen und Entdeckungen, die Kenntniß des historischen Lebens durch eindringende Wür-

digung der Denkmäler und vergleichende Sprachkunde nie geahnete Fortschritte gemacht?

Themar.

Ich gebe dieses vollauf zu und heute um so williger, als ich eben den dritten Theil des Kosmos beendigt habe, das edelste Erzeugniß eines Geistes, den Gott zur Ehre deutscher Gelehrsamkeit nicht blos die Dauer, sondern auch die Fülle des Lebens gefristet hat über das Maaß des Psalmisten hinaus! — Aber nicht dasselbe ist zu behaupten für das Gebiet der innerlichen, der geistigen Dinge. Erinnern Sie sich, was Böckh in seiner schönen Gedächtnißrede für Leibnitz ausführte? Schon bei der Mathematik ist deutlich zu sehen, daß der äußere Umfang der Wissenschaft sehr weit sich ausdehnen kann, ohne daß die eigentliche Intensität der Erkenntniß erheblich dabei gewinnt. Ist es mit der Jurisprudenz anders, ist die neuere Zeit in der wissenschaftlichen Seite des Rechts über die Römer hinausgegangen?

Sielhorst.

„Vom Rechte, das mit uns geboren wird, ist leider nie die Rede!“

Themar.

Mindestens werden Sie diesem nicht die wissenschaftliche Eigenschaft vindiciren; was die practische betrifft, so waren die Gracchen doch darin schon ziemlich bewandert. — Blicken Sie aber ferner auf die höchste Stufe der geistigen Thätigkeit! Weder Beobachtung noch Erfahrung können eine Brücke bauen von dem Greiflichen zum Uebersinnlichen, vom Leibe zur Seele, von der Materie zum Geiste.

Sielhorst.

Auf diesem Gebiete gestehen Sie also gar keine Fortschritte zu?

Themar.

Keine oder sehr zweifelhafte. Plato und Aristoteles sind noch heute die Meister „derer, welche wissen.“

Sielhorst.

Die Heiden? Ei wo bleibt dann die Befruchtung durch das Christenthum?

Themar.

Lieber Doctor, ich kann Ihnen weder zumuthen noch zutrauen, daß Sie sich in die Seele derer hinein den=

ken, die mit dem heiligen Anselm sagen: ich strebe nicht zu wissen, damit ich glaube, sondern ich glaube, damit ich wisse! Die neueren Versuche hierin sind mir allerdings sehr verdächtig; ich halte nicht viel von den Philosophen, die Gott construiren, ohne ihn zu glauben, die Gott schaffen, ohne ihn anzubeten! In der Denkthätigkeit kann ich keinen Fortschritt seit dem Stagyriten finden.

Sielhorst.

Wir wollen nicht den Streit über die Vorzüge alter und neuer Zeit hervorsuchen. Ich denke darüber auch wirklich nicht ganz wie Perrault und würde wenigstens das goldene Zeitalter nicht an den Hof Ludewigs XIV. verlegen. Raçine und Corneille scheinen mir einigermaßen hinter Aeschylos und Sophokles zurückzustehen, und von der Iliade ist es mir wahrscheinlich, daß sie die Henriade überleben wird.

Themar.

Und sind wir nicht auch hierin in neuester Zeit noch mehr bergab gegangen? Die Poesie, die wahre, die hohe ist verstummt. Hat irgend eine Nation Dichter, seitdem Goethe und Byron sich ins Grab gelegt?

Sielhorst.

Damit brechen Sie unverdient den Stab über manches schöne reiche Talent. Weshalb sofort den höchsten Maaßstab anlegen? Solcher schaffender Geister, die dem Jahrhundert ihren Stempel aufdrücken, hat es stets nur wenige gegeben, wenn es auch wirklich ein culturhistorisches Gesetz zu seyn scheint, daß sie dann nicht vereinzelt, sondern dicht nebeneinander auftreten. Ist nicht dagegen das moderne Epos, der Roman, recht eigentlich die Signatur der Gegenwart geworden?

Themar.

Ganz richtig. Auch ich halte Georges Sand für einen dichterischeren Dichter als die meisten, die in gebundener Rede sich vernehmen lassen.

Sielhorst.

Mehr als ich von Ihnen erwartete! So viel Gerechtigkeit gegen die pantheistische Communistin! Das führt mich zu der Betrachtung, die ich unlängst bei meiner englischen Reise machte. Das Uebergewicht des Romanes in der poetischen Literatur wird diese ganz in die Hände der Frauen bringen.

Themar.

Ein Unglück mehr! Ich liebe die schriftstellernden Frauen nicht. Sie verlieren dabei mehr als Frauen, als sie als Autoren gewinnen.

Sielhorst.

So etwas würden Sie nicht sagen, wenn Sie die englischen Schriftstellerinnen kennen lernten. Diese büßen dadurch, daß sie „Bücher begehen" nichts ein an der Grazie, dem Adel ihres Geschlechtes, der Wärme eines schönen Herzens und den Sitten der besten Gesellschaft. Freilich mit Ausnahme; auch England hat Caroline Norton gegenüber die vielbekannte Lady Morgan, deren Bücher angenehmer als ihre Erscheinung sind.

Themar.

O weh; dann muß ihre Erscheinung sehr wenig zu empfehlen seyn! — Es ist übrigens ein sonderbarer Irrthum, die Frauen als Autoren so wie im Leben für schwankender im Entschluß und Ausführung übler Dinge zu halten als die Männer. Gerade umgekehrt. Goethe läßt den Hexenmeister sagen: „Geht es zu des Bösen Haus, das Weib hat tausend Schritt voraus!" Und

darauf antworten: „Doch wie sie sich auch eilen kann, mit einem Sprunge machts der Mann.“ Ich habe nie eingesehen, wie der in irdischen Dingen so scharfblickende Dichter so gröblich fehl greifen konnte. Bei der jetzigen Einrichtung des Lebens hat gerade der Mann tausend Schritt auf dem Wege des Lasters voraus. Die Frau ist durch Sitte und Gewohnheit geschirmt; verfällt sie der Sünde, so geschieht dies nicht allmählig und nicht vermöge ihrer der Versuchung mehr ausgesetzten Stellung, sondern sie geräth mit einem Sprunge hinein.

Sielhorst.

Für die höheren Stände, wie man sie leider ja noch nennen muß, gebe ich das zu. Daher auch die Erfahrung, daß ein Mann in einer Beziehung entschieden lasterhaft seyn und dabei ausgezeichnete, ja achtbare Eigenschaften bewahren kann, während die Frau gleich ganz in den Abgrund versinkt. Bei den unteren Ständen gleicht sich der Unterschied aber fast ganz aus.

Themar.

Wie in aller Welt sind wir denn in diese moralistische Abschweifung hineingerathen! Ich wollte Sie ja nöthigen zuzugestehen, daß auf allen geistigen Gebieten

der gepriesene Fortschritt der Neuzeit auf Nichts hinausläuft.

Sielhorst.

Wozu rechnen Sie denn die Kunst?

Themar.

Ich führe auch dieses Gebiet für meine Behauptung an. Ist die bildende Kunst und die Architectur der Alten durch die Erzeugnisse der Gegenwart verdunkelt worden? Muß nicht Jeder zu dieser Quelle zurückkehren und schöpfen, um sich mit Begeisterung und Schönheitssinn zu durchdringen?

Sielhorst.

Lieber Rector, ich glaube, Sie haben sich da auf einen sehr schlüpfrigen Boden begeben, oder vielmehr unseren sonstigen Standpunkt bedenklich verrückt. Ich könnte Ihnen vorhalten, daß Sie die ganze, dem modernen Leben entsprossene Musik ignoriren und auch die malerische Seite der bildenden Kunst. Aber ich ziehe vor, doch gleich zu den Grundfragen hinüberzulenken. — Wenn Sie die Gipfel der künstlerischen Erzeugungskraft in das Alterthum verlegen, so erheben Sie dadurch die Ver-

götterung der Natur zum obersten Principe der Kunst. Kann das Ihre Absicht sein? — Sie sehen, ich bin ein loyaler Gegner!

Themar.

Sehr verbunden! Aber ich kann von dieser Großmuth keinen Gebrauch machen. Was ist denn der Stoff unserer Controverse? Ihre Behauptung eines gleichmäßigen Fortschritts in der Entwickelung des Menschengeistes.

Sielhorst.

Einen gleichmäßigen Fortschritt behaupte ich keinesweges, da ich das Mittelalter so dunkel als möglich ansehe, sondern einen Entwickelungsgang im Ganzen.

Themar.

Also im Ganzen! Immer aber doch so, daß die heutige Zeit die Früchte des Ganzen, die Früchte der vorhergegangenen Zeiten in sich vereinigt, daß sie im Bewußtsein ihrer Herrlichkeit auf frühere Epochen als auf unvollkommene, halbentwickelte zurückschauen könne? Darum aber müssen Sie mir überlassen, diejenige Epoche zu wählen, mit welcher ich die gegenwärtige vergleichen will, und für die Kunst ist mir dies eben das christliche Mittelalter, dessen Dunkelheit Sie beklagen.

Sielhorst.

Ich will nicht Sylben stechen und Ihren sonstigen Enthusiasmus für das, was der Sprachgebrauch das Alterthum nennt, nicht mit Ihrer jetzigen Aufstellung zusammenhalten. Sagen Sie mir lieber, wie Sie das Princip der antiken Kunst, die formale Schönheit, in seinem Verhältniß zu der Kunst der christlichen Zeit ansehen. Ich verkehre hierüber oft mit meinem Hausgenossen, dem jungen wackeren Künstler aus Veit's Schule, ohne daß wir uns sonderlich zu verständigen im Stande sind. Ich habe wenig gesehen und noch weniger gedacht gerade auf diesem Gebiete. Aber halten auch Sie, der Sie sich mit dem Kunstleben der alten Welt, wie mit dem des Mittelalters vertraut gemacht haben, die Nachahmung der Natur für entbehrlich, ja für verwerflich?

Themar.

Das Naturstudium entbehrlich? Das glauben auch Veit, Cornelius, Overbeck und Steinle gewiß nicht. Es kommt aber auf die richtige Anwendung der Natur an. Die Kunst soll die Natur nachahmen, aber nicht das Fertige, Gebildete, sondern den bildenden Geist. Dann wird der Künstler mit Bewußtseyn und Freiheit ein zweiter Schöpfer in der

Welt; er ist nicht Nachahmer, sondern Nacheiferer der Natur, ein wirklicher Vermehrer der Schöpfung.

Sielhorst.

Etwas zu speculativ! Steigen Sie einigermaßen herab zu meiner Fassungsgabe in dieser Sphäre.

Themar.

Ihre Fassungsgabe ist mehr als genügend um auch hier die richtige Lehre zu fassen, die nur durch Mißbrauch aller Art verdunkelt worden ist. Was ist einleuchtender, als daß jede Kunst eine ideale Welt produciren, nicht blos die reale Welt reproduciren soll? Wahrheit muß freilich jede Kunstschöpfung darbieten, aber darum nicht Wirklichkeit.

Sielhorst.

Läuft das nicht auf Hegels Satz hinaus, daß der schlechteste Einfall eines Menschen besser als der Sonnenaufgang sey?

Themar.

Richtig verstanden hat die Behauptung ihren guten Sinn. Was mit Freiheit erzeugt ist, muß immer höher stehen als das Product einer bloßen Nothwendigkeit.

Sielhorst.

Dadurch finde ich mich über das Verhältniß der Kunst zur Natur noch immer nicht sonderlich aufgeklärt. Geben Sie mir lieber Vergleichungen auf bekannteren Gebieten.

Themar.

Dazu bietet sich ganz von selbst die Poesie dar. Giebt diese nicht volle Wahrheit durch Mittel, die ganz von der Wirklichkeit abwärts liegen: Rhythmus und Reim? Kennen Sie im höchsten Sinne des Wortes Wahreres als Richard's Gewissensqualen im Shakspeare, oder Ugholino's Leiden im Dante?

Sielhorst.

Nach der extremen Theorie meines jungen Künstlers dürfte die bildliche Darstellung selbst nicht illudirende Natürlichkeit anstreben. Gerade das scheinbar Conventionelle, das blos Angedeutete entspricht nach seiner Meinung ganz der richtigen Behandlung in der Malerei.

Themar.

Ich verstehe seinen Gedanken und halte ihn bei gewissen Aufgaben sogar für ganz richtig. Es ist dies

aber doch immer nur ein Stück der allgemeinen Betrachtung. — Die bildende Kunst hat wie alle nicht blos mechanische sondern geistige Thätigkeit des Menschen zur Aufgabe, die Idee zur Anschauung zu bringen, das Wesentliche im Zufälligen, das Unwandelbare im Wechselnden, das Ewige im Vergänglichen, das Göttliche in der irdischen Erscheinung. Sie leistet dies mit Formen und Farben, wie der Dichter mit Worten, der Musiker mit Tönen. Was Hegel von dem Philosophen verlangt, daß er aus der Vorstellung den Begriff nehmen solle, das ist auch gerade die Aufgabe des Künstlers, bewußt oder unbewußt. Denn alle Creatur ist nur eine Hülle göttlicher Gedanken, ein realisirtes Wort Gottes, und daher auch ein Erinnerungszeichen an dieselben ewigen, selbstständig in unserer Seele liegenden Ideen.

Sielhorst.

Aber wo bleibt bei diesem Platonismus die Natur und ihre Stellung zur Kunst?

Themar.

Da, wohin sie gehört. Damit der Künstler zu seinem Zwecke gelange, muß er sich allerdings der Natur bedienen, von ihr die Darstellungsmittel nehmen. Hat

er sich die Fähigkeit erworben, was die belebte und unbelebte Natur darbietet, so weit als irgend erreichbar, getreu wiederzugeben, so besitzt er Material und Werkzeug; es ist aber eine grobe Verwechselung der Mittel und des Zweckes, wenn er nunmehr auch diesem genügt zu haben glaubt. Ich bin nicht im Stande, die Bewunderung zu theilen, die auf noch so vollendete Nachahmung des blos Wirklichen gerichtet ist. So achtbar auch das Talent, die Ausdauer und die erworbene Geschicklichkeit des Künstlers sich zeigen möge, er hat immer noch eben so wenig ein wahres Kunstwerk geschaffen, als behauene Steine und Balken ein Gebäude sind.

Sielhorst.

Das scheint mir aber doch darauf hinauszulaufen, daß nur Madonnen und Heilige als Gegenstand der Kunst übrig bleiben. Was wird aus dem Genrebilde, was aus der Landschaft? Wollen Sie diese, Ihrem Rigorismus zu Liebe, ganz aus der Kunst verbannen? Das gebe ich bei aller meiner Zaghaftigkeit im Kunsturtheile nicht zu. Ich habe noch unlängst vor Reutern's kleinen Bildern gestanden, klein an Umfang, klein an Stoff, friedliche Schifferinnen und Schweizerberge, hessische Mütter und anschmiegende Kinder, liebende Paare und

Sonnenschein, und doch so durchaus der Ausdruck einer reinen Seele, eines tiefen Gemüths, daß ich wahrlich dadurch nicht gestört worden bin, daß auch die Naturdarstellung bis zur greiflichsten Wirklichkeit ausgebildet ist.

Themar.

Blos Madonnen und heilige Geschichte? Das folgt durchaus nicht aus meinen Gedanken. Allerdings hat die Kirche von jeher den rechten Mittelpunkt aller Kunst abgegeben, und deren höchste Leistung wird es immer seyn, dem Beschauenden die Geheimnisse und die großen geschichtlichen Thatsachen unseres Glaubens zu versinnlichen. Ich bin aber nicht der Meinung, als könne Gott nicht auch auf andere Weise verherrlicht, als könne die ewige Wahrheit nicht auch in anderer Form an den Menschengeist gebracht werden. Nicht blos die höchste Idee, Gott, sondern überhaupt eine Idee, einen einzelnen Gedanken des Geistes, kann und darf die Kunst darstellen, jedoch so, daß sie uns in jeder einzelnen Darstellung immer wieder die höchste Idee ahnen läßt. Nur das, was man gewöhnlich Genrebilder nennt, Darstellung von Dingen, die weiter nichts für sich haben, als daß sie völlig so passiren könnten, diese halte ich freilich für eine äußerst niedrige Stufe der Kunst. Die dabei an

den Tag gelegte Geschicklichkeit macht mir nicht viel mehr Eindruck als ein sehr gut gekochtes Gericht oder ein sehr gut getanzter Tanz.

Sielhorst.

Und die Landschaft?

Themar.

Schlimm genug schon, daß man daraus und aus so vielem Anderen besondere Gattungen der Kunst gemacht hat! In der großen Zeit der Malerei war das nicht so. Ein Historienbild hatte einen landschaftlichen Hintergrund, und das Stillleben war in der Umgebung. Aber wie sehr der Geist sinken kann bei wachsender Fertigkeit, das zeigen eben die jetzigen Landschaftsbilder. Die Naturwahrheit im Einzelnen ist unverhältnißmäßig gewachsen, und wie tief steht doch der Eindruck unter jenen poetischen Schöpfungen, jener symbolischen Auffassung der Natur, wie sie im Claude Lorrain und Gaspard Poussin entgegentritt!

Sielhorst.

Nun sagen Sie mir nur noch ein Wort über die Anwendung Ihrer Lehre auf das Portrait. Ist auch

dabei die schlichte treue Naturnachahmung vom Uebel, und das Schöpfen „aus dem Schatz des eigenen Herzens" das Wesentliche?

Themar.

Die Seitenhiebe, mit denen Sie meinen improvisirten Vortrag über Kunstphilosophie ausschmücken, verwunden mich nicht. Auch für das Portrait gelten dieselben obersten Gebote. Auch dieses ist keine mechanische Copie, keine Beschreibung eines Gesichtes, sondern ein Gedicht über ein Gesicht. Es soll das Bleibende im Beweglichen darstellen; weder die bloße Nachahmung der vorübergehenden, noch die der feststehenden Züge, sondern die Verbindung beider bildet das wahre, das poetische, das frei geschaffene Portrait.

Sielhorst.

Die Aehnlichkeit ist also eine zwar nicht ganz entbehrliche, aber beiläufige Nebensache?

Themar.

Nicht Nebensache, aber eine Sache, der es geht wie vielen andern, daß sie nämlich richtig verstanden werden will. Kein Spiegelbild, kein Lichtbild, kein gemalter Steckbrief!

Sielhorst.

Wir wollen den Streit über die Aehnlichkeit des Bildes Ihres Schwagers nicht wieder aufnehmen, der neulich unseren Kreis in so hitzige Partheyen spaltete, als gälte es Staat und Kirche! Sie haben mir ja damals vollständig bewiesen, daß Jemand der seine beiden Augen zu öffnen vermag, dadurch noch keinesweges befähigt sey ein Urtheil über die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit eines Bildes zu rechtfertigen.

Themar.

Das ist wirklich meine Meinung. Aehnlichkeit in Bildern finden, ist ein Talent, eine natürliche Fähigkeit wie jede andere, und so wie es immer nur Wenige giebt, die richtig zeichnen zu lernen fähig sind, so auch nur Wenige, die richtig sehen.

Sielhorst.

Wo ist denn aber der Richter, der entscheidet? Habe ich nicht so viel Recht als ein Anderer, das was ich sehe und dabei denke, für das Richtige zu halten!

Themar.

Neue gewaltige Täuschung! Auch diesen Trost muß ich Ihnen nehmen. Wenn zwei Menschen, versteht sich

mit gleicher Wahrheitsliebe, über die Aehnlichkeit eines Portraits streiten, so steht die Partie keinesweges gleich. Derjenige der die Aehnlichkeit behauptet, hat die entschiedene Wahrscheinlichkeit für sich, auch objectiv recht zu haben. Denn der Inhalt seiner Behauptung ist ein positiver, während der seines Gegners rein negativ ist; dieser spricht nur aus, daß er die Beziehung des Bildes zu dem Originale nicht finden könne. Es ist ein ganz ähnliches Verhältniß wie mit Zeugenaussagen. Erst dann wird die Sache gleich, wenn der Gegner behauptet das Portrait gliche nicht dem beabsichtigten Original, sondern irgend einer anderen Person.

Sielhorst.

Wahrhaftig, Büchner hat mir nicht umsonst Ihre Casuistik gerühmt!

Themar.

Gerühmt? Hat er das? Nun wir Katholiken werden selbst auf dem neutralsten Boden den Verdacht nicht los, zu einem dritten Orden des h. Ignaz zu gehören. Es ist so leicht damit unbequeme Folgerungen abzuweisen. Mein Departement ist also in hiesiger Stadt und Umgegend,

durch ultramontane Kunsttheorien die verirrten Schafe in den Stall zurückzuführen.

Sielhorst.

Ich meines Theiles wäre bei diesem Geschäfte ziemlich neutral. Ja, ich fühle sogar eine gewisse Sympathie für die Stellung der Kunst in der katholischen Kirche. Das Volk hat sicher nichts bei der Veränderung gewonnen. Die Kirche war sein Tempel, sein Museum, seine Oper. Was hat man ihm dafür gegeben? Womit hat man den „armen Mann" hinweggehoben über den Jammer seines täglichen Daseyns?

Themar.

Schön und wahr. Wollen Sie nicht aber noch hinzufügen, daß das, was man jetzt verlangt: die Gemeinschaft und zugleich die Abwesenheit der Erdengüter, die volle Association im Leben und im Sterben, damals wirklich realisirt war im Klosterleben?

Sielhorst.

Soll das in aller Freundlichkeit zugleich ein politischer Hieb sein, so geht er in die Luft. Ich gehöre nicht zu den communistischen Demokraten, im Gegentheil ich

erkenne in dieser unseligen Beimischung den größten Schaden, den die Demokratie in allen europäischen Ländern sich gethan. Keine politische Parthey hatte dringenderen Anlaß die Heiligkeit des Eigenthums so hoch als irgend möglich zu stellen, jeden Verdacht solcher Art von sich fern zu halten, als eben die Männer, die politische Freiheit und Gleichheit fordern. Das hat sie in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet und in den jetzigen Zustand der Ohnmacht versetzt, daß Jeder schon den Schlachtruf: tapez les bourgeois zu hören glaubte, daß Jeder in dem demokratischen Programm nur eine Berufung an die Macht der Schwefelhölzer erblickte. Aber können Sie sich darüber verwundern? Wird es das Volk bei den bloßen politischen Caroussels und Turniren belassen, und dabei hungern und frieren? Wie aber, wenn der blinde Simson des unverantwortlichen Spieles endlich müde ist; wird er dann mit seiner Riesenkraft nur die eine, nicht auch die andere Säule packen, auf welchen der gesellige Bau ruht, und die Hetzer wie die Gehetzten unter den Trümmern begraben? Ich rede Anderen hierin nach, Anderen, deren Ansichten und Pläne ich durchaus nicht theile, aber wahrhaftig ich verstehe sie!

Themar.

Ich auch! wenn auch mein Schmerz aus anderer Quelle fließt. Die nächste Revolution wird unter der politischen Hülle eine sociale seyn. Sie kann nichts aufbauen, da sie mit unheilbarer Nichtigkeit geschlagen ist, aber wir können Tage erleben, gegen welche alle bisherigen nur Vorspiele waren!

Sielhorst.

Dann aber, wenn Sie diese haarsträubende Ueberzeugung mit mir theilen, so müssen Sie auch mit mir das Angesicht vor der Verblendung verhüllen, die durchaus nicht über den heutigen Tag und seine Truggestalten hinaussehen will. Zweierlei bedarf es: der Aufstellung einer großen, auch dem Niedrigsten verständlichen, politischen Idee, an welcher sich die abgenutzten farblosen Staatsformen wieder auffrischen. Dies für die Außenseite des Staatslebens; nach Innen aber bedarf es einer socialen Anordnung, die auf Recht und Gesetz fußend, dabei doch auf das Tiefste in die Gebrechen einschneidet, die aus dem bloßen laissez aller, laissez faire der jetzigen Gesellschaft erwachsen sind. — Das Erste wollte die deutsche Einheitsparthey durch die Aufrichtung eines die ganze Nation umfassenden, eines wahrhaft deutschen Staats=

wesens erreichen. Das war ein Gedanke den auch der Geringste begriff, der ihm das gepreßte Herz erhob und zu dem einen Deutschland allgewaltig hinzog. Man lasse sich nur nicht irren, daß in manchen Landestheilen dieser Sinn eingeschlummert schien und eingeschläfert wurde; er würde bald genug erwacht seyn.

Themar.

Hier sprechen Sie aber nicht aus dem System Ihrer Parthey heraus. Im Gegentheil hat sich die deutsche Demokratie sehr frei von der nationalen Ueberschwänglichkeit zu erhalten gewußt. Ich erinnere mich noch sehr wohl der Bewegung gegen das Becker'sche Rheinlied, des Ruge'schen Humanismus, und der poetischen Polemik von Prutz und Herwegh. Die neuesten Zurufe, die von der Schweiz herüberschallen, predigen dieselbe Lehre; Sie werden doch einen der geistreichsten Führer der Parthey, Sie werden doch Vogt als befugten Rathgeber nicht zurückweisen!

Sielhorst.

Daß hierdurch ein Riß in die Reihen der deutschen Demokratie gekommen ist, das weiß ich nur zu gut und bedaure es tief. Der falsche Kosmopolitismus hat sich

in einen eben so falschen Partikalarismus übersetzt. Was von dieser Seite aus in den deutschen Ständekammern während der beiden letzten Jahre gesündigt worden ist, das mögen die verantworten, die in Dresden, Hannover und anderswo den Feinden der deutschen Einheit und Volksfreiheit ihr Spiel so erleichterten. Bei Ihnen aber, liebster Rector, müßte diese Schattirung der Demokraten doch einen erfreulichen Eindruck hervorrufen; sie haben der Ansicht, zu welcher Sie sich bekennen, nicht wenig gedient.

Themar.

Erlauben Sie mir gegen diese Alliirten feierliche Einsprache zu erheben. Dergleichen ist uns oft schon gesagt worden wo es kein Vorwurf war, hier aber wäre es einer!

Sielhorst.

War die katholische Kirche immer so wählerisch bei ihren Verbündeten? Mir fallen in alter und neuer Zeit manche Beispiele vom Gegentheile ein!

Themar.

Die Phasen, durch welche die Regierung des Kirchenstaates in neuester Zeit hindurchgegangen ist, können

Sie dabei nicht im Auge haben, denn Sie wissen, daß es sich dort nicht um kirchliche sondern um rein weltliche Standpunkte, richtige und irrige, gehandelt hat! Sie zielen also auf Lamennais, oder auf die Sympathie vieler Katholiken für die Polen?

Sielhorst.

Allerdings. Ich bin der Verhandlung in der Nationalversammlung über die Posener Frage genau gefolgt und habe noch die Namen im Gedächtniß, die nebeneinander standen.

Themar.

Immer wieder die Abstimmungen in Frankfurt, bei denen doch der eigentliche Hergang mit den Händen zu greifen ist! Wenn Sie aber der Posener Discussion so viel Theilnahme gewidmet haben, so werden Sie sich um so mehr überzeugen müssen, daß dort von etwas ganz Anderem als von den ewigen Grundlagen der politischen Gesellschaft die Rede war. Wollen Sie wissen, wie über diese die katholische Kirche denkt, so verweise ich Sie auf die Erklärungen der in Würzburg vereinigten Bischöffe, und auf die Kundgebungen des östreichischen Episcopats. Oder wenn Sie es noch näher haben wollen, auf die

segensreichen Hirtenbriefe des Fürstbischoffs von Breslau, aus denen Sie lernen werden was ächtkatholische Politik ist.

Sielhorst.

Lassen Sie mich das Gebiet der allgemeinen politischen Fragen verlassen und dagegen die sociale Seite des unermeßlichen Problems hervorheben. Ich habe den lebhaftesten Wunsch mich zu orientiren, wie Sie hierüber von Ihrem Standpunkte aus urtheilen.

Themar.

Orientiren heißt: sich nach dem Oriente hinwenden, nach der Weltgegend aus der alles Heil gekommen, und der die Christen beim Gebete daher ihr Angesicht zukehrten! Also herzlich gern, wenn Sie den Versuch machen wollen sich auf meinen Standpunkt, den christlichen, zu stellen. — Die Offenbarung giebt uns den Aufschluß, daß die alleinige Bestimmung des Menschen ist, selig zu werden. Wenn Sie diesen Satz an die Spitze stellen, so folgt daraus, daß das irdische Leben keine andere Bedeutung hat als hierzu als Mittel zu dienen.

Sielhorst.

Ich folge Ihrem Gedankengange, der dann freilich dahin führen muß, daß dieses Mittel für jedes individuelle Menschenleben in anderer Gestalt auftritt und doch eben der für diese bestimmte Persönlichkeit angewiesene Weg ist? Ist es so?

Themar.

Durchaus was ich sagen wollte! Der Reiche und der Arme, der Vornehme und der Geringe, der Gesunde und der Kranke, der Geistreiche und der Beschränkte, der Schöne und der Häßliche, ein Jeder hat in seiner besonderen Eigenschaft ein gleiches Maaß von Mitteln empfangen, um zu dem einzigen Ziele seiner irdischen Laufbahn zu gelangen.

Sielhorst.

Das ist eine starke Speise, die nicht jeder Magen verdauen kann!

Themar.

Nur scheinbar, lieber Freund! Schon bei bloß menschlicher Betrachtung findet hierin eine offenbare Ausgleichung statt; jede der erwähnten Lebensgestaltungen bietet

gewisse Vortheile und Nachtheile dar, um die Seele zur Seligkeit zu reifen; jede schließt in sich gewisse Hülfen und gewisse Versuchungen. Das Verhalten der Person zu diesen Hülfen und diesen Versuchungen constituirt eben die Wahlfreiheit, von deren Gebrauch es abhängt, ob der Mensch am Ziele seines Erdenlebens die Seligkeit finde oder nicht.

Sielhorst.

Aus dieser, wie ich zugebe, consequenten Lehre kommt aber eine sehr eigenthümliche politische Anschauung zum Vorschein. Der Staat, die Form der Gesammtheit, hätte dann gar nichts mit der Erzeugung des irdischen Wohlbefindens des Einzelnen zu thun. Das Wohlbefinden ist nur eine der Gestaltungen des individuellen Lebens, und als solche nicht mehr berechtigt wie jede andere; sie wird dem Einen gegeben und dem Anderen vorenthalten, nach dem ewigen Plan und Willen, der sich in dem natürlichen Verlaufe der menschlichen Dinge von der Wiege bis zum Grabe kundgiebt. Der Staat hat nach Ihnen nur dafür zu sorgen, daß diese natürliche Entwickelung nirgends gestört werde, sey es durch Gewaltthat der eigenen Angehörigen, oder des auswärtigen Feindes. Nicht wahr?

Themar.

Ungefähr so! Nur daß Sie hinzunehmen müssen, daß dem Staate, wie ich ihn verstehe, nur die eine Seite des Menschenlebens zugewendet ist, die andere aber der Kirche. Diese hat, dem blos negativen Rechtsgebote gegenüber, das Gebot der Liebe zu vertreten, und aus beiden erwächst dann die irdische Wohlfahrt so weit sie überhaupt möglich ist.

Sielhorst.

Erlassen Sie mir das Eingehen auf das Fundament Ihrer ganzen Weltanschauung; wir würden dabei zu weit auseinander fallen. Ich würde Ihnen zeigen müssen, daß nach meiner Auffassung mit dem Fortschreiten des Weltgeistes zu immer höheren Gestaltungen die Kirche in stetem Abnehmen, der Staat in stetem Zunehmen bleiben wird, bis erstere in letzterem aufgegangen und das Leben der vollendeten Menschheit ein Staatsleben ist. Die Lehre wird dann Wissenschaft, die Disciplin wird Erziehung, der Cultus wird Kunst geworden seyn.

Themar.

Der Moment, von dem Sie sprechen, wo der Weltgeist seinen Lauf beendigt haben wird, ist gerade der des Welt=

gerichtes. An diesem Tage wird freilich weder die Kirche in dem Staat noch umgekehrt aufgehen, sondern jede Herrschaft und Ordnung in die unmittelbare Leitung des Herrn!

Sielhorst.

Wie gesagt, besser, wir lassen dieses Thema fallen. Aber geben Sie mir zu, daß der Staat, wie er heutigen Tages unter uns dasteht, sich nicht mehr darauf beschränkt und beschränken darf blos das Vorhandene zu schützen, sondern auch die Wohlfahrt fördern muß.

Themar.

Wenn Sie von der unmittelbaren Gegenwart sprechen, so haben Sie recht. Die Menschheit in ihrer allgemeinen Erscheinung hat sich von der Zucht Gottes und seiner Kirche zu weit gelöst, als daß diese ihr Amt in den irdischen Dingen genugsam verwalten könnte. Der Staat ist der Nothbehelf für Vieles geworden und wird es bleiben müssen, bis ein anderer Geist die Massen durchdringt. Ich kann daher gegen seine relative Befugniß zum Eingreifen in die Rechtssphären nichts sagen, und finde gerade darin die heutige Nothwendigkeit des Repräsentativsystems.

Sielhorst.

Dann aber wird der Staat auch seine Aufgabe, die Wohlfahrt seiner Angehörigen zu bewirken, so weit lösen müssen, als es physisch möglich ist. Sehen Sie sich um in jedem Lande, aber sehen Sie auch nach den Seiten hin von denen man gewöhnlich die Augen wegwendet, nach dem Jammer und Elend des Einzelnen und nach den furchtbaren Calamitäten, die ganze Landstriche treffen. Ist einmal das Diesseits die schrankenlose Aufgabe des Staates geworden, so muß für das unverschuldete Unglück auch eine Solidarität aller Staatsgenossen stattfinden.

Themar.

Gerathen Sie damit nicht doch wieder in den Communismus hinaus!

Sielhorst.

Keinesweges! Die gesetzliche Solidarität die ich verlange, setzt gar nicht die Gleichtheilung oder die Aufhebung des Eigenthums voraus, die ich vielmehr als schlechthin undenkbar und unhaltbar verwerfe. Aber das gemeinsame Tragen und Uebertragen derjenigen Unglücksfälle, die nicht aus dem freien Willen des Betroffenen hervorgegangen sind.

Themar.

Also Mißwachs, Hungersnoth, Feuer, Wasser, Hagel, Diebstahl und Aehnliches! — Aber Familienleiden, Krankheit, vor Allen der Tod? Doch noch ein sehr unvollkommenes System! Wieviel unverschuldetes Unglück bleibt dann übrig, das nicht zu vertheilen ist!

Sielhorst.

Leider wahr! Folgt denn aber daraus, wenn nicht alles unverschuldete Unglück vertheilt werden kann, daß jetzt gar keines von der Gesammtheit der Staatsbürger übertragen wird? So lange dieser unerbittlichen Forderung nicht in organischem gesetzlichen Wege genügt ist, lege ich keinen Werth auf alle politische Formen; sie sind immer nur ein blindes Gemisch aus Ihren christlichrechtlichen Theorien und der modernen Weltanschauung.

Themar.

Es liegt viel Wahres in Ihren Klagen; die Zeiten können nahe seyn, wo die Staaten, der übernommenen Rolle gemäß, die verzweifelte Probe werden machen müssen, ob die christliche Liebe in rechtliche Zwangspflicht umgewandelt werden kann. Wer dies übernimmt, der muß aber auf einer felsenfesten Basis stehen, und diese

wiederum kann doch nur ein positiver Glaube gründen. Verzeihen Sie mir daher, lieber Doctor, wenn ich mit großem Bedenken einem Seelenprozesse zuschaue, dem das bestimmte Glaubensfundament mangelt. Woher wollen Sie die Zuversicht nehmen, um solche Forderungen zu stellen, solche Opfer zu heischen? Ich habe oft schon darüber nachgedacht, was bei einem Gedankengange wie der Ihrige die festen Anhaltspunkte gebe; ich weiß, daß Sie fremden Ansichten, auch den positivsten, billiges Gehör leihen, oder wie man jetzt zu sagen beliebt: volle Rechnung tragen. Aber die bloße Skepsis kommt doch nirgends über die Negation hinaus, sie kann nur antasten, nicht gründen. — Zürnen Sie meiner kecken Offensive?

Sielhorst.

Ganz und gar nicht. Was ist natürlicher, als daß man da eine bloße Verneinung voraussetzt, wo man den Inhalt nicht in die vorherbestimmten Rubriken legen kann! Dem Glauben stellt man schlechthin den Unglauben gegenüber und zieht dann alle weitere Folgerungen.

Themar.

Können Sie dies verargen? Fließen nicht aus dem christlichen Glaubensfundamente eine ganze Reihe

von Schlußfolgen auf dem sittlichen und politischen Gebiete, die zu vollständigen Gebäuden der Religion, Moral und Politik heranwachsen? Und eben so aus den verschiedenen Systemen, die den christlichen Vordersatz verwerfen, und die Wahrheit entweder aus der Natur oder dem eigenen Geiste schöpfen wollen? Wo bleibt da der Raum für einen Mittelzustand mit konkretem Inhalte?

Sielhorst.

So ist es; jeder ist genöthigt, sich für die eine oder die andere Seite unbedingt zu entscheiden, er wird in das eine oder das andere Fach ohne Weiteres untergebracht. Sonst geräth er in Dante's ersten Höllenkreis, „der Schlechten jämmerliche Rotte, die Gott und seinen Feinden mißbehagen!" Als Moralprincip wird ihm das des Thelamiten bei Rabelais untergebreitet: fais ce que vouldras! — Das ist bequem, wenn auch nicht sehr liebevoll! Giebt es denn nicht auch einen Skepticismus aus Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit, der sich der christlichen Lehre weder hingiebt, noch sie verwirft? — Wer an der Erkennbarkeit der absoluten Wahrheit für den Menschengeist zweifelt, kann sich freilich weder dem alten Testamente, noch dem neuen, weder der Offenbarung im Judenthum, noch im Christenthum anschließen,

sondern muß im dritten Testamente, im Menschenthume, ausharren. Aber er sieht vollkommen, daß demungeachtet die nicht erkennbare Wahrheit absolut vorhanden ist, daß eben die Nichterkennbarkeit ihr Vorhandenseyn ausspricht. Ein solcher wird vor der christlichen Lehre nicht deswegen zurücktreten, weil er sie für falsch, sondern weil er sie für unerweislich hält. Eben deswegen aber hindert ihn nichts, sie unter dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit vollauf zu würdigen, und hiernach das Gebiet des Rechtes und der Sittlichkeit zu ordnen.

Themar.

Wollen Sie aber dann, theurer Freund, nicht gleich noch einen Schritt weiter gehen? Sie läugnen zwar, daß die Wahrheit hienieden ergriffen, oder vielmehr, daß das Ergriffene als Wahrheit erkannt werden könne. Aber Sie werden doch von Ihrem Vordersatze aus eben so wenig Denjenigen des Irrthums zu überweisen unternehmen, der die Wahrheit in Christo glaubt und danach lebt, eben weil Sie nicht wissen, ob dies nicht die absolute Wahrheit sey. Führt Sie nun nicht schon das argumentum a tutiori dahin, auch Ihrerseits nichts zu unterlassen, was jene Vorschriften verlangen? Mich dünkt, Sie müßten, schon der Sicherheit wegen, die christlichen

Gebote zur Richtschnur Ihres Lebens nehmen. Oder gehe ich hierin nach Ihrer Denkweise zu weit?

Sielhorst.

Sie gehen nicht zu weit. Das ist wirklich die Regel meines Lebens, und ich glaube nicht zu irren, daß Viele mit mir in gleicher Lage sind. Ich verlange nicht daß Sie diesen Seelenzustand rühmen, aber daß Sie in ihm die Möglichkeit erkennen, dem Gewissen, dem Mahner in jeder Menschenbrust, noch eine tiefere Begründung zu geben, als die rationalistische Trinität der Tugend, Unsterblichkeit und Freiheit, oder als der bloße fatalistische Determinismus.

Themar.

Möge Gott Sie aus der Region der dämmernden Wahrscheinlichkeit, denn eine solche ist Ihr Skepticismus, hinüberleiten in den hellen Tag der Wahrheit. Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!

Sielhorst.

Noch bin ich weit davon, aber ich sage nicht Nein. — Leben Sie wohl.

Themar.

A Dieu!

Druckfehler.

Erster Theil.

Seite	5	Zeile	4	statt	ich lies sich
=	35	=	8	=	ihrer l. Ihrer
=	40	=	10	=	Verträge l. Verfassungen
=	55	=	9	=	Theorine l. Theorien
=	69	=	10	=	in l. bei
=	82	=	3	nach	wie setze die
=	97	=	5	=	Vorschriften l. dafür
=	102	=	19	statt	sie l. Sie
=	110	=	9	nach	hat setze dort
=	113	=	11	statt	das l. daß
=	115	=	11	=	oder l. aber
=	117	=	14	und	fällt weg
=	123	=	6	statt	unseren l. unsere
=	186	=	6	nach	schlimmsten setze Art
=	191	=	18	statt	weit l. viel
=	210	=	1	=	Namen l. Beirath

Zweiter Theil.

Seite	20	Zeile	17	nach	eine setze Art
=	24	=	3	statt	jene l. jenen
=	82	=	9	=	Conjecturen l. Conjuncturen
=	108	=	18	=	fabelte l. faselte
=	110	=	16	=	aber l. alles
=	185	=	7	=	Loben l. Lobe
=	188	=	10	nach	von fällt das Comma weg
=	—	=	19	statt	einen l. seyen
=	—	=	22	=	daß l. das
=	216	=	7	=	22 l. 2
=	235	=	16	nach	Demokraten setze als Panier

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Neue Gespräche

aus der

Gegenwart

über

Staat und Kirche.

Che se la tua voce sarà molesta
Nel primo gusto, vital nutrimento
Lascerà poi quando sarà digesta.

Dante.

Zweiter Theil.

Erfurt und Leipzig:

Gotth. Wilh. Körner.

1851.

Coburger Landes-Bücherei

Achtes Gespräch.

Büchner.

Ich komme selbst, lieber Waldheim, um die Hand zu bieten. Ich habe Sie neulich verletzt, was nicht meine Absicht war.

Waldheim.

Mich nicht, sonst würde ich mit weit weniger Schmerz von Ihnen weggegangen sein.

Büchner.

Nun, wie Sie wollen, also Ihre Gefühle und Ihre Freunde habe ich verletzt! Sie wissen, daß Jean Paul Allen räth, die durch die Bande des Blutes, der Ehe oder der Freundschaft auf einander angewiesen sind, sie möchten alle acht Tage eine halbe Stunde

eigends dazu verwenden, um recht reiflich darüber nachzudenken, wie viel gute und liebenswerthe Eigenschaften denn doch der Andere habe. Das that ich gestern, und das Resultat ist solcher Art, daß ich nicht eine, sondern beide Hände ausstrecke.

Waldheim.

Und ich ergreife sie auch mit beiden Händen! Mein theurer Freund, wie sollten wir auch verschont bleiben von dem Sturme der Partheyung, der durch das Vaterland braust, halbreife Früchte zu Boden geworfen hat, hoffnungsreiche Blüthen geknickt! Wo ich mich umsehe, tritt mir Zwiespalt, Mißtrauen, Gehässigkeit entgegen. Eltern und Kinder, Geschwister und Verwandte, Freunde, die durch ein langes Leben vereint hindurchgegangen, Alle sind ergriffen worden von dem bösen Geiste und in feindselige Lager geschieden. Von gegenseitiger Achtung der Person, von billiger Beurtheilung der Differenzpunkte, von aufrichtigem Wunsche nach Verständigung, ja nur von der gewöhnlichen Wahrhaftigkeit ist wenig mehr die Rede, so im Allgemeinen wie im Einzelnen. Das ist die dunkelste Seite der Gegenwart, die trübste Aussicht für die Zukunft.

Büchner.

Die Verständigung wäre wohl die recht eigentliche Aufgabe der Presse, aber ich kann leider nicht behaupten, daß sie erfüllt werde. Sehen Sie die Blätter an, die der Reactions-Parthey in Deutschland als Organ dienen! Die christliche Liebe im Munde, den Todhaß im Herzen, die Treue gegen König und Vaterland auf der Fahne, und in der Wirklichkeit die Schmähung der Handlungen des Königs, sobald sie den Zwecken der Parthey nicht dienen, die Herabwürdigung und Anfeindung der inneren und äußeren Politik, wenn sie nicht nach ihrer Pfeife tanzt. Und alles dieses in einem Gebräu von Plattheit und Büberei, wie es die übelste Zeit der rothen Journalistik nicht schlimmer aufzuweisen hat. Ich bin nicht unempfindlich für Scherz und Witz, auch wenn mir der Inhalt sonst gar nicht zusagt; wenn der Geist durchgeht, so mag es der poetische Drang entschuldigen, aber die gemeine Bosheit ist unverzeihlich. Und das ist nun die unfläthige Quelle, aus welcher eine Menge von wackeren Offizieren, Gutsbesitzern und Landpfarrern harmlos schöpfen, die Speise, die sie täglich genießen!

Waldheim.

Sie verfallen in dieselbe Sünde, die Sie anklagen: Uebertreibung und Unbilligkeit, ungleiches Maaß, ungleiches Gewicht! Was Sie bei den täglichen Verletzungen fühlen, das müssen Sie auch für die andere Seite gelten lassen. Wo ist die Parthey, die sich nicht gleicher Waffen bedient, nicht gleiches Unrechts schuldig macht? Der Schaden, der hierdurch dem Geiste der Nation zugefügt wird, ist unersetzlich. Jede Controverse muß überzeugen, heilen wollen. Aber Spott und Verhöhnung heilen nie, sondern reizen und steigern. — Die Zeiten, die ich von Frankfurt an bis heute durchgelebt, haben mir eine, freilich theuererkaufte, Belehrung zugeführt. Wenn man von den Gräueln der französischen Revolution hört, von der Vertilgungswuth der Partheyen, von den Reden und Thaten ihrer Führer, so ist man nur zu geneigt, darin einen Ausnahmszustand der Menschheit zu erblicken. Die eisernen Gitter einer Menagerie waren geöffnet, die Affen höhnten und bewarfen sich, die Tiger und Panther zerrissen, wer ihnen in den Weg kam! Wenn ich aber in das wüste Partheytreiben unserer Kammern und Versammlungen, in die Spalten der brandstiftenden Blätter hineinsehe, so kann ich mich nie des Gedankens erwehren, daß alle

Elemente zu einem solchen Zustande in gleichem Maaße auch in Deutschland und in der Mitte des 19. Jahrhunderts vorhanden sind. Wenn je die Gitter sich aufthun, so wird sich zeigen, daß auch wir im Schooße unserer politischen Gährung eine Gironde und einen Berg ausbilden, und zwar nach beiden Seiten hin, der revolutionairen wie der contrerevolutionairen. Gebt ihnen die Gewalt in die Hände und seht, ob sie nicht auch zu dem einfachen Mittel greifen würden, ihre Gegner zu vertilgen, um sie zu widerlegen.

Büchner.

Gestehen Sie nur, daß Ihnen bei diesen sonst ganz gerechtfertigten Klagen nach rechts und links hin, auch etwas die Geschicke Ihres Freundes Radowitz vor Augen stehen. Er hat hierin freilich reichere Erfahrungen aufzuweisen als irgend ein Jetztlebender.

Waldheim.

Allerdings ist er „geübter im Leiden als im Reimen"!

Büchner.

Sagen Sie mir aber aufrichtig, konnte es anders sein? Mußten sich nicht die Angriffe von allen Seiten her gegen ihn kehren? Gegen ihn, in dessen geheimniß-

vollen Händen fast zwei Jahre hindurch die Zukunft Deutschlands ruhte oder sich verbarg? Ich kenne kaum ein ähnliches Beispiel eines so allgemeinen Mißtrauens, einer durch alle Partheyen so gleichförmig durchgehenden Verdammung.

Waldheim.

Gerade dieser sonderbare Umstand sollte Sie, wie mich dünkt, etwas vorsichtiger machen.

Büchner.

Ich will und werde nicht leichthin absprechen. Geben Sie mir aber auch die Anhaltspunkte zu reiferem Urtheile. Sie vermögen es.

Waldheim.

Ich vermag es, das ist bis zu einem gewissen Punkte wahr. Aber eben deswegen muß ich mir Zwang anthun, um Ihren Willen zu erfüllen; man spricht am schwersten über einen Menschen, wenn man gar nichts, oder wenn man Alles von ihm weiß. — Sie sagen, daß Radowitz allen Partheyen mißfallen habe bis zu den entgegengesetztesten hin. Lassen Sie mich Ihre eigenen Worte brauchen: konnte es anders sein? Er durfte und wollte keiner Parthey angehören, weil er

nicht seine Meinung, sondern die ihm übertragene Sache zu vertreten hatte, und diese sich seiner gewissenhaften Ueberzeugung nach in keinem der Partheyprogramme wiederfand. Daher mußte er sich fern von ihnen halten, von den Einen wegen ihrer Ziele, von den Andern wegen ihrer Mittel.

Büchner.

Heißt das nicht eben so viel, als er hat es mit keiner Parthey verderben wollen? Gerade dies ist ihm aber völlig mißlungen.

Waldheim.

Sagen Sie doch statt dessen: er hat es keiner Parthey recht machen wollen. Die Wirkung ist dieselbe, aber das sittliche Motiv ein äußerst verschiedenes.

Büchner.

Ich bitte Sie, geben Sie mir deutlichere Begriffe, legen Sie mir die Stellung des Vielbesprochenen zu den einzelnen Partheyen klar auseinander, sonst werden Sie meine Meinung über ihn nicht berichtigen.

Waldheim.

Ich wiederhole Ihnen, daß ich ungern an eine solche retrospective Revüe gehe, will mich aber Ihrem Willen fü-

gen. — Stellen wir also die verschiedenen Partheyen meinem Freunde gegenüber und hören wir ihre Zwiegespräche. — Die sogenannten specifischen Preußen sagten zu ihm: Du gehörst zu uns, denn dein Herz ist dem Könige, Deine Treue dem Dienste, beides dem Lande unauflöslich verpfändet. Ergreifen wir also den Moment, den nicht leicht wiederkehrenden, um Preußen aus dem deutschen Wirrsale reichen Vortheil zuzuwenden. Er mußte antworten: es handelt sich nicht bloß um Preußen, sondern um Deutschland; Preußen hat einen hohen Beruf empfangen, den Beruf zur Wiedergeburt der Nation, diesen Beruf muß es erfüllen; durch und in dieser Erfüllung wird es groß und herrlich werden, nicht durch den Zuwachs einiger Quadratmeilen und Einwohner. — Die Contrerevolutionäre sagten zu ihm: Du gehörst zu uns, denn Du hast in inniger Gemeinschaft mit uns den Kampf geführt gegen die Ursachen und Vorboten des Jahres 1848. Vereinige Dich also mit uns, brich mit der Revolution, tilge ihre Spuren in der Verfassung vom 31. Januar. Er mußte antworten: das darf und will ich nicht; nicht brechen, sondern zerbrechen, das ist die Aufgabe. Die Revolution als Princip ist das Unrecht, die Unvernunft; ihr gegenüber muß das Recht, die Vernunft

befestigt werden, das heißt sie zerbrechen. Die Revolution als geschichtlichen Hergang aber kann Niemand ungeschehen machen; was hierdurch veranlaßt wurde, das darf Niemand willkürlich antasten, wenn es rechtsbeständig geworden ist. — Die Oestreicher sagten: Du gehörst zu uns, denn Du wolltest von jeher nicht, daß Oestreich von Deutschland losgerissen und mit Preußen entzweiet werde. Also betritt einen Weg, der uns zusagt. Darauf mußte er erwiedern: Oestreich mit Deutschland und Preußen entzweien, das wollte ich nicht, und Niemand will es als Vorsatz und Absicht. Aber ich kann Eure Wege nicht gehen, denn ich bin Preuße und Deutscher, und habe zuerst danach zu fragen, was beiden heilsam ist, dann erst, wie dieses mit einem für beide Theile ersprießlichem engen Verhältnisse zu Oestreich zu vereinigen ist. — Die großdeutschen Katholiken sagten: Du gehörst zu uns, denn Du gehörst unserer heiligen Kirche an. Also laß die preußische Spitze der Union fallen und stelle dadurch das confessionelle Gleichgewicht her. Er mußte antworten: ich gehöre der katholischen Kirche an mit Leib und Seele, aber nicht der großdeutschen Politik; ich darf beides nicht vermengen und kann nicht von der Ueberzeugung lassen, daß der Bundesstaat die durch Recht

und Vernunft gebotene Gestalt für Deutschland ist, und daß dieser nicht anders als durch ein preußisches Primat zu gründen ist. — Die Gothaner endlich sagten: Du gehörst zu uns, denn Du willst die Nation aus ihrer Zerrissenheit erlösen und zur Einheit führen. Also ergreife jedes Mittel, um die Union sofort durchzuführen! Darauf antwortete er: das ist mir nicht erlaubt, denn Recht und Vernunft setzen auch hierin bestimmte Schranken, nicht jedes Mittel, das zum Ziele führte, ist gestattet.

Büchner.

Nun aber lassen Sie mich in die Unterhaltung eingreifen und ferner fragen: aber dieses oder jenes Mittel ist doch offenbar recht und vernünftig, weshalb ergreifst Du es nicht?

Waldheim.

Leider hätte er darauf antworten müssen: ich kann es nicht!

Büchner.

Und weiter: gieb Rechenschaft, weshalb Du es nicht kannst?

Waldheim.

Darauf habe ich in meines Freundes Seele nur noch die letzte Antwort: das darf ich nicht! —

Büchner.

Hiermit sind wir allerdings am Ende, oder vielmehr wieder am Anfange. Aber ich habe dann doch noch die schließliche Frage an Ihren Freund: weshalb betratest Du dann einen Weg, der bei solchen Bedingungen und Hindernissen doch nur unter ganz besonderen Fügungen zum Ziele führen konnte?

Waldheim.

Haben Sie dabei mehr die sachliche Seite im Auge, so antworte ich: weil Ehre und Pflicht nicht erlaubten, diesen Weg zu vermeiden. Fassen Sie hingegen die reinpersönliche Seite auf und meinen: weshalb unternahm er es? dann treffen Sie in die innerlichste Region meiner eigenen Vorwürfe gegen den Freund. Es ist mir der ernste Zweifel geblieben, ob er sich in einer constitutionellen Regierung zum verantwortlichen Rathgeber in solchen Zeiten herbeilassen durfte. Er konnte wohl nach Guizot's Definition, den König vor dem Lande vertreten, ob aber das Land vor dem Könige?

Wenn er hie oder da Anderes erkannte und wollte, als es in der theuren Seele seines Königs lag, hielt er sich auch befugt, Anderes zu thun? Hätte er sich nach eigener Ueberzeugung das Recht beigemessen, die Regierung in einen Weg hineinzuziehen, aus welchem dann kein anderer Ausgang blieb als ein solcher, den sich der König in seinem Gewissen verpflichtet gehalten zurückzuweisen? Nein, das wollte er nicht, und das soll ja, so behauptet man, der constitutionelle Minister, der Träger eines Systemes, wollen und können, so lange er im Amte verharrt! Das ist sein Schicksal gewesen, verschuldet oder unverschuldet, wie Sie es bezeichnen wollen, und er wird es gelassen hinnehmen müssen, daß man ihn energielos schalt in Augenblikken der äußersten Anstrengung, fantastisch, wenn die nüchternste Abwägung und Beharrlichkeit seine Handlungen leitete. — Doch genug und mehr als genug von einem Menschen, wenn es mir auch erlaubt sein muß, an ihm Theil zu nehmen. Wir haben es mit Ereignissen zu thun, in denen die Namen verschwinden!

Büchner.

Nun wohl, dann lassen sie uns von Namen und Menschen ganz absehen und allein von Sachen spre-

chen. Hier aber stehen Sie mir Rede! — Das neue Reich sollte also nicht von Frankfurt, sondern von Berlin aus begründet werden?

Waldheim.

Schon eine äußerst irrige Einleitung! Sollte von Berlin aus begründet werden? Ich denke, es konnte nur allein von dort aus begründet werden!

Büchner.

Es konnte also nur von Berlin aus begründet werden! Was geschah aber nun in Berlin? Von welchen Grundsätzen ging die preußische Politik dabei aus?

Waldheim.

Den ersten und obersten kann ich Ihnen auf der Stelle nennen: Nichts darf geschehen, was Preußen als solches gefährdet.

Büchner.

Habe ich vorher sehr irrig eingeleitet, so fangen Sie dagegen sehr bedenklich an. Glauben Sie denn, daß etwas für Deutschland heilsam seyn könne und für Preußen schädlich?

Waldheim.

Das glaube ich nicht; ich verwerfe vielmehr aufs ausdrücklichste diese Meinung, die leider auch in Berlin in entscheidenden Augenblicken ein Organ fand. Was für Deutschland heilsam, ist nie schädlich für Preußen. Das ist eben der Sinn der geschichtlichen Entwickelung der preußischen Monarchie, daß ein solcher Conflict der Interessen nicht mehr denkbar ist, und ihr tiefer Unterschied von Oestreich. Nur diese Ueberzeugung hat die Blicke aller deutschen Patrioten auf Preußen hingelenkt und wird es stets aufs Neue. Preußen kann nicht ohne Deutschland seine politische Aufgabe vollbringen, und Oestreich nicht mit Deutschland. Man bekrittle oder verlästere diesen Satz, er bleibt nichtsdestoweniger eine unumstößliche Wahrheit.

Büchner.

Ich bin gewiß der letzte, der widerspricht, aber eben darin liegt meine Berechtigung zu fragen, was aus dieser hohen Mission in den Händen der Preußischen Regierung geworden ist. Deutschland ist nicht geeinigt, und Preußen ist isolirt, die Sympathien der Nation sind verscherzt, die Fürsten abgefallen, Oestreichs Uebermuth, ja die Unverschämtheit der Rheinbundskönige

zu nie gekannter Höhe angeschwollen. Wo ist der Genius geblieben, die Macht des schaffenden Gedankens, die Kraft der Ausführung, durch die allein aus dem kleinlichen Gewebe der Diplomatie ein Stoff für die Weltgeschichte hervorgehen kann!

Waldheim.

Ihr Bild ist in dunkelsten Farben aufgetragen, aber die Umrisse sind richtig. Daß man gemeinhin nach dem Ausgange urtheilt, preist oder verdammt, ist auch völlig natürlich. Dieser weint, Jener jubelt; aber die Einsicht in den wirklichen Hergang gewinnt dabei nicht.

Büchner.

Schon eine altrömische Anforderung! Man soll über die menschlichen Dinge weder weinen noch lachen, sondern sie verstehen! Ich rühme mich nicht dieses classischen Gleichmuths, dazu ist mein Herz zu sehr bei der Sache. Aber das mindert nicht meinen Wunsch nach wahrheitsgetreuem Einblick in das Geschehene. Welche Stimmung verlangen Sie, die ich hierzu mitbringen soll?

Waldheim.

Weiter nichts als daß der Beschauer nicht Personen, sondern Thatsachen betrachte, und daß er bei diesen nicht einen Stand der Dinge wie er ihn wünschte, sondern den wirklichen anerkennt. Daß er die Atmosphäre, in welcher eine Handlung vor sich geht, das Element, in welcher sie vollbracht werden muß, begreife und mitanschlage! Daß er die Anordnungen und Gefechtsmomente einer Seeschlacht nicht unter der Voraussetzung beurtheile, sie sei auf dem Lande vorgefallen!

Büchner.

Sehr billiges Begehren!

Waldheim.

Das aber selten Erfüllung findet. Darauf hinaus versuche ich zuerst, ob Sie zugeben werden, daß die preußische Regierung, indem ihr die Leitung der deutschen Sache zufiel, bei allen ihren Handlungen an eine Reihe von Bedingungen gebunden war, die schlechterdings für sie maaßgebend blieben. Sie mußte sich im vollen Rechte fühlen, sie mußte stets der Zustimmung ihres Landes sicher seyn, sie mußte auch in dem Aeußersten die vernünftige Möglichkeit erblicken, ihren Weg behaupten zu können. Gestehen Sie dies zu?

Büchner.

Solche allgemeine Sätze sind so wenig zu widerlegen, als blindlings hinzunehmen. Beispielsweise die Forderung nach formaler Berechtigung für die deutschen Schritte Preußens und die unzweifelhafte Zuversicht für den glücklichen Ausgang eines Zusammenstoßes der Waffen. Preußen ist groß geworden, indem es in das bloß papierne Rechtsgebäude des alten deutschen Reichs den fruchtbringenden Gedanken, den Geist der Neuzeit hineinbrachte. Es ist groß geworden durch den Krieg, nicht durch die Diplomatie. Wo diese allein ihr Wesen trieb, hat sie Preußen zu Grunde gerichtet; Jena und Auerstädt sind auf dem Boden gewachsen, den die elende Weisheit des Baseler Friedens angebaut, den Haugwitz, Lucchesini und Lombard bepflanzt hatten! Wenn eine politische Regel unvergleichliche Wahrheit enthält, so ist es die des Macchiavell, daß ein Staat sich nur erhält durch die Mittel, durch welche er entstanden ist.

Waldheim.

Ich sprach nicht blos von dem geschriebenen Rechte einer bestimmten Zeit, wie es etwa von Wien aus entgegengehalten wurde, wenn man dort ein solches Argu-

ment gerade dienlich fand, sondern von der rechtlichen Grundlage alles Zusammenlebens der Staaten, die nie ohne Versündigung und eigenes Verderben verletzt werden kann. Hier lehne ich den Gegensatz zwischen individuellem Gebote und politischer Moral allerdings ab; die Autorität der Obrigkeit kann nicht in anderen Ländern erschüttert werden, ohne die eigene zu untergraben. Dies ist der Irrthum bei der Bezugnahme auf vergangene Zeiten. Die Regierungen kämpften damals mit den Waffen ihre Kämpfe aus, gerechte oder ungerechte, aber sie hatten nicht zu befürchten, daß dadurch zugleich der Geist der Völker vergiftet, die Grundlage aller rechtlichen Ordnung zertrümmert würde. Ich rühme wahrhaftig nicht die ungerechten Eroberungszüge, aber es waren Kriege um Land und Leute, nicht um Prinzipien, und da mochte es zuweilen so scheinen, als wenn die Selbsterhaltung, als eine Nothwehr, zum Bruche des Vertragsrechtes hindränge. — Wir sind aber, lieber Büchner, gerade ganz in die Verallgemeinerungen gerathen, und ich halte um so mehr ein, weil ich, wie schon erwähnt, mich dagegen verwahre, als wenn die Folgerungen, die aus jenem obersten Gebote wirklich gezogen worden sind, etwa stets die meinigen wären!

Büchner.

Legen Sie lieber die Hergänge nach ihrer Zeitfolge so auseinander, wie sie Ihnen erscheinen, und lassen Sie mich an das Einzelne meine Betrachtungen knüpfen. Ich vertraue Ihrer Wahrheitsliebe, vertrauen Sie meiner Vernunft! Wie sahen Sie also die Lage der Dinge an in dem Augenblicke, als der König die Kaiserkrone ablehnte, zugleich aber auch feierlich erklärt hatte, daß die Nation auf seine Hingebung, seine Treue, seine Liebe zum gemeinsamen Vaterlande zuversichtlich zählen könne? Der erste Act des deutschen Drama, oder vielmehr der großen Tragödie war vorüber, was war nun der Plan für die folgende bis zu der endlichen Peripetie?

Waldheim.

Ja wohl, der erste Act war vorüber, aber er ist mehr als bloße Exposition gewesen!

Büchner.

Aufmerksame Zuschauer hätten freilich schon viel von der weiteren Entwickelung ahnen können, denn die Situation sowohl als die Charactere hatten sich scharf genug gezeichnet!

Waldheim.

Sie versprachen, von den Personen zu schweigen und nur von den Dingen zu sprechen. Nur für diese stehe ich Ihnen Rede; wenn Sie diese Rede aber von vornherein an eine bekannte Ciceronianische erinnern sollte, so wiederhole ich Ihnen, daß dies nur für einzelne Theile der zu Tage getretenen Hergänge der Fall ist. — Doch noch einmal, weg mit den dunklen Worten, in die ich wider Willen verfalle, lassen wir die offenkundigen Thaten sich selbst erläutern. — Preußen unternahm es also, das, was in der Frankfurter Verfassung recht und möglich war, auf dem Wege freier Vereinbarung in's Leben zu rufen. Das Programm hieß: sämmtliche reindeutsche Staaten in einen Bundesstaat mit gemeinschaftlichem Parlament und einheitlicher Centralgewalt, und diesen Bundesstaat wieder in einen unlöslichen völkerrechtlichen Bund mit der östreichischen Gesammt-Monarchie zu einigen! Das deutsche Reich war das eine Glied dieses deutsch-östreichischen Bundes, das östreichische Reich das andere; beides dem Auslande gegenüber eben so eine völkerrechtliche Gemeinschaft, wie es bisher der Bund gewesen war. Nach Innen hingegen zwei gesonderte staatliche Verbände, deren jeder sein eigenes Leben führte und nur soweit mit dem anderen

sich durch Verträge einigte, als es der beiderseitige wirkliche Vortheil mit sich brachte. — Für das Verhältniß der einzelnen Staaten im deutschen Reiche sollte es als oberster Grundsatz gelten, daß die Selbstständigkeit jedem in allen Dingen verbliebe, die der Einzelnstaat genügend zu leisten vermag, daß aber die bisherigen Sonderrechte überall da auf die Gesammtheit, also auf Centralgewalt und Parlament übergingen, wo der Einzelnstaat eben als einzelner nicht der höheren Aufgabe zu entsprechen vermag. Dies wurde der leitende Gedanke des Verfassungsentwurfes vom 28. Mai 1849.

Büchner.

Diese Verfassung und Alles, was sie beabzweckte, habe ich stets vollkommen verstanden und auch für das den gegebenen Umständen wirklich Entsprechende angesehen. Das viel geschmähete, niedrig gelästerte und verspottete Gotha war eben der Ausdruck solcher Ueberzeugung. Nicht desselbigen kann ich mich für den deutsch-östreichischen Bund rühmen. Hier habe ich schon damals die ernstlichsten Zweifel gehabt, ob daraus wirklich ein heilsamer Zustand für Deutschland hervorgehen könne. Sie sind oft genug artikulirt worden, so daß ich sie Ihnen nicht aufzuzählen brauche.

Waldheim.

Ob mir wohl diese Einwürfe und Bedenken neu sind? Und doch stehe ich auch jetzt nicht an, jene Gedanken des großen mitteleuropäischen Bundes eben so wohl für eine unabweisliche, als für die großartigste politische Gestaltung der Jetztzeit zu halten. Zwei Dinge stehen für mich fest: der Zug der deutschen Nation nach staatlicher Einigung, und der Zug der östreichischen Lande nach centralisirter Monarchie. Beide große Körper müssen diese Ziele erreichen oder daran untergehen. Ein wahrhaftes deutsches Staatswesen kann Oestreich nicht einschließen und eben so wenig sich von Oestreich lossagen. Oestreich kann zu dem reindeutschen Staate nicht die Stellung einnehmen wie Würtemberg, eben so wenig aber wie Frankreich. Beides ist unmöglich und der Versuch dazu verderblich.

Büchner.

Glauben Sie wirklich, daß das gegenwärtige Bewußtsein der Nation eine Verbindung mit Oestreich für so unentbehrlich hält? Sie täuschen sich, indem Sie die Wirkung rein negativer Ursachen: Abneigung gegen Preußen, confessioneller Argwohn, Aerger am Geschehenen, Ermattung am Gegenwärtigen, oder demokratische

Hinterlist, für positive Zuneigung zu Oestreich halten! Eben diese doppelsinnige Auffassung des großen Problems hat man Ihren Sinnesgenossen zum hauptsächlichsten Vorwurf gemacht.

Waldheim.

Mag sein! Demunerachtet kann ich nicht von dieser Ueberzeugung lassen. Das gegenwärtige Bewußtsein der Nation hat seine Rechte und seine Nothwendigkeiten, aber eben so die sechshundertjährige Geschichte der Nation. Auch diese führt Rechte und Nothwendigkeiten mit sich; dem einen und dem anderen kann nur genügt werden durch den Bund der beiden zugleich getrennten und zugleich untrennbaren Glieder der europäischen Mitte. Können und wollen Sie die Augen davor schließen, welche unermeßliche Zukunft einem solchen Bunde sich eröffnet, dem sich bald genug auch Dänemark, die Niederlande, Belgien, die Schweiz als Schutzverwandte anschließen würden? Seiner Natur nach, ich rede vom Ganzen und nicht von dem eigenen politischen Leben seiner beiden selbstständigen Glieder, würde er nicht angreifen, eben so wenig aber angegriffen werden können. Er bildet daher den wesentlichen Kern und Schwerpunkt in dem europäischen Staaten,

systeme der Zukunft; er trennt und verbindet alle Theile dieses Systemes, er vermittelt die wohlthätige und scheidet die feindselige Berührung innerhalb des Welttheils, der die Geschicke der Zeit trägt. Giebt es einen größeren Beruf?

Büchner.

Aber lieber Waldheim, ich habe nie geglaubt, daß die Conjectural-Politik so poetische Aufwallungen erzeugen könnte! Wundern Sie sich nun, wenn die Leute dergleichen begriffliche Gedankenflüge nicht mit Ihren sonstigen Eigenschaften zusammenreimen und auf die wunderlichsten Hypothesen über Ihr inwendiges Aussehen fallen müssen!

Waldheim.

Brauchen Sie doch statt wunderlich lieber gleich die ganze Rüstkammer der schmückenden Beiwörter, die mir in so reicher Auswahl zu Theil geworden sind! Ich könnte mit dem großen Königsberger Denker erwiedern: Begriffe ohne Anschauungen sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind! und so habe ich stets nach beiden trachten müssen. Aber ich ziehe auch Ihnen gegenüber vor, unentschuldigt zu bleiben,

und begreife, daß Ihnen die unmittelbare Nothwendigkeit, die endliche Erlösung aus der Zerrissenheit unseres Vaterlandes näher liegt als die Fernsichten des großen mitteleuropäischen Bundes. Das lagen und liegen sie mir übrigens wahrhaftig auch! — Wiederum zur Sache! — Das Programm des 28. Mai konnte auf geradem kurzen Wege nur dann zum Ziele führen, wenn Oestreich einwilligte, und sämmtliche deutsche Staaten sich dem preußischen Aufrufe anschlossen.

Büchner.

War das aber irgend zu erwarten? Hatte man sich das ganze Heer der Gegner wohl lebhaft vergegenwärtigt, die Ziele, die sie verfolgten, die Mittel, die ihnen zu Gebote standen?

Waldheim.

Man hatte es, man hatte das feindliche Heer nach seinen sehr bunten Bestandtheilen classificirt und mit ernster Sorge ins Auge gefaßt. Daß die östreichische Regierung sich nicht von den Traditionen der gewöhnlichen Cabinetspolitik losmachen, daß sie sich nicht über die hergebrachte Eifersucht gegen den emporgekommenen Nachbar erheben, daß sie nicht zu der Einsicht gelangen

werde: alles was Preußen erhöhe, brauche deshalb noch nicht Oestreich zu erniedrigen, daß sie nicht die Bedeutung des Momentes begreifen, sondern die dem Kaiserstaate zufallende glorreiche Stelle in diesem ungeheuren geschichtlichem Prozesse von sich weisen werde — alles dieses war bald genug klar. Daran fanden die vier mittleren Höfe die ersehnte Anlehnung, die beiden südlichen öffentlich, die beiden nördlichen zunächst noch unter der Hand. Das Ausland sprach zwar noch wenig in dieser Epoche, aber seine Einwirkung ließ sich doch allenthalben verspüren. Von den großen Partheyen in Deutschland selbst hatte die reactionäre von Hause aus die Errichtung des parlamentarischen Bundesstaates nur als Zugeständniß an die Revolution angesehen und die engste Allianz mit Oestreich und Rußland als Bedingung ihrer Zwecke; sie trat überall in heftigste Opposition. Die Demokraten endlich, auch diejenigen, die in der Frankfurter Verfassung das Mittel erblickt hatten, das monarchische Princip zu Grunde zu richten, wurden durch richtigen Instinct geleitet, die entschiedenen Gegner des Ganges Preußens. Sie fühlten besser wie Viele, die gerade die Besiegung der Demokratie als Panier vor sich hertragen, daß in dem Zusammenschluß der preußischen Regierung mit den nationalen

Strebungen die eigentliche Lösung des Problems der Gegenwart und daher die wahre Stärkung der Monarchie in Deutschland liege. Rückkehr zum Partikularismus von **1815**, das wurde ihre Losung, dieselbe wie die ihrer extremsten Gegner.

Büchner.

Trat aber nicht dagegen die constitutionelle Parthey überall und aufrichtig auf die Seite Preußens? War damit nicht der einzige, aber der unfehlbare Weg gewiesen? Ach! wenn unsere Regierung sich offen, unumwunden, vertrauengebend und vertrauennehmend mit dem wahren Geiste des Volkes verbündet, wenn sie sich der constitutionellen wie der nationalen Strömung zuversichtlich hingegeben hätte, wer hätte ihr widerstanden! Ich verlange dabei keine Zwangsmaßregeln, denn ich weiß, daß man sich in Berlin einmal dazu nicht für berechtigt hielt. Aber was hinderte das Reichsparlament nach dem jede Bürgschaft leistenden Wahlgesetze ohne allen Verzug einzuberufen und die Verfassung abzuschließen? Oestreich lag noch am Boden, noch hatten russische Schaaren den künstlichen Bau nicht wieder zusammengefügt, noch hing das Damoklesschwerdt der Volkserhebung über den schlimmen Gelüsten in

München und Stuttgart, noch wagte in Dresden Niemand zu denken, daß man empfangene Wohlthaten mit schwärzestem Undank lohnen dürfe, noch fühlte Jeder, daß nur Preußens gewaltiger Arm die gesammte deutsche Fürstenwelt vor sicherem Untergange rette. Wenn man am 15. Juli 1849 that, was am 20. März 1850 geschah, wer hätte gewagt, dies Parlament nicht zu beschicken, wer hätte vermocht, seinen Beschlüssen zu widerstreben, hinter welchen Preußens Macht stand! Da ist ein Augenblick versäumt worden, der nie wiederkehrt! —

Waldheim.

Sie setzen den 15. Juli 1849. Lassen Sie uns die Lage der Dinge in jenem Momente näher beleuchten; ich weiß die ganze Schwere der Frage zu würdigen und greife dem Resultate in keiner Weise vor. Die naheliegendsten Einwürfe sollen mich nicht aufhalten.

Büchner.

Sie sind auch nicht von Belange, und ich will Ihnen beweisen, daß sie auch mir nicht fremd sind. Das Zusammentreffen mit der preußischen Verfassungsfrage dürfen Sie mir nicht anführen. Man konnte

die preußischen Kammern entweder an dem verfassungsmäßigen Augusttermine zusammentreten lassen und dann wieder vertagen, oder beide Parlamente nebeneinander arbeiten lassen. Der Abschluß der Reichsverfassung mußte ohnedies in allerkürzester Frist erfolgen. — Also bleiben die außerpreußischen Hindernisse! Waren diese wirklich erheblich? Die 28 Regierungen, die der Frankfurter Verfassung beigetreten waren, hatten sich noch nicht erklärt; sie würden aber nicht haben auf sich warten lassen. Hannover und Sachsen hätten Schwierigkeiten gegen die Einberufung des Parlaments erhoben; es ist mir aber doch mehr als zweifelhaft, ob sie es gewagt hätten, in jenem Zeitpunkte die Wahlen zu verweigern. Bayern und Würtemberg zögerten mit der Erklärung, aber um sie zu entscheiden, war ja eben das kühnste Vorgehen das einzige Mittel. Damals gedachten die Herren v. d. Pfordten, Römer, v. Beust, Stüve und ihre durchlauchtigsten Herren doch noch der jüngstvergangenen Tage, und daß diese vielleicht wiederkehren könnten! Schlimmer konnte man immer nicht fahren als am 20. März 1850! — Alles lief zuletzt auf Oestreich hinaus. Daß man sich dort widersetzt haben würde, ist möglich, ja wahrscheinlich. Aber mit wie viel Wirkung? Hätte man mit Waffen

drohen können und wollen? In Ungarn, Siebenbürgen hatten die Russen freilich Fortschritte gemacht; wie weit war es aber noch bis Görgey's Abfall und Ungarns gewaltsamer Unterwerfung! In Italien belagerte man noch Venedig, und der Friede mit Sardinien wurde erst im August geschlossen. Wäre Ungarn, wäre Italien so schnell zu Boden gesunken, wenn die östreichische Regierung im Geiste des Schwarzenbergischen Hasardspieles gewagt hätte, auch noch Preußen und Deutschland zu einer Schilderhebung zu nöthigen? Ich glaube, auch der wegen seiner Kühnheit, ich brauchte gern ein anderes Wort, so hoch Gepriesene hätte sich zweimal bedacht und wäre bei geziemendem Proteste stehen geblieben. Sicher aber wären Oestreichs Sprache und Handlungen tief unter den späteren geblieben!

Waldheim.

Conjecturalpolitik, Gedankenflüge warfen Sie mir vor! Ist dies etwas Anderes, nur nicht so Schuldloses? Lieber Büchner, Sie legen mir die Antwort in den Mund, weshalb der Gedanke, das Verfassungswerk durch so frühe Einberufung des Reichstages zu erzwingen, in dem preußischen Cabinete nicht Eingang fand. Soll ich Sie immer wieder zurückführen auf den Aus-

gangspunkt unserer Differenz? Man wollte nicht Oestreichs Agonie benutzen und die Rebellion in dessen Landen durch die Aussicht auf auswärtige Unterstützung nähren; man wollte nicht den Aufruhr entzünden in den deutschen Staaten, deren Regierungen dem Einigungswerke widerstrebten.

Büchner.

Zehnmal kann ich mir es vorsetzen, und eben so oft reißt mich der Zorn über diese ascetische Romantik, diesen sentimentalen Legitimismus wieder mit sich fort. Wehe denen ....

Waldheim.

Büchner, soll ich unser Gespräch wieder abbrechen? Ich habe mich dazu hergegeben, objectiven Fragen eben solche Antworten gegenüber zu stellen, aber es giebt Worte, die ich nicht hören darf und hören will. Ich habe Ihnen und Jedem die Person preis gegeben, die mir doch nahe genug steht, aber darüber hinaus ist es für mich Gewissenssache, keine solche Ausbrüche in meiner Gegenwart zu dulden.

Büchner.

Sie können mir den Mund schließen, werther Freund, aber nicht der Geschichte. Doch ich schweige

von Berlin! Das aber können und werden Sie zugestehen müssen, daß ein Weg, wie ihn die preußische Regierung einschlug, von der absoluten Voraussetzung abhing, daß die deutschen Fürsten Patriotismus und Vernunft entgegenbringen würden, das erste, um das Heil der Nation, das zweite, um ihr eigenes Heil zu wollen. Aber sie hatten weder Patriotismus noch Vernunft, und so mußten die Geschicke erfüllt werden.

Waldheim.

Doch mit sehr ruhmvollen Ausnahmen, von denen die Geschichte gleichfalls Act nehmen wird!

Büchner.

Nun also der zweite Abschnitt Ihrer pragmatischen Historie! Der Vordersatz der preußischen Regierung traf nicht zu, Oestreich stimmte nicht bei, mehrere deutsche Fürsten wiesen die dargebotene Hand von sich, andere zogen die schon gegebene zurück. Zwang durch eigene Kräfte, durch die Waffen der preußischen Union, war nicht erlaubt, und eben so wenig, daß man andere Kräfte entfesselte. Also was nun?

Waldheim.

Dasjenige was unter solchen Umständen übrig blieb. Der leitende Gedanke konnte nur sein: den

rechtlich fortbestehenden Bund von 1815 herzustellen und innerhalb seiner die bereitwilligen Staaten zur bundesstaatlichen Union zusammen zu schließen. Ursprünglich war man davon ausgegangen, daß das deutsche Reich sich nach seinen eigenen Bedürfnissen ordne, und daß es, auf dieser Grundlage stehend, mit Oestreich den Bund schließe. Jetzt war schon ein weit ungünstigeres Stadium eingetreten. Die Union von 26 Staaten war nicht das deutsche Reich, die Restauration des Bundes von 1815 konnte nun andere Ansprüche erheben als der rein völkerrechtliche Bund mit Oestreich. Die Unionsverfassung durfte nichts enthalten, was die Herstellung des alten Bundes von vornherein unmöglich machte .....

Büchner.

.... aber auch die restaurirte Bundesacte nichts, was die Bildung der Unionsverfassung unmöglich machte?

Waldheim.

Ganz recht, das war die Doppelaufgabe. Immer aber lagen auch hierin noch große Hoffnungen für eine Zukunft, die auf dem unmittelbaren Wege und in kür-

zester Frist zwar nicht zu erzwingen, im natürlichen Laufe der Ereignisse aber fast unausbleiblich war. Der Bund von 1815 hätte sich aus drei sehr ungleichartigen Theilen zusammengesetzt: Die Union, ein wahrer staatlicher Verein mit Parlament und Centralgewalt, dann die östreichische Monarchie, und endlich eine Anzahl deutscher Staaten, die auf eigene Hand ihr bisheriges Wesen fortzusetzen suchten. Dieser Versuch hätte voraussichtlich nicht weit geführt, weniger als je konnten diese Regierungen in einer Isolirung verharren, bei der ihnen die übliche Anlehnung an das Ausland scharf untersagt worden wäre. Sie mußten die nähere Gemeinschaft mit einem der beiden großen Körper suchen, und hier hätte sie aller dynastischen Antipathien unerachtet die Unmöglichkeit einer reellen Gemeinschaft mit dem inneren Leben Oestreichs zuletzt doch in den Anziehungskreis der nationalen Union hineingebracht. Sie wußten dies recht gut, daher ihr leidenschaftlicher Haß gegen die anscheinend sie so wenig berührende Unionsverfassung! Sehen Sie den Wirklichkeiten in München, Hannover, Dresden und Stuttgart in's Auge und fragen Sie sich, ob an den drei letzten Orten die einsam stehende Abneigung gegen das Hohenzollersche Primat dauernd genügt haben würde, und wie lange an

dem ersteren die Aufregung des Partikularismus derselben Abneigung zur Folie dienen konnte? Ich kann nicht prophezeien, aber ich bin nicht unbekannt mit den Triebfedern dieser Zeit. Die innere Nöthigung, die Gewalt, die allein aus der Wahrheit entspringt, würde in kürzerer oder längerer Frist, durch wenige oder mehrere Zwischenstufen hindurch, die sämmtlichen rein deutschen Lande dahin geführt haben, wohin sie durch den äußeren Zwang nicht gelangen sollten.

Büchner.

Wenn ich Ihnen dies Alles zugebe, so frage ich um so mehr: was war aber dann nothwendig, um, von solcher Basis ausgehend, zu solchem Ziele zu gelangen? Doch wohl der kürzeste, präciseste Abschluß der Union, die Belebung ihrer Verfassung nach allen Richtungen hin, der entschiedenste Ernst gegen die abfallenden Wort- und Vertragsbrüchigen, vor Allem eine in demselben Maaße gesteigerte, furchtlose Festigkeit, als die Umstände schwerer und drohender wurden. Was geschah von allem diesen?

Waldheim.

Ehe ich hierauf antworte, lassen Sie mich zuvörderst die Natur der Hindernisse etwas beleuchten, die

eben in diesem Stadium in den Weg traten. Oestreich, seiner innern Gefahren durch russische Unterstützung entledigt, konnte und wollte alle Kräfte gegen das deutsche Einheitswerk kehren. Die mittleren Höfe hatten, was sie suchten, einen festen Rückhalt, der sie in den Stand setzte, ganz ungescheut mit ihren Plänen hervorzutreten; sie lassen sich auf den einfachen Ausdruck bringen: nicht bloß aus den deutschen Wirren mit ungeschmälerter Machtvollkommenheit hervorzugehen, sondern mit vergrößerter. Der Münchner Entwurf zeigt diesen Gedanken im Einzelnen; Lockungen auf der einen, Drohungen auf der anderen Seite gingen damit Hand in Hand, um die Glieder der Union zu trennen. Nicht ohne Frucht! Die beiden hessischen Fürsten fanden, daß man der Besorgnisse vor dem eigenen Lande jetzt überhoben sei und sich füglich dahin wenden könne, wo keine Opfer abverlangt, sondern neue Verherrlichungen zugesichert wurden. Andere Unionsfürsten schwankten sich unwiderruflich zu binden, sie wollten Zeit und Raum behalten, sich dafür zu entscheiden, wo am mindesten Gefahr, am meisten Vortheil sich aufthäte. So war der Stand der Dinge, als das Parlament in Erfurt zusammentrat.

Büchner.

Ihre Angaben, so kläglich sie klingen, sind getreu. Aber mit verdoppeltem Unmuthe frage ich, weshalb wurde die Union nicht sofort ins Leben gerufen? Gab es irgend ein anderes Verfahren gegen den unvermeidlichen Zerfall des ganzen Werkes, als daß man die in Erfurt angenommene Verfassung ohne allen und jeden Verzug verkündete und die Central-Regierung einsetzte? Was hielt die preußische Regierung ab, das einzig Vernünftige und Würdige zu thun, um ihre übernommenen Pflichten zu erfüllen, der allgemeinen Stimme in Deutschland und im eigenen Lande zu genügen?

Waldheim.

Im eigenen Lande? Hier, lieber Büchner, berühren Sie die Achillesferse! Nicht die Besorgnisse vor östreichischem und bayerschem Widerspruche oder vor auswärtigem Einschreiten ist zwischen die richtige Einsicht und die Ausführung getreten, sondern der Zwiespalt im eigenen Lager. Ich rede nicht von der Nothwendigkeit, die Verfassung von 28. Mai, die unter anderen Voraussetzungen entworfen war, jetzt in Einklang zu bringen mit der veränderten Aufgabe; sie würde, unter festem Aufrechthalten des Characters der

Union auch durch das Parlament bei einer unverzüglich folgenden Revision anerkannt worden seien und brauchte den definitiven Abschluß der Union nicht zu hemmen. Aber der Zwiespalt lag viel tiefer. Sie wissen so gut als ich, daß eine Parthey in Preußen vom ersten Beginn der deutschen Bewegung an, in ihr nur ein Werkzeug der Revolution und ein Verderben für die Monarchie in Preußen erblickt hatte. Es kommt mir in diesem Augenblick weder darauf an, die Kräfte und die Wege dieser Parthey zu beschreiben, noch das Für oder Wider der aufgestellten Gründe abzuwägen. Daß ich sie nicht theile, wissen Sie ohnehin. Ansichten dieser Natur fanden aber auch Anklang und Eingang im Schooße der Regierung. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß ein Theil der Männer, die sich ein großes, ein unvergeßliches Verdienst um Preußen erworben hatten, zu der Meinung gelangte, daß die Unionsverfassung durch die in ihr begründete Machtvertheilung die Interessen Preußens und durch ihre parlamentarische Gestaltung das monarchische Prinzip gefährde.

Büchner.

Also statt dessen eine Verfassung, bei welcher einige deutsche Kleinstaaten in Preußen aufgingen, und mit

einigen Abgeordneten das nothwendige Uebel der preußischen Kammern vermehrten! Das Großpreußen, von dem die Gegner stets gesprochen, oder vielmehr die erste Gruppe in dem Pfordten'schen Deutschland! Und das hielt man für eine preußische Politik, für einen edlen, ja nur erlaubten Ausgang der ungeheuren Krise, die das Vaterland bis in sein Innerstes durchzuckt hatte! O Jammer, o Schmach!

Waldheim.

Sie wollten mich ja ruhig anhören! Für preußische Politik wurde dies allerdings gehalten, und zwar nicht blos von blinden Partheygängern, sondern auch von Männern, die Preußens Wohl sicher im Herzen tragen und aufrichtig nach dem fragen, was es zu fördern im Stande sei. — Es steht mir in keiner Hinsicht zu, die Phasen zu schildern, durch welche dieser Gegensatz der Ansichten hindurch gegangen ist; das Ergebniß liegt zu Tage. Der Fürstencongreß constatirte den Abfall einiger, das Schwanken anderer, beiden trat nichts entgegen. Die Unionsverfassung wurde nicht abgeschlossen, die Regierung nicht eingesetzt.

Büchner.

Und Sie sagen das mit gelassenem Muthe? Sie rufen nicht Fluch auf die herab, die hiezu den Anstoß gegeben, und wälzen nicht die schwerste Verantwortung auf diejenigen, die sich einem solchen Unwesen nicht sofort entzogen, ja noch ferner ihren Namen dabei nennen ließen?

Waldheim.

Ich habe unternommen, Ihnen über Geschehenes zu referiren, nicht Personen anzuklagen oder zu rechtfertigen. Ein jeder kann verlangen oder erwarten, daß man seine Handlungen nach seinen Absichten beurtheile, und daß von den Männern, die hier einander gegenüber standen, jeder in gutem Glauben an die Richtigkeit niseer politischen Erkenntniß verfahren ist, darüber besteht für mich kein Zweifel.

Büchner.

Nun, Sie stehen ja am letzten Acte des Schauspiels! Fahren Sie fort und reden Sie! Fast schäme ich mich, wieder zu fragen: Also was nun?

Waldheim.

Ich würde genau dieselbe Antwort geben: Was unter solchen Umständen übrig blieb! Glauben Sie,

daß ich den tiefen Schmerz nicht mitempfinde, daß das heilige Werk der Wiedergeburt der deutschen Nation in ein solches Stadium treten konnte? Aber durfte man deswegen in ärgerlicher Verzweiflung Alles aufgeben, solange noch eine vernünftige Möglichkeit vorhanden war?

Büchner.

Ich kann mich nicht rühmen, diese einzusehen, und habe für die Männer, die sich dem hingaben, kein anderes Gefühl als für den Schiffsführer, der das sinkende Fahrzeug stets zuletzt verlassen soll.

Waldheim.

Auch das könnte schon genügen und wäre einiger Anerkennung werth.

Büchner.

O ja, wenn der Führende nicht selbst die Schuld des Sinkens trägt. Wenn er nicht den Zustand des Schiffes vernachlässiget, das Steuer mit unsicherer Hand geführt, den richtigen Curs nach rechts und links verlassen hat.

Waldheim.

Ich bleibe bei Ihrem seemännischen Gleichnisse. Wenn nun der zeitweilige Steuermann den Hafen deut-

lich vor Augen hat, aber eben so deutlich die Klippen und Sandbänke, Untiefen und Strömungen dazwischen? Soll er nach gleichbleibendem Kompaßstriche segeln, das Schiff scheitern oder auflaufen lassen? Oder muß er es rechts und links wenden, laviren, ja Anker werfen?

Büchner.

Wenn er den Hafen fest im Auge behält, gewiß! Aber ganz fest!

Waldheim.

Und wenn nun zugleich Hader und Zwiespalt unter den Offizieren und Mannschaften des Schiffes ist, wenn der eine diesen, der andere jenen Curs verlangt? Wie dann?

Büchner.

Genug der Gleichnisse! — Die Union sollte oder konnte also nicht abgeschlossen, die Verfassung nicht verkündet, das Parlament nicht einberufen werden. Im Vergleich zu der vorhergehenden Epoche war wieder eine unermeßliche Verschlechterung der Situation eingetreten. Die Pole hatten sich umgekehrt, erst mußte jetzt der weitere Bund wieder dastehen, ehe an einen engeren zu denken erlaubt und möglich war. Wie die-

ser ausfiel, das blieb dahingestellt; da die Verfassung vom 28. Mai zerfiel, so mußte in günstigster Voraussetzung wieder von vorne angefangen und versucht werden, ob sich einige deutsche Staaten zu bundesstaatlicher Einigung fänden, und wie deren Verfassung dann aussehen werde!

Waldheim.

Einiges wahr, anderes falsch! Lassen Sie mich statt dessen sagen, wie ich den Gang der in Berlin theils befolgt, theils durchkreuzt wurde, in seinem ursprünglichen Gedanken zu verstehen glaube. Allerdings hatten sich die Pole verändert. Preußen mußte in diesem traurigen Stadium ruhen statt zu handeln, hören statt zu reden, prüfen statt anzubieten, aus seiner vorschreitenden Bewegung in eine abwartende Stellung sich zurückziehen. Die Gegner mußten dahin gebracht werden, die Linie zum Ziele für uns selbst wieder zu eröffnen. Dazu mußte die Reorganisation des weiteren Bundes in erste Linie gestellt werden; hierdurch allein konnte die monstruöse Coalition der vielgestaltigen Gegner zerrinnen, den Fürsten und Völkern Deutschlands die Augen geöffnet und auch den auswärtigen Mächten eine andere Ansicht über den wirklichen Bestand der

deutschen Frage gegeben werden. Dies war der Sinn der freien Conferenzen, dort mochten die Gegner mit ihren Plänen für die Bundesreform ans Tageslicht kommen, Preußen aber seine doppelte Pflicht wahren: die der wirklichen Sachlage entsprechende völlige Gleichstellung mit Oestreich zu sichern, und die der deutschen Sache treugebliebenen kleineren Staaten gegen jede auch noch so verkappte Herabsetzung zu schirmen. Beides sind die Ziele, die schlechterdings und unter allen Umständen festzuhalten waren, alles Andere ist mehr oder minder gleichgültig.

Büchner.

Und die Union? Der deutsche parlamentarische Bundesstaat?

Waldheim.

Ich bin noch nicht zu Ende. In diesem Stadium des abwartenden Verfahrens kam alles darauf an, daß Preußen, indem es das Vorschreiten einstellte, auch nicht einen Fußbreit Boden verlor. Die Unionsverfassung, die in ihrer Ursprünglichkeit nicht ins Leben treten konnte . . . .

Büchner.

. . . . sollte!

Waldheim.

. . . . konnte und sollte, durfte durchaus nicht nach den etwaigen Conjuncturen zusammengeschnitten und hierdurch ihres wesentlichen Characters beraubt werden. Eben so wenig durfte sie unter irgend einem Vorwande aufgehoben werden; ihre rechtsbeständige Existenz mußte völlig unangetastet, und die unirten Regierungen bis zur wirklichen Constituirung des Bundesstaates auf der Basis ihres Maibündnisses vereinigt bleiben.

Büchner.

Das also nannte man Provisorium?

Waldheim.

Das war das Provisorium; von einer Alternative zwischen diesem und zwischen einer definitiven Constituirung der Union, demnach der Verkündigung ihrer Verfassung und der Einberufung des Parlaments, ist nicht die Rede gewesen, sondern nur von jenem Provisorium oder von der Aufhebung der Unionsverfas-

sung. Wenn Sie meiner Darstellung der successiven Phasen dieses politischen Herganges gefolgt sind, so brauche ich Ihnen nicht zu zeigen, daß auch von denen, die die deutsche Sache vertraten, in diesem Stadium kein anderes Ziel verfolgt werden konnte, als der Zukunft die Wege frei zu halten. Das Barometer war auf seinen tiefsten Punkt gesunken, aber es wäre wieder gestiegen; Alles kam nur darauf an zu hindern, daß die Röhre über dem Quecksilber abgebrochen wurde.

Büchner.

Ich fange jetzt an, früher Geahntes deutlicher zu sehen. Mit einem solchen Definitivum also hat man ein Vierteljahr hindurch die ganze deutsche Presse, ja die Nation selbst, in beispielloser Weise zu mystificiren gewußt, und seine Beförderer als Vorfechter der deutschen Sache hingestellt! Da die gedungenen oder selbstbetrogenen Schreiber sich nicht schämen werden, so haben wir alle Ursache, es an ihrer Stelle zu thun!

Waldheim.

Büchner, keine Scheltworte! Meine Freunde litten an der Verwirrung des öffentlichen Urtheils mehr als die Ihrigen und haben geschwiegen!

Büchner.

Eine Französin sagte einst: was mich am meisten ekelt, ist, daß das, was ich jetzt sehe, einst Geschichte sein wird! Ganz frei soll man doch die Bahn nicht für die absichtliche Entstellung lassen. — Noch bin ich aber nicht im Klaren über die Art, wie Sie sich den ferneren Verlauf denken, wenn die Regierung dem von Ihnen angedeuteten Wege treu geblieben wäre?

Waldheim.

Preußen durfte keine Handlung des bisherigen, keine Gestaltung des künftigen weiteren Bundes zugeben, bei dem es nicht gleichmäßig Hand anlegte. Das war es sich und seinen Verbündeten schuldig. Von einer Anerkennung des Rumpf-Bundestages in Frankfurt und seinen Verfügungen in deutschen Dingen oder über das gemeinschaftliche Eigenthum konnte keine Rede sein. Bald genug wären die ungebundenen Conferenzen aller deutschen Regierungen eben so gut auch für Oestreich und die Seinigen zum unabweislichen Bedürfniß geworden. — Bei der Reform der Bundesverfassung hätte sich dann ergeben, wo die Linie der politischen Einigung sei, bis zu welcher alle Glieder des Bundes von 1815 mitgehen konnten und wollten;

dies constituirte die neue Bundesacte. In materieller Gemeinschaft hätte sie wahrscheinlich gegen die alte gewonnen, voraussichtlich aber wäre das politische Band noch loser ausgefallen als früher. Oestreich mußte den Eintritt seiner gesammten außerdeutschen Lande fordern, und dies allein schon macht jede wahre Vereinigung unmöglich und läßt nur eine gewöhnliche, völkerrechtliche Allianz zum Vorschein kommen, welchen Namen man ihr auch gebe, und mit welchen sonstigen Eigenschaften man sie auch ausstatte.

Büchner.

Den Zutritt der östreichischen Gesammtmonarchie sehen Sie also als eine ausgemachte Sache an? Deutschland als Deutschland soll verschwinden, seine nationalen Interessen, sein Geist, seine Sprache untergetaucht werden in ein widriges Gemisch von Tschechen, Magyaren, Ruthenen, Slovaken, Polaken, Szeklern, Winden und Italiänern! Ja, wenn ich Sie richtig fasse, so erscheint Ihnen dies sogar als ein Vortheil!

Waldheim.

Sachte, sachte! Der Zutritt unter jenen Vordersätzen, diese sehe ich allerdings als einen Vortheil

für die deutsche Sache an, aber auch nur dann! Nur dann, wenn in dem neu-alten Bunde Preußen dastand mit ganzer ungebrochener Kraft, mit durchgängiger Gleichheit, mit der Unionsverfassung in der Hand und mit der vollen Freiheit, sie ins Leben zu rufen! Ohne diese Bedingungen sammt und sonders, ist das Einwerfen der 28 Millionen Nichtdeutscher in den deutschen Bund der Untergang der Nation, mit diesen Bedingungen war es die stärkste Triebfeder zur Schöpfung des nationalen Bundesstaates.

Büchner.

In diesem untrennbaren Zusammenhange wollen Sie also die sechs Propositionen verstanden wissen, die Graf Brandenburg nach Warschau brachte! Die offiziöse Bekanntmachung dieses Bruchstücks aus den Verhandlungen, bei dem freilich alles Vorhergegangene und alles Nachfolgende fehlt, möchte uns gern glauben machen, daß damals schon alle Zugeständnisse angeboten worden seien.

Waldheim.

Ich würde mich sogar nicht wundern, wenn jetzt das östreichische Cabinet selbst die Naivetät hätte, für

sich in Anspruch zu nehmen, was ihm aus jenem Verständigungsplane im eigenen Nutzen dienlich scheint, aber zurückzuweisen, was darin Preußen seine Stellung und der deutschen Nation ihre Zukunft sicherte. Wir erleben gar sonderbare Dinge! — Doch zurück zu jenem letzten Versuche, den einbrechenden Strom des Verderbens in bessere Bahn zu leiten! Ich sagte, daß wenn die Linie gezogen war, die alle Glieder sammt Oestreich einschloß, so würde sich sofort herausgestellt haben, ob und welche deutsche Staaten darüber hinaus gehen wollten, konnten und mußten. Das war dann die Union, der engere Bund im weiteren, den Niemand weder in München noch in Warschau oder in London mehr vorwerfen konnte, daß er aus preußischer Ehrsucht und Vergrößerungslust entsprungen sei, oder den weiteren unmöglich mache. Das Bedürfniß hätte bewirkt, was Recht und Vernunft nicht vermochten!

Büchner.

Und auch dieses so unaussprechlich mäßige Ziel ist nicht erreicht worden! Hier in eine solche Bahn des Abwartens und Schweigens konnte doch nun der fremde Gegner nicht störend eingreifen?

Waldheim.

Aber das eigene Zerfallen, und dieses trat ein. Von den Seiten her, wo das Beharren auf dem deutschen Wege als gefahrdrohend für Preußens Interessen angesehen wurde, verlangte man ganz folgerichtig, daß Preußen seine bisherige Politik verlasse, die Unionsverfassung auflöse und sich auf der hierdurch gewonnenen Basis mit Oestreich verständige. Nicht weil Oestreich, sondern obgleich es dies fordere, müßte man so handeln. Leider wußten die Feinde besser, was im eigenen Lager vorging, als die Freunde. Mißverständniß, Halbheit, Schwanken nach allen Seiten! Auch Ihre Presse, die Blätter Ihrer Parthey haben redlich dazu beigetragen, um die deutsche Richtung in der Regierung zu schwächen, der entgegenstehenden die Waffen zu liefern.

Büchner.

Uebel genug! Aber wie konnte die Presse unter diesen Umständen anders urtheilen!

Waldheim.

Sie konnte es, wenn auch nur ein Theil der Vorsicht und Besonnenheit in Ihrer Parthey waltete wie in der feindlichen. Wenn man dort die unsägliche

Schwierigkeit der Situation und ihrer Träger begriff, statt sich mit der contrerevolutionären, der demokratischen und der östreichischen Presse darin zu überbieten, daß man sie täglich mit jeder Schmähung, mit jeder auch der unsinnigsten Verdächtigung übergoß.

Büchner.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich diesen Vorwurf auf sein richtiges Maaß zurückbringen wollte. Und sind wir nicht selbst durch Späteres noch gerechtfertigt worden? Denken Sie an die Erklärung vom 8. October, die doch vor der großen November-Katastrophe erfolgte. Wurde nicht durch diese schon das Gebäude der Unionsverfassung niedergerissen, dasselbe, das Ihre Sinnesgenossen als rechtsbeständig ansahen?

Waldheim.

Ich wundere mich, auch bei Ihnen auf die Verwechselung zu stoßen, der man freilich jetzt geflissentlich Eingang zu verschaffen sucht. In Wien und Warschau wußte man besser, ob Preußen hierdurch seinen Weg aufgegeben habe oder nicht. Wenn ich bei Ihrem Gleichnisse bleibe, so sage ich, das Gebäude der Unionsverfassung, das für die ganze Nation errichtet und ein-

gerichtet war, wurde von einem Theile derselben nicht bezogen. Nun konnte man entweder suchen, mit dem Reste durch angemessene Veränderungen in dem großen Gebäude dennoch unterzukommen, oder man erklärte, so lange nicht eine entsprechende Zahl von Bewohnern vereinigt sei, werde man das Gebäude nicht beziehen, sondern daneben für sich und die treuen Genossen ein Haus vorübergehend hinstellen. Der Bau des parlamentarischen Bundesstaates bleibe völlig unangetastet, in ihn die deutsche Nation einzuführen, sei eben so die Pflicht als die Hoffnung Preußens. — Heißt das die Rechtsbeständigkeit der Unionsverfassung leugnen, sie niederreißen?

Büchner.

Gut, ich will diesen für die Menge nicht allzu verständlichen Unterschied gelten lassen; ich ahne die inneren und äußeren Drangsale, aus denen er hervorgegangen. Aber sagen Sie mir noch, ob Sie wirklich glauben, daß auf dem Wege des Abwartens, auch nach langen Mühen, nach namenloser Geduld und Selbstverleugnung, ein Resultat zu hoffen stand? Es war doch immer ein System bloßer Verneinung, das die deutsche Sache, wie mich dünkt, zu nichts Anderem

gebracht hätte, als wo sie jetzt steht. Pflichttreuer und rechtlicher, ja auch ehrenvoller war jener Weg, ob aber aussichtsreicher?

Waldheim.

Statt der inneren Gründe, die ich anführen könnte, lassen Sie mich lieber auf Analogien hindeuten. Blicken Sie auf das, was seitdem wirklich geschehen ist, nachdem die Gegner dahin gebracht wurden, mit ihren eigenen Absichten und Plänen hervorzutreten. Mehrere Regierungen, die bereits in das feindliche Lager übergegangen waren, müssen wieder umkehren, andere, deren Schwanken und Zagen nicht wenig zum Verderben der Union beitrug, ermannen sich. Ja selbst die vier Königshöfe sind weiter auseinander gekommen, als sie sich und Andern eingestehen.

Büchner.

Nicht zu verwundern! Dieselben selbstsüchtigen Triebe, die vorher einigten, trennen jetzt! Es wird noch weiter gehen.

Waldheim.

Wichtiger aber ist noch die Rückwirkung auf unsere inneren Zustände; das werden Sie nicht verkennen, wenn

Sie sich erinnern, welchen verhängnißvollen Einfluß eben diese Mißverständnisse auf Preußens deutsche Politik ausgeübt haben. Der wahrhaft achtbare Theil ihrer inneren Gegner bestand und besteht aus denen, die das specifische Preußenthum zu vertreten glaubten, weil man ihnen glaublich gemacht hatte, daß Preußen verlieren müsse, was Deutschland gewinne, und daß dagegen nur in enger Verbindung mit Oestreich ein Gegenmittel zu finden sei. Diese Männer allein warfen durch ihre Zahl und Stellung im Lande ein so schweres Gewicht in die Wagschaale der östreichischen Interessen; von ihnen getrennt, ist das Häuflein der doctrinären Gegner des deutschen Einigungswerkes ein ohnmächtiges. Betrachten Sie nun, wie hier die neuesten Erfahrungen gewirkt haben!

Büchner.

Das Vertrauen und die Neigung zur östreichischen Allianz ist freilich gewaltig umgeschlagen und gerade in den alten Provinzen am meisten. Wenn man nach manchen offenkundigen Erscheinungen schließen kann, so wäre ein Kreuzzug gegen den Wiener Uebermuth und die Rheinbundsperfidie dort wahrhaftig sehr populär.

Waldheim.

Und dieses jetzt, lieber Büchner, jetzt, nachdem vorhergegangen ist, worüber ich am besten schweige. Wie nun, wenn dieselbe und eine noch größere Enttäuschung innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen eingetreten wäre, als Preußen noch dastand mit ganzer ungebrochener moralischer Macht und auf dem Boden der rechtsbeständigen Unionsverfassung? Scheint es Ihnen nicht, daß ich doch nicht ganz unberechtigt von Aussichten sprach, daß auch in diesem schlimmen Stadium noch durch besonnene Festigkeit eine andere Stellung zu gewinnen war als jetzt?

Büchner.

Sei es so! Aber die eigentliche Katastrophe kam doch wohl nicht aus der Unionsfrage, sondern von außerhalb. Hessen und Holstein!

Waldheim.

Jedoch nicht in gleicher Weise. Der Schmerz bei beiden ist gleich, aber nicht die Art der Einwirkung auf die allgemeine deutsche Frage. Die Vertheidigung des guten Rechtes der Herzogthümer, der gerechtesten und deutschesten Sache, hat Preußen leider einen un-

säglichen Schaden zugefügt, seine ganze Stellung zu Europa verrückt und nach einer langen Reihe schwerster Opfer doch keinen Segen zu bringen vermocht.

Büchner.

Durch eigene Schuld!

Waldheim.

Durch eigene und durch fremde Schuld. Immer aber stand diese schwierigste Frage so, daß sie nicht nothwendig zu gewaltsamer Lösung hindrängte. Sie hatte eine ganz unläugbar europäische Seite und konnte, wenn Preußen aufgeben mußte, sie im rein deutschen Interesse allein oder durch Vermittlung zwischen Holstein und Dänemark zu enden, immer noch zu allgemeiner Berathung gestellt werden. Trat Preußen im Vollbesitz seiner eigenen moralischen und materiellen Macht in eine solche europäische Versammlung ein, nahm es sich dort das Recht und die Interessen Deutschlands und der Herzogthümer zum festen Ziele, so konnte noch auf eine Erledigung gezählt werden, die wenigstens die Ehre und vor Allem auch die Zukunft rettete. — Mit Hessen stand es anders.

Büchner.

Können Sie getheilter Empfindung in dieser grausamsten aller Rechtsverletzungen sein? Gab es auch nur einen Augenblick des Zweifels darüber, was hierin Preußen oblag?

Waldheim.

Ich bin durchaus nicht im Zweifel, wo das Recht und das Unrecht lag, weiß vielmehr, daß es selten auf Erden so deutlich und gemeinverständlich auseinander tritt. Für die preußische Regierung aber nahete die Stunde der Entscheidung; hatten schon die Vorfragen Spaltungen hervorgerufen, als es blos auf Nichthandeln ankam, so mußten diese zu offenem Bruche führen, als es Jedem einleuchtete, daß jetzt in einer oder der anderen Richtung gehandelt werden mußte. Preußen kann und darf nicht dulden, daß östreichische und bayerische Truppen Hessen besetzen, weil es die Behörde verwirft, die hierzu den Befehl gegeben, weil in einem Rechtsstreite eine brutale Execution dem unpartheyischen Urtheile nicht vorhergehen darf, und weil eine fremde Occupation dieses Landes mit den militairischen und politischen Lebensbedingungen Preußens unverträglich ist — dies war das Programm, welches dem Ministerium abgefordert wurde.

Büchner.

Nun, ich denke, jeder dieser drei Gründe wäre schon allein hinreichend gewesen. Der erste ruht auf dem deutschen Bundesrechte, der andere auf dem Rechte aller Zeiten und Völker, der dritte auf Allem, was man preußische Politik nennen darf. Und dabei haben Sie noch nicht einmal die materielle Frage in dem Streite zwischen der hessischen Regierung und ihren Ständen berührt, die ja für Jedem, der nicht durch die Parthey brille sieht, gar keine verschiedene Meinung zuläßt. Konnte denn über das Verhalten der preußischen Regierung zu der hessischen Sache in irgend einem Moment ein Zweifel sein?

Waldheim.

Sie wissen, daß von Hause aus in dem Sinne verfahren worden ist, welchen ich eben bezeichnete, trotz der Bregenzer Allianz, trotz der von Warschau herüberschallenden Klänge. Aber Sie wissen auch, daß die letzte Entscheidung entgegengesetzt ausgefallen ist. Als der Augenblick da war, wo das Schwert gezogen werden mußte, als die Aufforderung dazu erging, nicht blos von Räthen der Krone, die davon durchdrungen waren, daß nie ein gerechterer, ein würdigerer, ein

dienlicherer Moment eintreten könne, um den großen Entschluß zu fassen, sondern auch von den Seiten aus, wo man das Höchste zu verlieren hatte und es dennoch geringer achtete als die Ehre Preußens, da siegte, ebenwohl aus ehrlicher Ueberzeugung entsprungen, die Ansicht, daß um eines solchen Objectes willen nicht ein solcher Preis eingesetzt werden dürfe. Die Politik Preußens wurde eine andere. — Als der römische Historiker an die Gränzen gelangt, jenseits welcher er seine Darstellung nicht ausdehen kann, sagt er: das Weitere lasse ich, wie unbekannt, so unentschieden! Aus umgekehrtem Anlaß sage ich dasselbe und schweige!

Büchner.

Aber ich durchaus nicht!

Waldheim.

Ich bitte Sie doch darum, wenigstens für heute. Denken Sie bei jedem kritischen Rückblicke daran, daß Ihre Vorwürfe im tiefsten Wesen dieselben sind, welche die Demokraten gegen Ihre Parthey richteten, als das Schicksal Deutschlands in Ihren Händen zu liegen schien. Man kann nicht Alles, was so scheint, und man darf nicht Alles, was man kann! Das Erstere zu

würdigen, ist Sache einer oft erst spät eintretenden klaren Kenntniß des geschichtlichen Verlaufes, das Andere geht auf die obersten Principien der Politik und hiermit wieder auf die obersten Gebote des Daseins zurück. Wir müssen gelassen tragen, was uns auferlegt wird, zumal die Irrthümer der Menschen. Nicht blos im Leben thut die Liebe noth, sondern auch in der Wissenschaft, ja vornämlich in der Politik! — Auf Wiedersehen!

Neuntes Gespräch.

Galsdorff.

In dieser Weise kann es aber mit unserem Casino wirklich nicht mehr fortgehen! Die politische Discussion haben wir uns nun schon seit längerer Zeit versagen müssen; jeder hört doch nur sich selbst und nicht den Anderen. Wenn es aber auch nicht mehr möglich ist, sich über die Wahl der anzuschaffenden Zeitschriften und Broschüren zu einigen, so fällt für mich, den Auswärtswohnenden, jedes Interesse an der ganzen Anstalt weg!

Büchner.

Weshalb wollen Sie uns aber mit der ganzen trüben Fluth der Berliner Broschürenliteratur überschwemmen? Einige dieser Eintagsfliegen reichten voll-

kommen hin; wir brauchen in der That nicht alle fünf, von denen uns die offiziöse Presse versichert, daß sie zum Theil „sehr werthvoll seien.“ —

Galsdorff.

Das heißt, wir wollen uns mit dem Angriffe begnügen und die Vertheidigung ignoriren. Wollen Sie denn nicht, ganz abgesehen von Lob und Tadel, wenigstens den faktischen Hergang des verflossenen Jahres kennen lernen? Ich dächte, das wäre doch das Geringste, was die Männer, die unter so schweren Umständen sich auf die Bresche gestellt haben, von jedem wahren Patrioten, ja von jedem auch nur einigermaßen billigen Zuschauer erwarten dürfen.

Büchner.

Daran habe ich es nicht fehlen lassen, liebster Herr v. Galsdorff; ich bin aus allen Strichen der Windrose mit Enthüllungen und Aufklärungen heimgesucht worden. Noch vor wenig Tagen habe ich aus einer Quelle geschöpft, von der ich mindestens weiß, daß sie die Wahrheit geben will, so weit sie es mit übernommenen Pflichten und subjectiven Auffassungen vereinigen kann. Ich habe mit Waldheim gesprochen,

den Sie wohl nicht als unberufen zurückweisen werden, wieweit Sie sich auch von ihm entfernt haben mögen. . . .

Galsdorff.

Oder vielmehr er sich von mir! Glauben Sie denn, daß es mir kein Leid gemacht hat, ihn, den ich als reines Hermelin verlassen, jetzt als trikolores Zebra wiederzufinden?

Büchner.

Er mag sich für die zoologische Metapher selbst bedanken. Also hat er sich von Ihnen entfernt! Auch das, wie Sie wollen! Manches habe ich indessen doch anders sehen gelernt, als uns die Schattenspiele an der Wand, mit denen wir fast ein ganzes Jahr hindurch unterhalten wurden, darzustellen sich bemühten. Die Lection war stark! Ich denke, wir geben uns nicht noch einmal zu dergleichen her. — Aber auch Waldheim's Retrospective hat mir noch immer keinen anderen Totaleindruck hinterlassen, als daß unsere Regierung sich peinlich abmühte, zwischen zwei Wassern zu schwimmen.

Galsdorff.

Miserabel genug, daß man sich so lange damit abgab, viereckige Kreise zu machen, ein juste milieu zwi-

schen Revolution und Königthum aufzufinden! Wir waren nie im Zwiefel über den Ausgang dieser Operation.

Büchner.

Sie waren gewiß gut unterrichtet und noch besser vertreten! Ich sehe nur, daß kein Theil dem anderen wich. Kladderadatsch sprach einmal die Gefühle Vieler aus: „der Streit zwischen Herrn v. Manteuffel und Herrn v. Radowitz hat den betrübendsten Ausgang genommen; beide Theile sind auf dem Platz geblieben!“

Galsdorff.

O ja, einer hätte füglich früher verschwinden können.

Büchner.

Es frägt sich nur, welcher? und da würden unsere Meinungen auseinander gehen, obgleich ich nicht für den Gegner des Herrn v. Manteuffel schwärme. Aber es verschwand keiner, und jeder Theil mußte dem anderen etwas nachgeben, um ihn zu etwas zu zwingen. Daher gab Herr v. Manteuffel zu, daß die Unionsverfassung nicht aufgehoben wurde, daß man den östreichischen bundestäglichen Forderungen nicht nachgab,

und daß die bekannte Schilderhebung gegen die hessische Invasion erfolgte. Aber sein Gegner mußte die Hand bieten, daß die lauwarme Erklärung über die Union vom 8. October erschien, und erreichte nicht, daß genügende Streitkräfte rechtzeitig zusammen kamen. Ich kann es nicht rühmen und die Personen nicht preisen; sie haben gewiß geglaubt, dies sei ihre Pflicht, aber es war besser, wenn der doch einmal unvermeidliche Bruch früher erfolgte.

Galsdorff.

Sind Sie dessen in Ihrem Sinne sicher?

Büchner.

Ich glaube es.

Galsdorff.

Nun ich wenigstens habe nichts dagegen; es wäre dann mit der zahmen Revolution nicht so weit gekommen.

Büchner.

Hierin haben wir ganz gleichen Geschmack. Ich ziehe auch den Reactionären in Schlafrock und Pantoffel die in der Pickelhaube bei Weitem vor. Mit

diesen wären wir gewiß einig genug geworden, wenn sie nur erst einige Patronen mehr gegen weiße und hellblaue Monturen verfeuert hätten als an dem großen Tage von Bronnzell!

Galsdorff.

Sie hätten also mit Wohlgefallen das Heer des Königs in den Kampf ziehen sehen für Bayrhofer und Consorten?

Büchner.

Bayrhofer? Was berechtigt dazu, die verfassungstreuen hessischen Stände nach diesem Namen zu nennen, um sie damit der Abneigung der Wohlgesinnten zu überweisen? Nennen wir etwa unsere erste Kammer nach Herrn v. Gerlach, oder die zweite nach ähnlichen Namen, um sie dem gegründetsten Mißtrauen aller derer im Lande zu überliefern, welche ein schlicht gegebenes Fürstenwort auch so verstanden wissen wollen?

Galsdorff.

Der Vergleich scheint mir außerordentlich übel gewählt, besonders in diesem Falle. Stehen diese beiden Namen oder vielmehr die Partheyen, die sie vertreten,

gleich nahe und gleich ferne von der Wahrheit? Besteht die Politik des treuen Unterthanen, des Christen darin, daß er zwischen beiden eine sorgsame Mittellinie zu ziehen suche?

Büchner.

Weshalb nicht? Es steht ja geschrieben, der König soll nicht abweichen weder zur rechten noch zur linken? Da ist ja die richtige Mitte vorgezeichnet. — Entrüsten Sie sich aber nicht; ich unterscheide wirklich zwischen beiden; jeder Mensch hat die Fehler seiner Tugenden!

Galsdorff.

Die Fehler meines Freundes sind aber so, daß ich sie nicht um die beste Tugend seiner Gegner hergebe! Und darunter sind solche Gegner, von denen ich mit nagendem Kummer sagen muß: „weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, so werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.“ Ich darf auch die Schrift citiren!

Büchner.

Recht so, das heißt als ächter Partheymann gesprochen. An seiner Stelle begreife und achte ich solche

Ausschließlichkeit ganz und gar. Nur müssen Sie sich nicht als Schiedsmann zu Gericht setzen, wenn es eben auf Unpartheylichkeit ankommt. Und diese fordere ich für die hessische Sache.

Galsdorff.

Ich habe doch auch Einiges davon gehört und kann nichts finden als den Principienkampf zwischen der Volkssouverainität und der Monarchie. Da ich nun keine Anarchie, Steuerverweigerung und Majoritätsregierung im eignen Lande will, so kann ich sie auch nicht in Hessen wollen. Da ich verlange, daß mein König seine Minister frei wählen dürfe, so werde ich auch fordern, daß diese Prärogative nicht dem Kurfürsten durch factiöse Kammern, Beamte und Offiziere bestritten werde. Was in Preußen und im November 1848 galt, das muß auch für Hessen und für den November 1850 gelten. Zwei und drei macht fünf in jedem Jahrhundert und unter jedem Breitengrade, sagt der Wandsbecker Bote.

Büchner.

Sieyes aber sprach einst: Wenn ich sage: zwei und zwei macht vier, so behauptet man, ich meinte zwei

und zwei mache fünf! Das ist das Unglück, daß Niemand mehr dem Andern verstehen will! In der Art, wie Sie über Hessen den Stab brechen, liegt ein völliges Verkennen des Characters und der Natur des dortigen Kampfes. Ich sage Ihnen, Hessen ist das gewollte und vorbedachte Theater gewesen, auf welchem das Trauerspiel der Contrerevolution, die auch eine Revolution ist, aufgeführt werden sollte. Dazu ist der Mann mit dem unheilbringenden Namen hingesandt worden! Er hat den Bruch mit dem Lande gesucht und gefunden, jedes Mittel zur Ausgleichung in freventlicher Absicht zurückgestoßen. Er löste die Kammern auf, eine Woche vor dem Ablauf des Steuertermines, und ehe sie sich über die Verlängerung des Budgets ausgesprochen hatten. Sein Vorwand, daß die Verweigerung gewiß gewesen, hat sich jetzt als gänzlich unwahr herausgestellt. Beim Wiederzusammentritt weigerte er die Vorlage des Budgets; es sei nicht fertig! Neue Unwahrheit! Nach der zweiten Auflösung soll der Ausschuß seine Zuziehung zu dem Ausnahmsgesetz verweigert haben; wir wissen aber, daß die rechtswidrige Ordonnanz schon vorher unterzeichnet war. — Heißt das etwas anderes, als daß man das treue ernste Land zwingen wollte, zum Aeußersten seiner rechtlichen Vertheidigungsmittel zu greifen?

Galsdorff.

Alle diese Dinge sind doch weiter nichts als Ausflüsse des französischen Constitutionalismus und der Beamtenallmacht. Wie der Baum, so die Früchte; man muß Gott danken, daß er irgendwo einmal an der Wurzel angegriffen worden ist!

Büchner.

Das nennen Sie französischen Constitutionalismus, Beamtenallmacht, wo der Staat auf der Selbstständigkeit der Bürger, der Gemeinden, der Berufsstände und Corporationen, der Beamten und Richter ruht, und auf diesem Grunde erst die Kammern und Minister in Thätigkeit treten? In welchem Lande hat sich der deutsche Rechtssinn in solcher Weise kundgegeben, ohne jede Zugabe von unerlaubter Selbsthülfe, ohne jede andere Macht als die des Opfermuthes und des Leidens, den Zeitgenossen zu schmerzlicher Bewunderung, der Nachwelt zu grimmiger Vergeltung! Warlich, der Fluch dieses unerhörten Rechtsbruches, dieser rohsten aller Gewaltthaten wird sich an die Fersen derer hängen, die sie verübt haben, und sollten auch erst die Enkel büßen, was die Väter begangen haben!

Galsdorff.

Wir werden uns über die Rechtstheorie hierin nicht einigen, ich könnte Ihrer Behauptung mehr als einen triftigen Einwand entgegenstellen, aber das führte zu weit, und ich ziehe es vor, über Ihre Verwünschungen zur Tagesordnung überzugehen. Diese ist aber die Frage, ob wir für die hessische Geschichte Krieg anfangen sollten oder nicht.

Büchner.

Anfangen, wer behauptet denn das?

Galsdorff.

Das läuft, was die Gefahr anbetrifft, ziemlich auf eins hinaus. Ich bin sonst gar nicht gegen den Krieg; er dient sehr dazu, gewissen politischen Hirngespinnsten den Boden wegzuziehen und ernsthafteren Betrachtungen über die Natur der Dinge Eingang zu schaffen, ja wenn es dem ruhigen Bürger etwas übel geht, sogar christlichen Betrachtungen! Das ist der Moment, von dem der ehemalige privilegirte Königlich Preußische Staatsphilosoph selbst zugestand, daß dabei die Unsicherheit aller irdischen Güter in der Gestalt von Husaren mit blanken Säbeln wirklich zur Erscheinung komme. Aber eine Art von

Gelingen muß doch in Aussicht stehen, und wo diese am 2. November zu finden war, das ist mir doch etwas dunkel.

Büchner.

Damit aber brechen Sie ja eben den Stab über das preußische Cabinet weit schärfer als irgend einer der gehaßten Gothaner! Preußen, das gewaltige, waffenmächtige, wehrlos im Augenblick, wo die Würfel geworfen wurden!

Galsdorff.

So weit gehe ich durchaus nicht. Preußen ist nie wehrlos; das würde jeder Feind gewahr werden, er komme von Westen, Osten oder Süden, oder auch von allen drei Seiten zugleich. Wir haben nicht vergessen, daß wir sieben Jahre hindurch gegen fast ganz Europa kämpften und oft genug die preußische Monarchie nur noch im Lager existirte.

Büchner.

So höre ich Sie gern reden. Und dennoch verzagen Sie an dem November 1850?

Galsdorff.

Ich verzage ganz und gar nicht, wenn es so sein mußte. Aber wir konnten im ersten Debüt schlimme Augenblicke durchzumachen haben, ehe das Gleichgewicht hergestellt war. Wollte man da hinaus, so mußte man zur rechten Zeit die ganze Armee mobil machen und ins Feld stellen.

Büchner.

Wir haben ja aber nie etwas anderes verlangt; wir, und hier spreche ich im Namen der unermeßlichen Mehrzahl, waren zu jedem Opfer bereit, um Preußens Ehre und Stellung emporzuhalten. Von wo gingen denn die Hemmungen des Volksgeistes aus, doch gewiß nicht von denen, welche Gut und Blut dabei zu opfern hatten? Wer hinderte, daß unsere Landwehr zur rechten Zeit zu den Fahnen gerufen, und von der Eifel bis nach Lithauen die siegesreichen Waffen des preußischen Heeres erhoben wurden?

Galsdorff.

Ich bin zwar durchaus nicht dafür bezahlt, den Verfechter der preußischen Unionspolitik des vorigen Sommers zu machen, aber das kann ich doch nicht auf

ihr sitzen lassen. Uebersehen Sie denn ganz die politische Lage, in die man sich gesetzt hatte? Wir durften nicht den Krieg provociren und damit unausbleiblich das Ausland hineinziehen. Wie wenig ich auch jenes System beglückwünsche, so verstehe ich doch, daß Alles darauf ankam, Preußen als in strenger Vertheidigung begriffen, Oestreichs Angriff aber als reinen Landfriedensbruch hinzustellen. Nur so durfte man hoffen, daß die russischen Heere sich auf indirecte Hülfe, auf die Sicherung Ungarns beschränkten und nicht die Reihen der unmittelbaren Feinde in einer Weise vermehrten, die geradezu jede Möglichkeit des Sieges abschnitt.

Büchner.

Nun wohl, ich will einmal von dem einzig großartigen, zum Geist und Bewußtsein des deutschen Volkes sprechenden Entschlusse absehen. Konnte und mußte denn aber nicht wenigstens der allernächsten Aufgabe genügt werden? Der in Hessen herannahende Anstoß zeigte ja ganz deutlich den Weg dazu. Dort konnte der feindliche Angriff schon mit mittelmäßigen Kräften anfangen und allmählig gesteigert werden. Was war natürlicher als eben so successiv die preußischen schlagfertigen Kräfte zu erhöhen immer bis zu der Linie,

daß wir auf unserem Kriegsschauplatze die sichere Ueberlegenheit hatten.

Galsdorff.

Ja, ja. Das sind die militairischen Vorschriften, die schon der Fechtmeister bei Molière codificirt hat: um in einem Duell auf den Stoß zu siegen, muß man den Degen des Gegners von dem Umkreise des eigenen Körpers entfernt halten und ihm dagegen soviel Stiche beibringen als möglich. Wenn es nur mit so schönen Grundsätzen abgethan wäre.

Büchner.

Ich habe, lieber Herr v. Galsdorff, zwar nicht wie Sie die Kriegsschule besucht und eine Landwehr-Schwadron geführt, aber erlauben Sie mir, daß mich das Stück Eisen auf meiner Brust doch zuweilen an die Tage erinnert, wo ungefähr an derselben Stelle mein Blut den Soldatenrock färbte. Von meiner militairischen Einsicht braucht übrigens gar nicht die Rede zu sein; die dienstwillige Presse hat ja deutlich genug verkündet, daß ganz andere Beweggründe die Ansichten in unserem Cabinete auseinander führten als strategische oder taktische. Wissen Sie etwa nicht, was alle

Zeitungen meldeten, daß sich dort Stimmen erhoben, die schon seit Anfang August forderten, man möge Corps von entsprechender Stärke in Westphalen, an der Nahe, bei Frankfurt, in Thüringen zusammenziehen? Jedes von solcher Zusammensetzung, daß es den verschiedenartigen Objecten des Streites gegenüber stets den Kräften des Feindes überlegen blieb? Nahmen dann die feindlichen Kräfte zu, so mußten in demselben Verhältniß die unsrigen wachsen. Was trat entgegen, frage ich Sie, der Sie nahe genug an den Quellen stehen? Die Einen entsetzten sich vor dem Schreckbilde einer Entfesselung der Demokratie, Andere trugen vielleicht Bedenken, die Armee nach langem Frieden gleich einer solchen Probe auszusetzen, und der Rest endlich hielt sich an die unläugbare Folge, daß die Truppenzusammenziehungen Geld kosten. — So geschah nicht allein so viel als Nichts, sondern man verfuhr wie in tiefster seligster Ruhe; die überflüssigen Pferde wurden verkauft, die Reserven gingen nach Hause, die Armee war um ein Drittel an gedienten Leuten schwächer, als in den vorhergegangenen Monaten. Das war die Antwort auf die geforderte successive Kriegsbereitschaft.

Galsdorff.

Was man doch mit einer Zusammenstellung vereinzelter, aus dem Zusammenhange gerissener Thatsachen machen kann!

Büchner.

Das bin ich oft genug gewahr geworden.

Galsdorff.

Heute aber geben Sie mir den Beweis, welches schiefe Gebäude aus dem Zusammenfügen der Bausteine entsteht, die die bösartigste Partheypresse liefert. Ich will mich nicht damit aufhalten, Sie darauf hinzuweisen, was für Hindernisse auch einer solchen allmählichen Mobilmachung entgegenstanden. Wer da weiß, wie unsere Linientruppen in Baden, Frankfurt, Hamburg und im Innern verzettelt waren, wer unbefangen abwägt, ob unsere Armeeorganisation zu solchen anomalen Demonstrationen paßt, der wird ohnehin schon von Ihrer Anklage das Erforderliche abziehen. Preußens bewunderungswürdige Heeresverfassung entspricht unserer Stellung den drei anderen Continentalmächten gegenüber, sie muß die Aufgabe lösen, ein eben so starkes schlagfertiges Heer in den Krieg zu führen, das im

Frieden nur die Hälfte von dem kostet, was die Anderen dafür ausgeben. Dadurch ist sie aber an gewisse Bedingungen gebunden, von denen die Schreier gegen das Ministerium nichts wissen oder vielmehr wissen wollen. Gottlob ist indessen noch nicht jeder Preuße die Düpe des nächsten Pamphletschreibers! — Aber die richtige Einsicht liegt doch noch in ganz Anderem. Die Staatsmänner, welche Sie tadeln, gingen von der Ueberzeugung aus, daß das politische System, das zu einer solchen Lage der Dinge hingeführt hatte, verderblich und unhaltbar sei, daß Preußen jedenfalls aus dieser Situation heraus müsse, und daß es dies nicht durch einen gefährlichen und aufreibenden Krieg, sondern durch den Wechsel des Systems erzielen müsse und werde. Deswegen also verweigerten sie Opfer, die nicht blos fruchtlos, sondern, indem sie in eine fehlerhafte Linie hineindrängten, geradezu verderblich waren. Und hierin hatten sie vollkommen recht und verdienen ebenso viel Lob, als man ihnen jetzt Tadel spendet. Daß eine solche Umkehr nicht ohne augenblicklichen Verlust und Schaden abgeht, das ist nicht zu verwundern; wenn eine Firma Bankerott macht, so ist die Liquidation weder ein angenehmes noch ein einträgliches Geschäft. Der Concurscurator ist nicht zu beneiden!

Büchner.

Hier muß ich Sie doch unterbrechen. Ich habe diesen Vergleich schon mehr als einmal gehört und will mit dem inneren Zwiste unter den Theilnehmern des Handlungshauses gewiß nichts zu schaffen haben. Aber die natürlichste Gerechtigkeit fordert doch, daß Niemand den Ausgang eines Geschäftes anklage, wenn er selbst den Operationen des Hauses entgegengetreten, die günstigen Conjecturen gehemmt und zuletzt im entscheidenden Augenblick die Fonds zurückgezogen hat? Wenn eine Parthey kein anderes Programm kennt als „mit der Revolution zu brechen", so mag es ganz folgerichtig sein, daß sie die Verbindung mit Oestreich und Rußland sucht. Dann aber nehme sie auch die Folgen und Bedingungen mit hin und klage nicht diejenigen darüber an, die von anderen Vordersätzen aus zu anderen Zielen gelangen wollten. Am wenigsten aber rühme sich Ihre Parthey, die ich immer noch von den Männern am Ruder unterscheide, sie habe den üblen Ausgang vorausgesehen und verkündet. Wenn Jemand bei nächtlicher Weile hingeht und die Schienen einer Eisenbahn aufbricht, dann weiß er freilich, daß am andern Morgen der Zug dort wird Halt machen müssen. Aber es steht ihm nicht wohl an, sich dessen

zu berühmen. Wie gesagt, ich habe mit beiden Theilen nichts gemein, aber „man soll sie billig hören beide"! — Doch genug davon, darüber sind wir einig, daß nicht zu rechter Zeit und nicht in gehöriger Ausdehnung gerüstet worden war, es treffe nun die Schuld oder das Lob dabei wen es wolle! Dies einzusehen, dazu gehört weder viel politischer noch militärischer Scharfsinn. Eine andere Frage aber möchte ich Ihnen vorlegen. Sie kennen unsere heutige Armee besser als ich, und haben mehr Urtheil über die Menschen, das gebe ich gern zu. Sagen Sie mir, wenn nun aber zu rechter Zeit und im rechten Umfange gerüstet worden wäre, hatten wir Männer, die das Heer Preußens zum Siege zu führen vermochten? Wenn ich den Mangel an Kriegserfahrung in großen Verhältnissen, den Mangel an hervorstechenden Eigenschaften bedenke, so wandelt mich dabei oft einige Besorgniß an.

Galsdorff.

Die Sorge theile ich nun nicht in dem Maaße. Ich habe zwar, wie Sie vorher zart andeuteten, den Krieg nicht wirklich gesehen, aber desto mehr im Frieden darüber nachgedacht und aus der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen versucht. Auch nachdem ich den Dienst verlassen und wieder auf meiner Scholle sitze,

sind Gedanken wie die Ihrigen mir nicht fremd geworden. Je mehr man sich aber mit der Frage beschäftigt, was eigentlich den großen Feldherrn macht, je schwieriger wird es, sich darüber Rechenschaft zu geben.

Büchner.

Anhaltspunkte muß es doch für die Beurtheilung der Menschen geben?

Galsdorff.

Gerade die naheliegenden sind am wenigsten stichhaltig. Erfahrung und Uebung spielen dabei nur eine geringe Rolle. Bei untergeordneten Führern wächst die Tüchtigkeit in der Regel mit der Summe ihrer Kriegserfahrungen, bei den Feldherren ist dies keinesweges gewöhnlich der Fall. Die großen Heerführer haben fast alle schon sehr früh angefangen, sich als solche zu zeigen; denken Sie nur an Condé und Carl XII., wo schon der erste Kriegsdienst von Glanz umgeben war. Und wenn Andere, wie Bonaparte und Moreau, vor ihrem Obercommando schon irgend in niederen Stellen den Krieg gesehen hatten, so war das so unbedeutend, daß man darin unmöglich eine Vorbereitung für ihre Siegeslaufbahn erblicken kann.

Büchner.

Dann freilich müßte man die Ursachen in angebornen eminenten Eigenschaften suchen, aber ich gestehe

Ihnen, daß mir dies grade am schwersten zu begreifen ist. Ich bin durch allerlei günstige Umstände in den Fall gekommen, mehr als einen der gefeierten Helden aus den letzten großen Kriegen in der Nähe zu sehen, und ich habe nie entdecken können, wo ihnen der Cäsar oder Hannibal eigentlich saß. Sind denn die kriegerischen Erfolge, von denen die Welt erfüllt wird, immer nur durch anderweitige Umstände und Einflüsse und nicht durch die Führer bestimmt? Käme es also nur auf den blinden Griff an, daß ein solcher Glückssohn an die Spitze des Heeres träte, der, wie das persische Sprichwort sagt, wenn er in's Meer fällt, mit einem Fisch im Munde heraustaucht? Das ist doch unmöglich zu glauben.

Galsdorff.

Es wäre auch gewiß ein ganz irriger Schluß. Wenn man alle die begünstigenden Umstände, die glücklichen Zufälle abzieht, so bleibt ein Rest, der durchaus den persönlichen Eigenschaften zugeschrieben werden muß. Die Frage ist nur, welches sind die Eigenschaften, die dem sonst gar nicht unter Anderen Hervorstechenden den Lorbeer um die Schläfe winden. Eine etwa besondere tiefe Kenntniß des Kriegswesens ist es sicher nicht. Ob und wieviel man von der Natur des Krieges überhaupt wissen kann, ist sehr zweifelhaft, und gerade die

großen Helden haben oft am wenigsten positive Kenntniß davon besessen.

Büchner.

Ist es aber damit nicht wie mit jeder anderen Kunstübung? Das Wissen nimmt gegen das Können nur eine untergeordnete Stelle ein: es dient mehr der Kritik als der That.

Galsdorff.

Ohne Zweifel. In erste Linie sind gewiß die Charactereigenschaften zu stellen. Zuerst Gedanken, damit dem Feldherrn die Lage der Sache in großer Lebendigkeit vorschwebe, damit ihm zur rechten Zeit etwas einfalle. Das ist die Hauptbedingung, damit er das Heft in die Hand bekommt und nicht der Gegner. Dann bei der Ausführung: moralischer Muth, Energie des Willens, Ausdauer in der Handlung. Fasse ich aber Alles zusammen, so muß doch noch das Letzte hinzukommen, um den glücklichen Feldherrn zu machen: anfängliche Succeße. Geben Sie dem ersten besten sonst tüchtigen Soldaten drei gewonnene Schlachten, so wird er wahrscheinlich die folgenden selbst gewinnen, und ein großer General werden.

Büchner.

Das mag psychologisch ganz gegründet sein.

Galsdorff.

Der Schrecken und die vorgefaßte Meinung, die sich in dem feindlichen Heere festgesetzt, das Selbstgefühl und Vertrauen in dem unsrigen, noch mehr aber die gewonnene eigene Zuversicht und Sicherheit, die sich in dem Feldherrn selbst ausbildet, das sind die Garantien der künftigen Siege. In den meisten Kriegesfällen kommt es weit weniger darauf an, was Jemand thut, als wie er es thut!

Büchner.

Eigentlich frug ich Sie wohl mehr nach Personen, und Sie haben meine Frage höchst sachlich beantwortet. Nun, „das was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls". Aber wir würden doch beide mit gutem Muthe auf kommende Kriege blicken, und wenn wir uns auch nur auf die erbliche Eigenschaften unseres kriegerischen Regentengeschlechtes verlassen müßten, die doch Gottlob auch in dieser Zeit sich herrlich bewährt haben. Also frisch darauf, wenn der Ruf erschallt!

Galsdorff.

Nun da ich Ihre Schlachtlust gar nicht mehr zu bändigen vermag, kommt mir zum Glück Elihu Burritt

in eigener Person zu Hülfe! Guten Tag, lieber Doctor, hier sehen Sie einen Mann vor sich, der mit aller Gewalt Krieg führen will.

Sielhorst.

Daran hat der Herr Oberbürgermeister sehr Unrecht. Von allen Mitteln, einen Zwist zu entscheiden, groß oder klein, ist der Krieg jedesmal das schlechteste.

Salsdorff.

Lassen Sie daher eiligst einen Friedens-Congreß zusammentreten, um die deutschen Wirren zu lösen.

Büchner.

Soweit wie der Dresdner könnte er uns auch allenfalls führen! Wenn nur der Moment nicht zu ernsthaft für solche Scherze, zu dringend für solche Experimente wäre, diplomatische sowohl als mystische.

Sielhorst.

Es scheint, ich gerathe hier in einen lebhaften Strauß hinein! Aber weshalb, meine geehrten Herren, sind denn die friedlichen Friedens-Congresse die Ablagerung für den beiderseitigen Zorn? Erlauben Sie mir

überhaupt die Frage: haben Sie über die Sache wirklich einmal etwas mehr nachgedacht als.........

Galsdorff.

.......der Pöbel der Clubs und Journale? Etwas mehr wohl, wenn auch gewiß nicht so viel als Sie, der ja selbst in Frankfurt aus der ersten Quelle schöpfte. Ich gestehe Ihnen aber, daß ich doch lieber aus dem Christlichen und aus dem Möglichen die Richtschnur für die Geschicke der Menschen hernehme als aus solchen Combinationen, die weder mit dem Christenthum noch mit der Möglichkeit zusammengehen!

Sielhorst.

Weder mit dem Christenthum noch mit der Möglichkeit, sagen Sie? Sie halten also den Gedanken der Friedensstiftung für unchristlich und unmöglich? Gestatten Sie mir zu glauben, daß Sie sich doch wohl noch weniger damit beschäftigt haben, als Ihre Aeußerung annehmen ließ.

Büchner.

Ich wenigstens bin belehrungsfähig. Setzen Sie mir lieber auseinander, was Sie in Frankfurt in den-

selben Räumen betrieben haben, die ich unter ganz anderen Umständen kennen lernte! — Sie wollen den Krieg abschaffen und müssen mir also schon verzeihen, wenn ich mit der Frage herausrücke, wie es geschehen konnte, daß eine Anzahl verständiger Männer aus allen Theilen von Europa auf den Gedanken gefallen ist, die Geschichte von sechs Jahrtausenden hinter sich zu werfen und im Jahr 1850 urplötzlich die Welt auf den Kopf zu stellen?

Sielhorst.

Ist das Ihr Haupteinwurf? Dann dürfte ich hoffen, Sie leicht und vollständig zu bekehren. Ich brauchte Ihnen ja nur zu zeigen, daß der Friedenscongreß im Jahre 1850 nichts weniger als ein Einbruch in die Geschichte, in die reale Wirklichkeit, sondern im Gegentheil gerade einer der naturgemäßen Schritte ist, die eben seit sechs Jahrtausenden, wenn auch langsam, einander gefolgt sind. Damit würde sich zugleich die Bedingung des Herrn von Galsdorff erfüllen, denn diese Jahrtausende sind doch offenbar durch das Christliche und durch das Mögliche hindurchgegangen.

Büchner.

Sie sagen, die Abschaffung des Krieges sei schon im ganzen Laufe der Vergangenheit schrittweise vor sich gegangen. Wie verstehen Sie das?

Sielhorst.

Nehmen Sie das Wort Krieg nur nicht in seiner engsten Bedeutung, die es gegenwärtig hat, sondern in der umfassenderen jeder gewaltsamen Lösung eines Streites, so kann ich hoffen, daß Sie meiner Beweisführung zugänglicher sein werden, als es noch den Schein hat. — Wurde nicht in den Anfängen der Geschichte aller Völker jeder Zwist zwischen den Betheiligten und ihren Familien durch die Waffen ausgefochten? Was war die Blutrache anderes? Dann kämpften die kleineren politischen Elemente, die Städte, die Adelsgeschlechter ihren Streit aus; wir sind ja wohl Alle zufrieden, daß das Faustrecht abgeschafft worden. Welches war nun die Phase, in die der Krieg überging? Es machten die großen politischen und religiösen Partheyen eines Landes ihre Zwiste mit dem Schwerte aus.

Büchner.

Die Bürgerkriege liegen doch schon weit hinter uns!

Sielhorst.

Aber die Kriege zwischen den Einzelnstaaten sind übrig geblieben, und diese sind es, die der Weltgeist ebenso verbannen muß und will wie die anderen Formen der Gewalt, auf die wir mit Abscheu zurücksehen. Sind sie etwa besser als die untergegangenen? Gewiß und wahrhaftig nicht, und der Franzose hatte ganz recht, der uns zurief: toute guerre entre les nations civilisées est une guerre civile!

Büchner.

Aber mit welchen Mitteln denkt man denn diese colossalste aller Aufgaben zu lösen?

Sielhorst.

Gerade mit denselben, mit denen die vorhergegangenen überwunden worden sind: Verbot der Selbsthülfe und Entscheidung durch Spruch.

Büchner.

Uebersetzen Sie dies etwas mehr ins Gemeinverständliche, wenn es möglich ist.

Sielhorst.

Also Erklärung aller Staaten, ihre Zwiste in Zukunft nicht mehr durch Krieg, sondern durch richterliche Entscheidung zu enden; Feststellung eines allgemeinen internationalen Codex, am besten durch einen Völkercongreß; Einsetzung entweder eines permanenten Tribunals oder eines Schiedsgerichtes für den jedesmaligen Fall.

Galsdorff.

Und Aufhebung der stehenden Heere, nicht wahr?

Sielhorst.

Die erste Bedingung und der nächste Vortheil!

Galsdorff.

Aha! ich verstehe!

Büncher.

Ernsthaft gesprochen, lieber Doctor, glauben Sie wirklich an irgend eine Möglichkeit, einen solchen Riesenplan in's Leben zu rufen?

Sielhorst.

Warum nicht? Konnten alle früheren Formen des brutalen Waffenzusammenstoßes vernichtet werden,

weshalb diese letzte nicht? Jene erschienen ihrer Zeit gewiß ebenso naturgemäß und unabwendlich als uns jetzt der Krieg zwischen den einzelnen Staaten. Und ist denn nicht das Bedürfniß und die Ausführbarkeit schon von jeher anerkannt oder mindestens geahnet worden? Was thaten sonst die Amphiktyonen im Alterthum, was war die politische Thätigkeit der Concilien des Mittelalters? Wohinaus gingen die Projecte Heinrich des vierten und St. Pierre's, die Gedanken von Kant und Bentham?

Büchner.

Aber die jetzige Zeit, ihre Bedürfnisse und ihre Aufgaben, wo bleiben diese dabei?

Sielhorst.

Erkennen Sie nicht gerade darin die Zeichen der Zeit, daß der europäische Frieden im Großen und Ganzen seit 36 Jahren erhalten blieb, den unzähligen Ursachen des Zerfalls unerachtet, daß nie mehr Congresse und Conferenzen, nie mehr schiedsrichterliche Sprüche statt gefunden haben als in der neusten Epoche? Es kommt ja nur darauf an, daß diese Ueberzeugung allgemein werde, daß die Gewalt der öffentlichen Mei-

nung sich ihrer bemächtige; sie ist ja nie mächtiger gewesen als jetzt. Wozu hätte sie sonst die Tribüne und die Presse? Man fange nur an, die stehenden Heere und die Kriegsflotten abzuschaffen; zu wagen ist dabei nichts, wenn alle Staaten sich zu gleichförmigen Schritten vereinigen.

Büchner.

Wenn Jeder hierzu aufrichtig die Hand böte, so wäre freilich, wenn nicht der ganze Umfang des rêve de l'homme de bien, aber doch schon viel zu erreichen. Ich werde nichts dagegen haben.

Galsdorff.

Also, so schnell verrauschen die Fluthen Ihrer Kriegeslust! Nun ich spare mir zwar die Kritik im Allgemeinen, aber nur weil schon ein einziger Punkt dazu hinreicht. Oder denken Sie etwa nicht daran, daß die stehenden Heere im gegenwärtigen Augenblick nicht blos nach Außen, sondern vor Allem, auch nach Innen schützen müssen? Es ist schmählich und verderblich, einem äußeren Feinde zu unterliegen, aber noch unendlich schmählicher und verderblicher, in die Hände der Revolution zu gerathen. Das Jahr 1848

lastet mehr auf der Seele eines jeden treuen Preußen als das Jahr 1807.

Büchner.

Daraus würde ich nun meinerseits doch nur eine Controverse über die Ziffer der beizubehaltenden Heeresstärke ableiten, nicht über den Grundsatz. Ich will nicht alte unerfreuliche Wortkämpfe erneuern, am wenigsten bei Gelegenheit der Friedenscongresse; sonst müßte ich wiederum hervorheben, daß wenn die Regierungen ihre mächtigste Macht erkennen und brauchen wollten, so würden sie nicht der Millionen von Soldaten bedürfen, um den inneren Frieden zu sicheren. — Aber ich gebe vollkommen zu, und das wird auch unser Doctor eingestehen müssen, daß der jetzige Zustand von Europa noch sehr fern ab von einem solchen liegt, bei welchem Deutschland seine Kriegsbereitschaft wesentlich vermindern dürfte. Hierein stimme ich nicht mit manchen meiner politischen Freunde in den Kammern.

Sielhorst.

So lange, von Osten hergezogen, eine stets drohende Gewitterwolke über dem Vaterlande steht, aus der ein einziger Wille jede Stunde ein halbe Million bewaff-

neter Maschinen auf uns herabschleudern kann, so lange muß auch Deutschland freilich bereit bleiben.

Galsdorff.

Glauben Sie denn, daß es sich dabei blos um Rußland handelt, daß die anderen europäischen Mächte bei dem Zersetzungs= und Umgestaltungsprozeß in Deutschland die Hände in den Schooß legen würden?

Büchner.

Das glaubt Herr Sielhorst wohl so wenig als irgend Jemand. Bei Allem, was Deutschland wahrhaft einigt, müssen wir stets erwarten, das ganze Ausland gegen uns zu haben, das ist klar. Diesen Cabineten bei dem Prozesse unserer Wiedergeburt eine Stimme einzuräumen, ist ungefähr so viel, als wenn man bei der Stiftung eines Mäßigkeitsvereines die Brandweinbrenner, oder bei der Abfassung einer Abolitionsbill die Sklavenhändler zuziehen wollte!

Galsdorff.

Dabei bleibt nur die kleine Frage übrig, ob man es vermeiden kann. Die Stellung des Kaisers Nicolas, denn dieser ist das russische Cabinet, außer ihm

giebt es keins, fassen Sie aber viel zu klein und engherzig auf. In dem Kaiser lebt die tiefe Ueberzeugung, daß er von Gott berufen und an die Spitze der größten physischen Gewalt des Erdballs gesetzt worden ist, damit er die Ordnung Gottes in den irdischen Dingen aufrecht halte. Die untergeordneten Rücksichten auf Landerwerb, auf Ausdehnung der Gränzen seines Reiches, wie sie seine Vorgänger erfüllten, sind ihm ganz fremd. Indem er die Revolution bekämpft, ihr den Boden entzieht, sie da mit den Waffen, dort mit seinem moralischen Einflusse niederwirft, sucht er nicht sich, ja nicht einmal Rußland, sondern die Ehre Gottes und dessen Gerechtigkeit. Dieses klare Bewußtsein, dieses reine Gewissen, das ist es, was ihn stark macht, und wenn er zum Schiedsrichter geworden ist, so sind es nicht Soldaten oder diplomatische Kunstgriffe, die ihn dazu gemacht, sondern seine innere Ueberlegenheit in einer Zeit, wo schlechte Principien und furchtsame Halbheit sich die Hand geboten haben, um alle europäischen Cabinete zur Ohnmacht zu verdammen. Er ist stark, weil wir Alle schwach sind! Werden wir stark, so wird sich das Gleichgewicht der Kräfte sofort wieder herstellen!

Büchner.

Ganz vortrefflich; ich bin durch und durch dieser Meinung. Rußland ist stark, weil wir schwach sind! Daraus habe ich auch immer den Schluß gezogen, daß Preußen sich auf eigene Füße stellen müsse, damit das Gleichgewicht wiederkehre. Sie hingegen, lieber Herr v. Galsdorff, scheinen mir bei dem Satze anzukommen, daß die Stärkung Preußens darin bestehe, daß es mit der Revolution des Kaisers Nicolas breche und dazu mit ihm auf denselben Boden sich stelle. Irre ich mich nicht, so versteht nun dieser Herrscher unter Revolution nicht bloß das Pflasteraufreißen, den Barrikadenbau, die Erniedrigung und Beraubung der Kronrechte, die rothe oder dreifarbige Republik, sondern auch Alles das, was wir in unserem Sprachgebrauche deutsche Freiheit und deutsches Recht nennen. Für ihn steht die preußische Verfassung auf gleicher Linie mit der französischen, oder vielmehr sie ist ihm noch fataler. Der Kampf in Schleswig und der Kampf in Baden und der Pfalz, beides sind nur Regungen desselben Aufruhrs, Gagern und Reventlow dieselbe Art Geister wie Schlöffel und Brentano. Das ist freilich ein sehr einfaches System, aber deshalb noch kein richtiges. Ich erlaube mir, es für eine der beiden Extreme der

politischen Verirrung zu halten; wenn Sie wollen, mögen Sie das absolutistische als den Gipfel, und das radicale Extrem als den Boden betrachten, aber im tiefsten Wesen sind sie näher verwandt als irgend etwas und fühlen sich daher, alles Todthasses unerachtet, sehr zu einander hingezogen.

Galsdorff.

Das würde doch ein sehr bedenkliches Zusammentreffen geben, wenn die Attraction zum Contacte führte!

Büchner.

Wir aber, liebster Herr v. Galsdorff, wollen weder das Eine noch das Andere. Wir wollen weder von Struve und Hecker, noch von dem Kaiser Nicolas beglückt werden. Man hat uns auf das Beispiel der großen Völkerwanderung hingewiesen, wo das Abendland von Osten her durch halbwilde Stämme erobert und erneuert wurde; das waren solche, die unter rohen Formen Tugenden mitbrachten, die im Römerreiche untergegangen waren. So weit aber sind wir doch nicht gesunken, daß wir Rußland, daß wir die Cultur, die eher faul als reif geworden, zum Vorbilde gebrauchen könnten!

Galsdorff.

Sie ziehen die Frage auf das nationale Gebiet hinüber und schmähen dabei ein Volk, das Sie nicht anders als an einigen Vergnüglingen im Auslande studirt haben, die ungefähr überall gleich aussehen. Von der Naturkraft und den schönen Eigenschaften des unverfälschten russischen Volkes haben Sie nie einen Begriff erwerben können. Und auch bei Jenen, die durch die europäische Bildung hindurchgegangen sind, ist ein so allgemeines Urtheil ungerecht und tadelswerth. Hätten Sie, wie ich, unter den Schöpfern der russischen Poesie, unter denen, welche die Literatur jeder Nation als Zierde preisen würden, einen Einzigen kennen gelernt, so würden Sie wissen, daß das altrussische Kindesgemüth, die Reinheit eines jungfräulichen Herzens, auch heutzutage noch lebt und mit dem höchsten Fluge des Geistes zusammengehen kann. Fragen Sie doch Waldheim, er kann Ihnen mehr von dem Manne sagen und steht wohl nicht in dem Verdachte, von Rußland her verzogen zu sein.

Büchner.

Solche Erfahrungen habe ich allerdings nicht gemacht und will Ihnen gerne glauben. Aber gestatten

Sie mir dennoch, den Kaiser Nicolas als Bildner Deutschlands förmlich zu perhorresciren; die Herrschaft russischer Diplomaten in Berlin und Wien und die vorjährige Aufwartung in Warschau ad audiendum verbum regis haben uns kein Heil hinterlassen, wohl aber eine Schmach, die unsere Enkel noch erröthen machen wird.

Sielhorst.

Was wollen Sie, lieber Herr Büchner! Wir neigen nun einmal mehr zu den Griechen als zu den Römern. Jene riefen bei allen ihren innern Zwisten die Fremden herbei und sind auch daran richtig zu Grunde gegangen. Die Römer, mit alleiniger Ausnahme Coriolan's, nie, und sie haben sich wohl dabei befunden!

Galsdorff.

Frankreichs Zwischentritt in unseren Handel mit Oestreich wäre Ihnen wohl angenehmer gewesen?

Büchner.

Auf mich kann diese Frage kaum zielen, da ich Niemand ein Recht der Einsprache in deutsche Fragen zugestehe, bei keinem Fremden Hülfe suche!

Sielhorst.

Aber auch auf mich nicht. Ich kenne das heutige Frankreich hinreichend, um zu wissen, daß wenn man die sogenannten friedliebenden Bürger zwischen Ledru Rollin und dem Czaren abstimmen ließe, die Mehrheit sich für Rußland entscheiden würde. Ich habe keinerlei Sympathie für ein Land, in dem es dahin gekommen, daß die republikanische Staatsform blos aus der Unmöglichkeit ihr Dasein fristet, daß die drei monarchischen Partheyen sich nicht einigen können, wem sie die Krone aufsetzen wollen.

Galsdorff.

Sie würden schnell genug einig werden, wenn es sich darum handelte, einen Bruch zwischen Preußen und Oestreich zu nutzen, um das linke Rheinufer zu erobern!

Büchner.

Oder auch vielleicht in Italien einzurücken, die östreichische Herrschaft in der Lombardei zu vernichten und Savoyen an Frankreich zu bringen! Täuschen sonst gute Nachrichten nicht, so lag dieser Gedanke, wenigstens dem Präsidenten und seinen Freunden bedeutend näher, als die Gefahren Preußens zu Gunsten der östreichischen Hegemonie zu vermehren! Er ist auch praktischer als

ein Eroberungszug gegen die Rheinlande; man findet dort die glühenden Sympathien eines zertretenen Volkes und einen kriegsgerüsteten Alliirten vor und hat kaum eine englische Einsprache zu besorgen. Lauter Vortheile, die doch Gottlob an unserm deutschen Rheine noch mangeln. Der Popanz der französischen Invasion, mit dem man uns zu schrecken sucht, ist für unsre treuen Verbündeten zu Wien bedrohlicher als für Preußen!

Salsdorff.

O ja, Italien ist eine Lockspeise geblieben, seit Carl VIII. nach Neapel zog, und jetzt mehr als je! Dies widerwärtige Volk, zusammengesetzt aus Kriecherei und Hochmuth, aus Feigheit und Tollkühnheit, mit seinen Mazzini's auf dem Throne und neben dem Throne, ist ein Geschwür am Körper von Europa.

Sielhorst.

Häßliche Worte über ein schönes Land und ein Volk, das der englische Dichter wohl die Niobe der Nationen hätte nennen können! Unselige Erde, schmerzzerrissener Boden, an den doch jeder Fremde, der dort gelebt, später mit einem Gefühle zurückdenkt, wie der Exilirte an seine Heimath! Volk, das alles gegeben hat

an Europa und nichts zurück empfängt! Was wir besitzen und genießen, gehört Italien an: das Recht, der Handel, die Industrie, die Kunst, die Wissenschaft, und jetzt beschimpfen und zertreten wir das Volk, das uns aus Barbaren zu einer gesitteten Nation gemacht hat! Dort wie in dem ritterlichen und unglücklichen Ungarn, dort kämpften unsere natürlichen Verbündeten, und wir ließen sie zu Grunde gehen!

Galsdorff.

Wenn Sie alle Insurgenten der fünf Welttheile, alle Aufrührer gegen die von Gott gesetzte rechtmäßige Obrigkeit zu Preußens Verbündeten machen wollen, dann reden Sie mindestens nicht mehr von deutscher Sache und preußischer Ehre, sondern proclamiren Sie die Solidarität der revolutionären Interessen als Canon Ihrer Politik! Einen solchen Beistand aber wollen wir weder leisten noch empfangen; um keines Preises willen, auch nicht um den des Sieges über Oestreich!

Büchner.

Lassen Sie mich an Herrn Sielhorst's Stelle Ihnen einen anderen Alliirten nennen. Würden Ihre Argumente auch gegen England gelten, Ihre Antipathien

gegen eine Anlehnung Preußens zur Abwehr des angedrohten Austro-Russischen Zwanges, auch bis dahin sich erstrecken?

Salsdorff.

Wer wollte uns denn aber in London? Haben wir nicht am Rande des Krieges gegen den ganzen Osten und halb Deutschland gestanden, ohne daß das „treulose Albion", wie es Napoleon zu betiteln liebte, sich auch nur gerührt hätte? Umgekehrt, eben in diesem desperaten Augenblick wurden wir wegen der heillosen schleswigschen Händel fortwährend von dort her auf's Aergste bedrohet.

Büchner.

Leider sehr wahr, und es ist dies keine der geringen Ursachen der Katastrophe geworden, die Preußen und Deutschland so tief verwundet hat. Das Ministerium, das jetzt über diese Weltmacht verfügt, hat damit eine Verantwortlichkeit auf sich geladen, über die es sich wohl vor dem jetzigen englischen Parlamente, aber niemals vor der unpartheyischen Nachwelt rechtfertigen wird.

Galsdorff.

Mehr braucht aber auch ein Ministerium der Majoritäten nicht. Am wenigsten in England, wo der vielbelobte Mittelstand vor Allem baumwollisch gesinnt ist und erst nach weitem Intervalle dann an den Continent und seine politischen Hahnenkämpfe denkt. Die dortige Gattung von Heldenmuth ist die des holländischen Kaufmanns, der sich vermaß, den Brand seiner Segel zu wagen, wenn er durch die Hölle schiffen müßte, um seine Waaren abzusetzen! Ich bin überzeugt, mehr als ein ehrsamer Wähler in der City begreift nicht, um mit Clemens Brentano zu reden, weshalb der Herr für unsere Sünden gestorben ist und nicht lieber in Birmingham eine nützliche Calicotfabrik angelegt hat.

Sielhorst.

Ihrem englischen Characterbilde geht es eben so wie dem russischen, das Sie Herrn Büchner vorwarfen. Wer England näher gesehen, der bleibt nicht an so äußerlichen Vorstellungen kleben. So obenweg kann man nicht über dieses merkwürdige Land und Volk urtheilen, das gemischter und einiger, praktischer und sinnender, baumwollischer, wie Sie zu sagen belieben, und doch christlicher, verschlossener und offenherziger, zögernder und

energischer, schüchterner und furchtloser als irgend ein anderes ist. Allerdings frägt man dort zuerst danach, was England zuträglich ist, aber das versteht man auch vollkommen.

Büchner.

Nur für den jetzigen Fall muß ich es durchaus läugnen. Hätte das Cabinet wirklich England's höchsten Vortheil und seine eigenen Pflichten verstanden, so hätte es nicht in der deutschen Frage die Rolle gespielt, die es drei Jahre hindurch fortgeführt hat. Jede gesunde englische Politik mußte darauf hinführen, sich fest und entschieden an Preußen anzuschließen und gegen Oestreichs Pläne aufzutreten, man mochte die Krise nun unter dem constitutionellen, dem confessionellen, oder dem materiellen Gesichtspunkt betrachten. Statt dessen verharrte der eine Theil des Cabinets in der absolutesten Blindheit, klammerte sich an die vereinzelte schleswigsche Sache an und fabelte von preußischem Ehrgeize!

Sielhorst.

Ach Gott, wenn wir doch ehrgeiziger gewesen wären!

Büchner.

Ja wohl, ja wohl! — Der andere Theil, der Palmerston'sche Kreis, wußte etwas mehr von dem wirklichen Stand der Dinge, und man kann ihm auch gewiß keine Zärtlichkeit für Oestreich Schuld geben. Aber er fand es im Interesse seiner inneren Stellung zweckdienlich, auf diesem Gebiete, auf dem quasineutralen der deutschen Politik, den Tory's etwas zu Willen zu leben. Eine Entschuldigung für dieses Verfahren kann der Staatssecretair des Auswärtigen schwerlich in den höchsten Regionen suchen; dort soll die deutsche Sache deutlicher erkannt und mitempfunden worden sein wie leider an vielen deutschen Höfen; edle Herzen schlugen für die Sache unseres theuren Vaterlandes, und klare Augen sahen, was zu thun gewesen wäre. Aber die öffentliche Meinung wurde irre geleitet auf alle Weise, nicht ohne sehr directe Nachhülfe des betheiligten Auslandes, und die irregeleitete öffentliche Meinung beschönigte nun wieder die Handlungen und Unterlassungen des Ministeriums.

Galsdorff.

Machen Sie aber solche Betrachtungen, deren Richtigkeit ich auf sich beruhen lassen muß, nicht etwas

irre an Ihrer Begeisterung für eine Regierungsform, bei welcher der Minister eine solche Allmacht üben kann, wenigstens auf einem so inhaltsschweren Gebiet wie die auswärtige Politik? Was für ein Unterschied bleibt denn noch zwischen dem englischen und dem französischen Constitutionalismus? Da und dort, ich meine unter Louis Philipp's Musterverfassung, sehe ich allmächtige Kammermajoritäten, die aus Wahlen hervorgehen, bei denen Geld und Versprechungen die Stimmen des freien und gleichen Volkes werben und vertreten. Wissen Sie hierüber Anderes von England als von Frankreich?

Büchner.

Es würde sehr weit führen, wenn ich dahin trachten wollte, Ihnen die totale Verschiedenheit der englischen und französischen Zustände so nahe zu rücken, wie sie mir vor Augen stehen. Aber was dabei ähnlich aussieht, ist Schein, und was verschieden, ist die Wirklichkeit. Die Franzosen haben nie nach Freiheit gerungen, sondern eigentlich immer nur nach Gleichheit, die Engländer aber opfern noch zur Stunde alle Gleichheit der Freiheit. Wer in England bei den Wahlen besticht, der giebt sein eigenes Geld, in Frankreich aber giebt oder verspricht er das Geld des Staates.

Galsdorff.

Beides ist nicht schön. Wenn ich Ihnen, lieber Büchner, dieses aber Alles für das heutige England noch zugestände, wird es auch morgen noch so sein? Mich dünkt, statt der alten englischen Partheyen treten jetzt die Continentalgegensätze dort in Wirksamkeit. Bald genug werden wir nicht mehr von Tory's und Whig's, sondern von Conservativen und Radicalen und etwa einer richtigen Mitte reden hören. Ihr Peel, den Sie neulich bis in die Wolken erhoben, hat dazu den ersten Anstoß gegeben und vielleicht Altengland hierdurch mehr gefährdet wie alle Gegner.

Büchner.

Wahres und Irriges ineinander! Das ist ganz richtig, daß die alten Partheyen dort zurücktreten, oder vielmehr ihren Charakter verändern. Sonst drehte sich die Stellung um einen einfachen Gegensatz. Die Einen herrschten, und die Anderen wollten herrschen, und mit ihnen ihr politisches System. Jetzt aber ist die Schärfe und Schneide der Systeme abgebrochen; die Whig's möchten den Forderungen der Zeit zögernd nachgeben, die Tory's ihnen zögernd widerstreben; der Accent für beide liegt aber auf zögern. Diese Par-

theyen als solche haben sich wirklich überlebt und werden andern Gestaltungen des öffentlichen Bewußtseins Platz machen. Peel's unsterbliches Verdienst ist es, daß er sich zuerst aus den traditionellen Fesseln losgemacht, daß er zuerst auszusprechen wagte, die Regierung müsse sich nicht auf Partheycombinationen stützen, sondern auf den inneren Werth ihrer eigenen Maßregeln. Dahin wird es kommen müssen, wenn auch noch durch üble Zwischenzeiten hindurch, von dem die letzte Ministerialverlegenheit, die das Land Tagelang buchstäblich ohne Regierung ließ, schon eine Probe gegeben hat.

Galsdorff.

Apropos, Sie haben ja diese Operation genauer verfolgt. Mir schien die ganze Ministerkrise, die uns so lange in Spannung hielt, darauf hinaus zu laufen, daß weder die Whig's noch die Tory's Lust hatten, es darauf ankommen zu lassen, das Parlament aufzulösen. Die Wahlunruhen mochten beiden Theilen nicht sonderlich behagen. Sie sehen, daß es doch auch im constitutionellen Musterstaate Fanatiker der Ruhe giebt.

Büchner.

Nur ist die Gattung nicht ganz so wüthend gemäßigt wie die unsrige. Eben habe ich einen Brief meines alten Bekannten Crusius in der Tasche, der ein Prachtexemplar der Art ist. Constitution und Deutschland waren das Panier, das er hoch emporhielt. Jetzt schreibt er mir in naivster Weise, die Entdeckung, daß man den Flachs auf der Baumwollenspinnmaschine verarbeiten könne, sei für Preußen wichtiger als alle parlamentarischen Arbeiten, denen er in Frankfurt und Berlin obgelegen habe. Ja, damit diese segensreiche Zukunft nicht etwa durch tollkühne Schilderhebungen unterbrochen werde, unterzeichnet er Dankadressen für den doppelten Novembermann! Adressen, die der Rath Deder umhersendet, die Stütze der „guten Sache" in jenem Bezirke!

Galsdorff.

Zu der guten Sache des Beamtenthums, einschließlich der Ablösungsgesetze und der Gemeindeordnung, bekenne ich mich nicht im Geringsten. Das aber kann ich doch nicht blos von meinem, sondern auch von Crusius Standpunkte aus nur im höchsten Grade gerechtfertigt finden! Wollte Gott, alle Adressen dieses letzten

Jahres hätten eine eben so richtige Adresse gehabt! Lassen Sie aber alles Partheywesen bei Seite; ich verlange weder von Crusius noch von Ihnen, daß Sie sich mit mir zu den höchsten Principien bekennen, zu denen, die allein den Staat unter den Menschen dauernd zu befestigen vermögen. Aber wer auch nur die Segnungen eines festen und gesicherten Zustandes genießen will, der muß es den Männern hohen Dank wissen, die sich geopfert haben, um Preußen diesen Zustand zu verschaffen. Crusius mag sonst von Herrn v. Manteuffels Politik denken, was er Lust hat, daß er es ihm aber von Herzen dankt, aus der schwülen gewitterschwangeren Atmosphäre erlöst zu sein und wieder eine gesunde ruhige Luft zu athmen, das wird ihn wohl Niemand verdenken.

Büchner.

So, glauben Sie? Gerade dieser leidige Trost erscheint mir als der allernichtigste. Der jetzige Zustand von Deutschland ist ein durchaus trügerischer, unhaltbarer. Die Fragen sind nur verläugnet, keine beantwortet. Sobald von irgend einer Seite eine europäische Krise hereinbricht und die physische Macht der östlichen Allianz lähmt, so werden die unbeantworteten Fragen

furchtbar wieder erschallen. Wo ist das Vaterland, das Ihr uns schuldig seid, so werden die Deutschen rufen! Wo unsere Ehre, die wir Euch anvertrauten, die Preußen! Keine ausweichende, halbe, beschönigende Antwort, mit denen jetzt Alles abgethan scheint, wird dann genügen. Der Sturm wird losbrechen, die Fluthen den Boden des Vaterlandes wieder zu überschwemmen drohen!

Galsdorff.

Das heißt, Sie prophezeien eine zweite Auflage des Märzes 1848! Oder wünschen Sie vielleicht sogar?

Büchner.

Ich verabscheue die Argumente durch Dachziegel und Pflastersteine, eben so wie deren bloße Widerlegung durch Kartätschen, und ich hoffe, daß uns die Vorsehung bewahren wird vor der Wiederholung jenes gräulichen Schauspieles. — Weshalb sollte ich Ihnen nicht meinen letzten Gedanken aussprechen? Wenn es Ihnen und Ihren Sinnesgenossen nachginge, so würde freilich jener Moment, den ich so bestimmt vor mir sehe wie die Sonne, die dort niedergeht, dieselbe gewaltsame Lösung suchen und finden wie vor drei Jahren.

Sielhorst.

Und die Revolution wird nicht vor den Thronen stehen bleiben wie damals!

Salsdorff.

Wirklich? Dabei müßten wir doch auch sein, mein radikaler Freund! — Aber auf Ihrer Seite, lieber Büchner, was würde dort geschehen? Wird die Bürgerwehr wieder „einschreiten", das heißt die wilde Revolution in die zahme zurückführen?

Büchner.

Auch auf der Seite, wo ich stehe, sind leider sehr Viele so tiefem Unmuthe verfallen, so vollständig verzweiflend an den Fürstengeschlechtern Deutschlands, daß ich lieber die Augen wegwende von dem, was über uns hereinbrechen könnte. Aber eben deshalb kommt Alles darauf an, daß die wilden Strömungen vorhandene Betten und Canäle vorfinden, in die sie sich ergießen und regeln. Das ist die unermeßliche Bedeutung der constitutionellen Verfassungen, ganz besonders der preußischen, das ist der Unterschied gegen den März 1848. Das ist der Hort des Volkes wie der Krone, und er wird sich dann bewähren!

Galsdorff.

In dieser Art verstehen Sie demnach die Haltung der Centren der preußischen Kammern! Darum sind sie so großmüthig und machen die Faust im Sacke, wenn auch nicht in der Asche! Die Enthüllung ist belehrend.

Büchner.

Ich glaube nicht, daß die Männer, die Sie meinen, irgend etwas verbergen und irgend einer Enthüllung aus dem Wege gehen. Ich theile nicht das Verfahren, welches sie beobachten; es hat meiner Ansicht nach überwiegende Nachtheile, giebt dem Ministerium eine falsche Zuversicht und dem Lande eine falsche Meinung von seinen Vertretern. Aber ich begreife die löbliche Absicht; sie wollen wenigstens den letzten Rettungsweg nicht zertreten wissen und bis dahin schweigen und harren.

Galsdorff.

Mögen sie doch nur ja in diesem Schweigen verharren; man wird sie nicht aufwecken. So hinterlistig sind die „weißen Jakobiner" nicht, wie man sie machen will; sie stellen keine Fallen. Ich glaube vielmehr, daß sie den kommenden Dingen mit großer Ruhe

und mit um so mehr Zuversicht entgegen gehen, als man den deutschen Hirngespinnsten nicht die preußischen Realitäten zum Opfer bringt. Um der deutschen Einheit willen wird Preußen nicht aufstehen. An diesem Schwindel hat man nach und nach genug bekommen. Die Lectionen des Jahres 1848 sind doch nicht ganz spurlos vorübergegangen!

Büchner.

Wie leicht wäre es mir, darauf zu antworten, wie leicht, Ihnen zu zeigen, daß heute wie vor drei Jahren eine große Zahl, und wahrhaftig nicht die schlechtesten Preußen, Deutschland im Herzen trägt, und daß eine andere Zahl Deutschland wie damals im Munde führt, und daß beide das Wort wieder aussprechen werden, wenn die Stunde gekommen ist! Aber ich schweige von Deutschland und rede von Preußen, von Preußen, dessen Stellung, der Preis zweier glorreicher Jahrhunderte, vernichtet worden ist. Glauben Sie mir, nicht Viele zwischen dem Rheine und der Memel bekennen sich zu der Entdeckung jener Zungendrescher der Bußfertigkeit, daß Preußen seit dem November 1850 seine vollberechtigte Stellung als europäische Großmacht wieder gewonnen habe; sondern sie wissen das Umgekehrte.

Diese Sünde wird gebüßt werden müssen durch einen Waffenkampf auf Leben und Tod. Eben was man hat um jeden Preis vermeiden wollen, was gerade in die jetzige klägliche Lage gelockt hat, das wird zehnfach hervorbrechen: der Krieg gegen Oestreich, bis ein Theil völlig am Boden liegt. Wird aber Preußen nicht gerade dann durch die unwiderstehliche Gewalt der Umstände hinübergedrängt werden zur Verbindung mit dem revolutionären Geiste, den auch ich so bezeichne? Wird man dann, wenn es um Sein oder Nichtsein gilt, noch peinlich abwägen d ü r f e n, weß Geistes Kind die Verbündeten sind, die für Preußen und gegen Oestreich eintreten? Wird man dann noch die Kräfte als feindselig von sich stoßen k ö n n e n, die den gebrechlichen Kunstbau der östreichischen Monarchie von einander sprengen, und an den treulosen Dynastieen in Deutschland das Vergelteramt üben werden? Daß es je dahin komme, das war es, was wir hindern wollten, was auch die preußische Regierung zu wollen schien, indem sie sich an den besseren Geist der Nation wandte, und Oestreich gegenüber eine feste Selbstständigkeit behauptete. Beides ist im November zu Grunde gegangen, das ist mein Schmerz für die Gegenwart, das ist mein Grauen vor der Zukunft!

Galsdorff.

Wie wenig Wahres, wie viel Falsches, wie wenig Preußisches, wie viel Gothaisches in Ihren Worten, lieber Büchner! Wo sollte ich anfangen, um Sie zu widerlegen, oder vielmehr um die Thatsachen, die Sie wie durch ein façettirtes Glas betrachten, wieder an ihre richtige Stelle zu bringen! Sie zählen sich ja auch zu den Conservativen und sollten unserem demokratischen Freunde kein so übles Beispiel geben. Ich glaube, wir müßten in so folgereichen Augenblicken nur an das Vaterland und nicht an unsere Partheyleidenschaften denken und nichts verlautbaren, was dazu angethan wäre, die Regierung herabzusetzen, ihr alles Vertrauen und ihren Maßregeln allen Erfolg zu entziehen.

Büchner.

Gewiß und wahrhaftig auch meine Ueberzeugung! Ich halte es nur für gestattet, den Blick in die Vergangenheit und in die Zukunft zu richten, nicht die Gegenwart und ihre gefährlichen Aufgaben zu zerlegen. Erlauben Sie mir aber die bescheidene Frage, ob Ihre Parthey dieser Pflicht eingedenk geblieben ist, als mißliebige Personen an der Regierung Theil nahmen und mißfällige Schritte von ihnen ausgingen? So weit

mein Gedächtniß reicht, war dies durchaus nicht der Fall. Ihre Presse, Ihre Redner, Ihr Verkehr mit Nah' und Fern griffen jene Personen und jene Maßregeln mit allem und jedem Mittel an; die ernsthafte Anklage und der mittelmäßige Scherz, die grobe Insulte und die subtilere Verläumdung, die Verdächtigung der Absichten und die Schmähung der Handlungen, alles dieses wechselte in rastloser Folge. Wenn zu jener Zeit irgendwo im Inlande oder im Auslande noch Jemand der preußischen Regierung vertrauete und ihren Gang unterstützte, so war dies gewiß nicht die Schuld Ihrer Parthey. Ich liebe gar nicht jene Personen und billige gar nicht ihr System, aber ich hätte doch gewünscht, daß die Parthey, die sich vorzugsweise die Königliche nennt, bei den Regierungshandlungen, welchen der König seine freie Genehmigung gegeben, nicht die äußerste Linke überboten hätte. — — Doch meine Casinostunde ist vorüber, wir müssen uns trennen, wie so oft schon ohne andere Gemeinschaft als den guten Willen. An diesen glaube ich bei Ihnen, lieber Herr von Galsdorff, trauen Sie ihn auch mir zu!

Zehntes Gespräch.

Galsdorff.

Hier bringe ich Ihnen den Abdruck der Stahlschen Rede, den Sie wünschten. Sie werden daraus einen vortrefflichen Ueberblick über die jetzige Lage der schleswigschen Sache gewinnen, die uns noch zu guter Letzt ein März-Minister in so übelriechenden Nebel zu hüllen gesucht hat.

Themar.

Aufrichtig gesprochen, war das gar nicht der Grund meiner Bitte. Wer weiß, ob ich in der Sache selbst mit Stahl harmoniren würde. Ich habe es nur mit der oratorischen Seite zu thun. Da ich nun einmal das beneidenswerthe Mißgeschick gehabt habe, in keiner der Nationalversammlungen, Kammern und Parlamente zu

sitzen, auch vom Besuchen der Volksversammlungen und Club's durch mannigfaltige Gründe abgehalten worden bin, so muß ich schon sehen, wie ich die hervorstechenden Redner auf andere Weise kennen lerne. Aber das geschieht in großartigster wissenschaftlicher Partheylosigkeit; sehen Sie, da liegt Vincke's Rede über „die Lage des Landes", die mir Büchner verehrt hat.

Galsdorff.

O weh, die legen Sie doch ja nicht zu der meinigen; sie könnten sich anfallen wie einst in dem Erfurter Sprechvereine! — Welche Fluth von Schwatzhaftigkeit hat sich doch seit drei Jahren über Deutschland ausgegossen! Unsere Demosthene sind nur leider noch nicht aus der Periode ihres Vorbildes herausgekommen, wo er noch mit den Steinen im Munde sprach!

Themar.

An dem Inhalte habe ich auch nicht immer viel Freude gehabt. Aber rein technisch betrachtet, kann ich Ihrer wegwerfenden Aeußerung ganz und gar nicht beitreten. Im Gegentheil, es gehört zu meinen großen Verwunderungen, daß in dieser Nation, die nie Uebung gehabt in dem, was man öffentliches Leben nennt, ohne

allen Uebergang und Vorbereitung eine so beträchtliche Zahl von Rednern hervorgetreten ist, die man stets und überall gepriesen haben würde, in Athen wie in London.

Galsdorff.

Das ist bedeutend mehr, als ich gewahr geworden bin. Aber ich will zugestehen, daß mir das ganze Treiben der Rednerbühne zu widerwärtig ist, als daß ich das darauf Gesprochene immer mit gehöriger Unbefangenheit zu würdigen vermöchte.

Themar.

Das heißt, was in Ihrem Sinne geredet wurde, gefiel Ihnen stets, und das Andere nie?

Galsdorff.

Ganz so schlimm ist es nicht; Sie müssen bei meinen Ausbrüchen über die Zeit schon immer etwas abziehen. Aber das rechte Wort an der rechten Stelle, wie Pope verlangt, ist doch wirklich auch nicht häufig gewesen.

Themar.

Ich kann nur meine Erfahrungen im Lehramte und die daraus geflossenen oratorischen Excurse anfüh-

ren. Da habe ich es aber zehnmal empfunden, daß um gut zu reden, vor Allem eine feste Richtung des Willens erforderlich ist; nichts stört mehr als Zerstreuung, Unbestimmtheit und Lässigkeit. Darin liegt eben das Wesen der wahren Rede; sie soll in stetigem Fortschreiten nach einem deutlichen Ziele streben. Einen solchen Gipfelpunkt muß jede Rede haben, alles Vorhergehende ist Vorbereitung, alles Nachfolgende ist Erläuterung. Es kann nicht Aufgabe des Redners sein, irgend eine Wahrheit überhaupt zu beleuchten, das ist die Sache des philosophischen Denkers, oder irgend ein Gefühl darzustellen, das fällt der Poesie und Kunst anheim. Der Wille der Zuhörer ist es, auf den es der Redner abgesehen hat, und darum muß in ihm selbst der eigene Wille, und zwar ein gestählter und concentrirter, hervortreten. — Mit dem Schreiben ist es nicht ganz so, hier spielt die eigentliche Fertigkeit eine größere Rolle.

Galsdorff.

Woran liegt aber nur die gewaltige Ueberlegenheit der Wirkung bei der freien Rede auch über die beste schriftliche Abfassung? So oft ich dies auch habe an

mir selbst erproben müssen, ist es mir doch noch nicht recht deutlich geworden.

Themar.

Ja, Sie können noch weiter fragen; worin liegen die Unterschiede in der eigentlichen ethischen Wirkung bei Reden von verschiedener Art? Wie spiegelt sich in dieser Wirkung die Art der Hervorbringung ab, ob die Rede eine völlig ausgearbeitete, oder eine blos nach logischem Schema durchgeführte, oder endlich eine ganz aus dem Augenblick geborne ist? Es hat mich stets ungemein interessirt, diese Gegensätze zu zergliedern und in ihren Erfolgen zu studiren, denn jedem kommt ein besonderes Feld zu, und jedem ein besonderer Effect.

Galsdorff.

Ebenso bedeutsam als die Kunstformen der Rede sind aber doch die Individualitäten der Redner selbst. Ich meine natürlich nicht ihre Personen, denn leider sind oft die vortrefflichsten Männer die langweiligsten und unfähigsten Redner, sondern ihren rednerischen Character. Die Hauptsache besteht meiner Zuhörererfahrung nach immer darin, daß der Redner gleich von Hause aus seinem Auditorium die Zuversicht einflößt, daß er es nicht

mißhandlen, sondern in gemessener Zeit wieder freilassen werde. Dazu dient eine scharfe gegliederte Exposition, die gleich zeigt, was man zu erwarten, und durch welche Zwischenstufen man nachzufolgen hat. Wenn man so ein bestimmtes Ende vor sich sieht, dann läßt sich der Zuhörer viel gefallen, dahingegen sofort die Ungeduld erwacht, sobald in ihm der schreckliche Gedanke aufsteigt, in dieser Manier könne der Redner wohl füglich den ganzen Tag fortfahren ohne innere Nöthigung zum Schließen! Jedermann verträgt das Vorlesen eines schlechten Sonnett's, aber nicht einer bandwurmartigen Reihe von Terzinen!

Themar.

Sie geben mir ja da die werthvollsten Beiträge zu meinen Studien über die sittlichen Bedingungen der oratorischen Wirkung! Besonders wenn Sie dabei noch die persönlichen Unterabtheilungen gelten lassen. Fragen Sie sich, woraus der unleugbar große Eindruck der Gagern'schen und ähnlicher Reden in Frankfurt herverging, so müssen Sie diesen in die Persönlichkeit des Redners legen, in die eigene Ueberzeugung, die aus seinen Worten sprach. Nehmen Sie Redner wie Döllinger, Camphausen, Simson, Rießer,

Stahl, Robert Blum, so ist es die Logik der Gedanken und die Klarheit des Ausdrucks, in denen die Kraft ruhte. Ganz andere Effecte erzeugt die Kühnheit und Schlagfertigkeit, die an Vincke, Ludwig Simon, Vogt und Lichnowsky bewundert wurde.

Galsdorff.

Nun das muß ich wenigstens bekennen, daß Ihre wissenschaftliche Unpartheylichkeit hier in großartiger Weise an den Tag tritt! Sie machen eine sehr bunte Reihe und preisen dabei auch Namen, die unsereiner nicht ohne vorgängige Entschuldigung in den Mund nimmt. Wollen Sie nicht daran gleich das Bedauern knüpfen, daß Deutschland jene schönen Talente jetzt zum Theil entbehren muß!

Themar.

Lieber Herr v. Galsdorff, ich bin nicht gerade verdächtig, die Gesinnung Robert Blum's und Vogt's zu theilen, aber Sie berühren da doch eine sehr ernste Seite. Es ist in einer so zerrissenen Zeit wie die unsrige eine eigene Sache um die politischen Verbrechen und ihre Bestrafung! Wir sind nicht mehr wie vor Jahrhunderten von einer politischen Atmosphäre

umgeben, in der Jeder von der Geburt an die volle Sicherheit über Recht und Unrecht auf diesem Gebiete einathmet.

Galsdorff.

Daran liegt es nicht, das gebe ich nicht zu. Die Menschen, die Sie nennen, wußten und wissen sehr gut, was recht ist, aber sie wollen es nicht. Ich kann hier keinen Unterschied finden mit dem Mörder, dem Dieb, dem Verbrecher jeder Art. Im Gegentheil, solche sind durch verwahrloste Erziehung und augenblickliche Noth oft weit mehr zu entschuldigen. Ich liebe die Jury nicht, denn ich will Richter haben, die unter dem Gesetze und über den Partheyen stehen, und nicht Geschworene, die sich über das Gesetz stellen und unter den Partheyen stehen. Aber wenn ich als Geschworner da säße, so würde ich den politischen Verbrecher mit leichterem Herzen zum Tode verdammen als den armseligen Straßenräuber!

Themar.

Weil Sie sich nicht die Mühe geben, auf mein Bedenken näher einzugehen. Sie sagen: die politisch Straffälligen wollten nur nicht was sie wußten; das ist

aber eben die Frage, die in unseren heutigen Seelenzuständen nicht mit einem so ausnahmslosen Ja beantwortet werden kann. Freilich sagt man nur in einzelnen Fällen von irgend Jemand, „er weiß nicht, was er will", aber diese Begriffe gehören zusammen. In Zeiten, wo die Menschen nicht mehr wollen, was sie wissen, wissen sie auch nicht mehr, was sie wollen. Das wahre Verhältniß der Glieder des Organismus ist aus den Fugen gehoben; nicht bloß das Fleisch streitet gegen den Geist, sondern dieser auch gegen sich selbst. Dieses, was Möhler einst von dem Zustande des sündhaften Menschen überhaupt sagte, gilt in gewissen Epochen auch in speciellster Anwendung für den staatlichen Organismus.

Galsdorff.

Haben Sie denn aber ein christliches Bedenken gegen die Bestrafung politischer Verbrecher? Das würde ich mit Ihren Grundanschauungen durchaus nicht zusammen reimen können.

Themar.

Ist auch nicht von nöthen. Ich weiß, daß die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst in der Hand hat.

Aber in Anwendung dieses Rechts oder dieser Pflicht, da thut sich die Nothwendigkeit auf zu ernstester Gewissenserforschung des Richters wie des Schuldigen. Die politische Leidenschaft und ihre wechselnden Phasen dürfen nicht an die Stelle der ewigen Gerechtigkeit treten, und hiergegen schützt nicht die ordnungsmäßige gesetzliche Form. Denken Sie an England, das Land, dessen Geschichte fast anderthalb Jahrhunderte hindurch von der Hand des Henkers geschrieben wurde, und zwar bei den entgegengesetztesten religiösen und politischen Motiven doch stets in bester formaler Ordnung!

Galsdorff.

Da kommen Sie in Sielhorst's Departement. Er hat bei seiner englischen Reise diese Blutspuren mit besonderer Liebhaberei verfolgt, dafür aber auch bei dem Monumente der Märtyrer in Oxford Visionen erlebt. Sonderbar genug, daß gerade unser Doctor, der entschiedene Läugner alles Uebersinnlichen, dergleichen Anwandlungen hat, die ihn um so mehr ärgern, als er sie nicht glauben darf. Hat er Ihnen seine Erlebnisse erzählt?

Themar.

Sie thun ihm einigermaßen Unrecht; Sielhorst ist kein Läugner, sondern ein Zweifler. Das war Thomas auch, und wer weiß, ob auch ihm nicht einst die Finger in die Wunden gelegt werden! Erzählt hat er mir übrigens seine Gespenstergeschichte und sie dabei selbst auf's Lebhafteste bestritten.

Galsdorff.

Apropos, ich habe Sie immer schon fragen wollen was Sie von Gespenstern halten, und fasse daher diese Gelegenheit. Rücken Sie heraus!

Themar.

Vorläufig würde ich mich auf Kant zurückziehen, die Möglichkeit der Erscheinung Abgestorbener im Allgemeinen durchaus zugeben, aber mir im Besonderen vorbehalten, jede einzelne zu bestreiten.

Galsdorff.

Das ist schlimm; ich möchte Sie so gern zur Stiftung eines Vereines für Beförderung des Gespensterglaubens anwerben.

Themar.

Ei wer weiß, ob ich nicht wenigstens als auswärtiges Mitglied in diese gemeinnützige Anstalt einträte! Freilich aber mit sehr viel Rückhalten und Vorsichtsmaßregeln.

Galsdorff.

Nun wir machen mehrere Stufen der Einweihung. Wenn Sie nur nicht gleich von der Meinung ausgehen, jede Geistererscheinung müßte nothwendigerweise Betrug oder Selbsttäuschung sein. Es giebt in der That nichts Seichteres als die Art, wie die Gespensterläugner ihre Verneinung begründen wollen. Ich bin hierin bei sonst ganz verständigen Leuten auf solche Albernheiten gestoßen, daß man nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll. Mein Pfarrer, mit dem ich zur Strafe meiner Sünden behaftet bin, hat mir die neuesten Proben davon geliefert.

Themar.

Vermuthlich hat er Sie auf die immensen Fortschritte der Naturwissenschaft und die Masse des Lichtes verwiesen, mit der die Weltweisheit des Jahrhunderts die Nebel zerstreut habe, die seit Anbeginn der Zeiten auf dieser dunklen Region lasten.

Galsdorff.

Freilich. Ich habe ihm vergeblich vorgehalten, daß eine nur einigermaßen gründliche Bekanntschaft mit dem Umfange der gewonnenen Erkenntniß sogleich zeige, wie wenig die dürftigen Fragmente dessen, was wir von der umgebenden Natur wissen, zu einem Widerspruche berechtigen. Man stelle die ganze Mathematik, Physik, Chemie, Physiologie und Psychologie der Gegenwart zusammen und suche etwas darin, was als ein irgend haltbarer Beweis gelten könne, daß die Seele eines Abgeschiedenen keine Gestalt annehmen und bemerkbar werden könne! Und nun vollends seine theologischen Einwendungen waren zum Verzweiflen.

Themar.

Hat er Sie nicht vielleicht darauf aufmerksam gemacht, daß derjenige, welcher an die Möglichkeit und Wirklichkeit der Wiedererscheinung Abgeschiedener glaubt, sehr nahe daran ist zugeben zu müssen, daß zwischen dem irdischen Tode und dem Eingange in ewigen Lohn oder ewige Verdammniß ein Zwischenzustand liegen müsse?

Galsdorff.

Natürlich habe ich das hören müssen und ihn mit der Erwiederung entsetzt, daß ich in der Annahme

des Hades, des Scheols gar kein Bedenken fände. Es hat wahrhaftig die ganze Heftigkeit der ersten Reformationszeit dazu gehört, um diese Lehre wegen der daraus erwachsenden Mißbräuche zu verwerfen. Ein Christ kann und darf nicht gegen die Zulässigkeit der zeitweiligen Rückkehr aus dem Zwischenzustande sprechen.

Themar.

Darin gehen Sie zu weit, lieber Herr v. Galsdorff. Weder die Schrift noch die Kirchenlehre enthält ein Gebot, daß man die Wirklichkeit der Erscheinung Abgeschiedener glauben oder läugnen solle; es ist dies daher eine jener Angelegenheiten, über welche sich ein Christ unbeschadet seines Heiles den Ansichten hingeben darf, welche ihm die größte Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheinen. Es kommt also auf die historischen Zeugnisse an.

Galsdorff.

Manchen Andeutungen der heiligen Schrift gegenüber kann ich Ihnen diese Freiheit nicht absolut zugestehen. Aber ist denn der allgemeine ungetheilte Glauben aller Zeiten und Völker und insbesondere der gesammten Christenheit nicht der ernstlichsten Betrachtung

werth? Bis zum 18. Jahrhundert würde man in ganz Europa Jeden, der die Möglichkeit der Gespenster geläugnet hätte, geradezu für einen Gottesläugner gehalten haben. Wie viele Männer, die die höchsten Zierden der vergangenen Jahrhunderte gewesen, Helden, Staatsmänner, Kirchenlehrer aller Confessionen, Gelehrte aller Art, Meister jeder irdischen Wissenschaft haben nicht allein an die Wirklichkeit der Geistererscheinungen fest geglaubt, sondern auch geradezu behauptet, daß sie deren selbst gesehen!

Themar.

Man würde Ihnen die Dunkelheit des Mittelalters entgegen stellen und den Einwand des classischen Alterthums machen.

Galsdorff.

Mit großem Unrechte. Ist Cäsar nicht dem Brutus erschienen? Erzählt Sueton nicht, daß Nero von den Schatten seiner Mutter geplagt wurde, und Dio, daß Caracalla oft die Schatten seines Vaters und Bruders gesehen, oder Plinius, daß dem Athenodorus durch ein Gespenst der Ort angezeigt worden, wo dessen Gebeine verscharrt wären? Selbst Lu-

crez, der Läugner der Unsterblichkeit der Seele, wagt so wenig die factische Wahrheit der Gespenster in Abrede zu stellen, daß er sie sehr künstlich aus einer Abschälung des Leichnams erklärt, die sich verdichte und sichtbar werde.

Themar.

Vortreffliche Vorstudien für den zu stiftenden Verein! Ich muß sie sogar noch mit den Zeugnissen des heiligen Augustinus, Hieronymus, Justinus des Märtyrers und Gregor des Großen vermehren, die Aehnliches aussagen!

Galsdorff.

Gelten denn nun diese glaubwürdigsten Zeugnisse nichts gegen die aus den trübsten Quellen geflossene Aufklärung eines halben Jahrhunderts? Nicht etwa eine höhere Erleuchtung ist es, die jenen Glauben aus den Gemüthern des jetztlebenden Geschlechtes vertilgt hat, sondern gerade der geistige Stumpfsinn, der grobe Materialismus, der keine andere Wahrheit kennt als die der fünf Sinne, und es dann freilich leicht hat, sich des Glaubens an Gespenster zu erwehren.

Themar.

Es bleibt doch noch manche Seite der Bedenken, die Sie nicht berührt haben. Man wird Sie fragen, wie es zugehe, daß sonst, als man an Gespenster glaubte, so viele erschienen seien, jetzt aber Niemand dergleichen erlebe.

Galsdorff.

Niemand erlebe? Nichts unrichtiger als diese Behauptung! Die bestimmte Erklärung, Gespenster gesehen zu haben, wird bis zum heutigen Tage von völlig glaubwürdigen Personen ausgesprochen; ich könnte Ihnen darüber unwiderlegliche Thatsachen anführen. Aber ganz abgesehen davon, was ist denn begreiflicher, als daß in Zeiten, wo dieser Glauben allgemein war, solche Erzählungen häufig, in ungläubigen Zeiten hingegen selten sein müssen? So wie man damals bei ganz gewöhnlichen Dingen geneigt war, an Gespenster zu denken, so läugnen jetzt die Meisten ihre wirklichen Gespenstererscheinungen sich selbst ab oder verschweigen sie. Niemand hat Lust, sich verspotten zu lassen.

Themar.

Sie sagten eben ganz richtig, daß man in anderen Zeiten eine Menge ganz natürlicher Hergänge

für übernatürliche hielt, und daß es dann nie an Beispielen fehlte, die man citiren konnte. Hiermit ist es aber auch jetzt nicht anders. Freilich läßt sich das Raisonnement derer, welche das ganze Gebiet des Uebernatürlichen läugnen, auf den Satz zurückzuführen: ein Verstorbener kann nicht wiederkehren, also muß sich die Begebenheit anders zugetragen haben. Aber die Gläubigen sind sehr geneigt, gerade den umgekehrten Schluß zu machen und auch ihrerseits jeder objectiven Untersuchung von vorneherein zu entsagen. J. v. Meyer, Kerner und Steinbeck haben hierin Wirth, Fischer und Hagen nichts vorzuwerfen. — Ich habe oft daran gedacht, daß es ein sehr nützliches Unternehmen wäre, wenn Jemand sich vorsetzte, die unzähligen Angaben sogenannter übernatürlicher Ereignisse kritisch zu sichten, streng zu prüfen und passend zusammenzustellen. Weshalb sollen nicht solche Erzählungen ganz nach den Regeln der historischen Kritik behandelt werden können, wie alle sonstigen Zeugnisse, die uns überliefert worden sind? Er müßte ganz und gar von allen vorgefaßten Meinungen über die Grenze des Möglichen und Unmöglichen absehen und sich durchaus enthalten, sogenannte Erklärungsversuche, sei es für oder wider, zu unternehmen. Geistererscheinungen, Weissa-

gungen, Vorahnungen und Aehnliches stelle er nach Quellen und Daten zusammen, prüfe die Glaubwürdigkeit und Uebereinstimmung der Zeugen, die äußeren Umgebungen und Einwirkungen, kurz er behandle den Fall ganz so wie der gewissenhafte Geschichtsforscher oder auch wie der Criminalrichter. Nur das, was gänzlich Stich hält, nehme er in seinen Codex auf, nicht als wenn nun dessen Inhalt außer Zweifel gesetzt wäre, sondern weil die Thatsache dann ebenso viel Ansprüche auf Glaubwürdigkeit hat wie jede andere.

Galsdorff.

Schön und interessant, aber mir genügt es noch nicht. Ich verlange noch viel Einschneidenderes als Ihr Geschichtswerk. Die ganze Bürgschaft für das Uebersinnliche entspringt doch immer nur aus der Antwort auf die Frage: was wird aus dem Menschen nach seinem leiblichen Tode? La grande affaire pour l'homme c'est la vie, et la grande affaire dans la vie c'est la mort. Wer in unserer Zeit eine Grundlage der Moral, Religion und Politik für die entchristeten Massen schaffen will, der muß die Fortdauer nach dem Tode wieder zur Gewißheit für Alle erheben. Dazu aber geben die Gespenster das directeste Mittel; man

scheue sich nur nicht, dies Gebiet ganz fest anzufassen. Ueberall tauchen Geistergeschichten auf, oft der frappantesten Art; wenn man nun allenthalben, wäre es auch blos in Deutschland, hinhört und aufmerkt, so wird jedes Jahr irgendwo die seinigen bringen. Sofort wende man dann alle nur erdenklichen Wege und Mittel an, um die Wahrheit der Thatsachen zu erhärten, und lasse sich davon durch nichts abbringen. Wenn ein neuer Komet erscheint, so wird er durch die Akademien und Privatbeobachter von halb Europa erforscht und verfolgt. Weshalb nicht ein Gespenst? Ein einziger solcher Fall, der über alle Zweifel hinaus für die Zeitgenossen festgestellt worden, ist wichtiger als sämmtliche Kometen zusammen genommen.

Themar.

Nun begreife ich erst die ganze Tragweite Ihres Vereines, der also ein organisirtes Treibjagen auf Gespenster machen soll! Aber ernstlich gesprochen, Sie würden fast nie weder bei einem vollen Ja noch bei einem vollen Nein ankommen, sondern in der „Nachtseite der Natur", in dem mysteriösen Gebiet hängen bleiben, das sich gleichsam zwischen Seele und Leib hinlagert. Oder wenn Sie trichotomisch eintheilen wollen,

in der Region der Seele, der Psyche, die zwischen Geist und Leib, zwischen Pneuma und Soma, das verbindende Glied hinstellt.

Galsdorff.

Sie wollen mich wahrscheinlich in das neuerdings so angebauete Feld der Hallucinationen, des wachen Traumlebens, hineintreiben oder die ganze Erscheinungswelt in die magnetische Sphäre versetzen?

Themar.

Manches gehört in der That dahinein, oder läßt sich wenigstens auf analoge Quellen zurückführen.

Galsdorff.

Da sind Sie auf dem besten Wege unseres gemeinsamen Bekannten Passavant, der mir neulich eine Theorie entwickelte, nach welcher die übersinnlichen Phänomene gewissermaßen eine ununterbrochene Reihe bilden, die mit den noch rein physikalischen Eigenschaften der Imponderabilien beginnt und durch die Ausnahmserscheinungen des Menschenlebens allmählig in die magnetische Region und aus dieser in das ganze Gebiet der Wunder hinüberführt. Propheten und Wun-

derthäter kommen dabei in dieselbe Kategorie wie die Somnambülen, ihre Kräfte fließen aus gleicher Quelle. — Das streift nun für mich etwas an Ketzerei; ich habe eine hohe Meinung von dem Magnetismus und gebe vollkommen zu, daß ein Stück höhere Befähigung dabei thätig ist, aber ich glaube doch, daß die feurige Kohle, mit der die Lippen des Jesaias geöffnet wurden, eine andere Kraft ausübte als die magnetischen Striche bei den Hellsehenden!

Themar.

So weit geht unser Passavant in seinem verdienstlichen Buche nicht. Bei ihm, wie bei manchen neueren Forschern auf diesem düsteren Gebiete, kann ich aber nicht umhin zu glauben, daß oft eine starke Verwechselung der Wirkungen mit den Ursachen untergelaufen ist. Ich stehe also nicht auf der Seite, die Sie voraussetzen, sondern gerade umgekehrt, der Magnetismus und das ganze Gebiet, das sich um ihn gruppirt, nimmt in meiner Auffassung eine weit tiefere Stelle ein, als es bei Ihnen der Fall sein möchte. — Doch will ich Sie nicht mit meinen Gedanken über diese Materie behelligen; sie ist sehr ausgedehnter Natur.

Galsdorff.

Weshalb nicht? Die Sache interessirt mich sogar aus einem ganz besonderen Anlasse, über den ich wohl später einmal Ihnen mein Herz ausschütte. Ich sehe in dem Magnetismus und Aehnlichem allerdings Phänomene einer höheren Ordnung. Sie scheinen mir dieses in Abrede zu stellen und wollen bei äußerlich gleichen Erscheinungen aus der Sphäre des Uebernatürlichen wahrscheinlich auf einen specifischen Unterschied in den Ursachen zurückgehen?

Themar.

Nicht bloß Unterschied, sondern Gegensatz! Was ist das Characteristische im Menschen, so wie er sich nach dem Falle in der Geschichte zeigt? Ich denke, die Willensfreiheit.

Galsdorff.

Unbezweifelt auch für mich; ich bin kein calvinistischer Fatalist. Die Wahlfreiheit ist einerseits die Thüre zur Wiedervereinigung mit dem Herrn, zur Wiedergewinnung des verlornen Paradieses, andererseits die Versuchung zu ewiger Verdammniß. — Wo wollen Sie aber mit dieser Einleitung hinaus?

Themar.

Etwas Geduld! Der freie ungehinderte Gebrauch des eigenen Willens ist der normale Zustand des Menschen. Nicht wahr?

Galsdorff.

Ganz gewiß! Er constituirt ihn als Individuum, als bestimmte, von allen seines Gleichen geschiedene Persönlichkeit. Bis dahin habe ich keinen Widerspruch zu erheben.

Themar.

Wie kann aber nun der Mensch aus dieser seiner Freiheit heraustreten? Ich denke, auf zweierlei Art. Die erste ist, daß es ihm unter göttlichem Beistande gelinge, so weit seine Selbstsucht zu überwinden, seiner Sinnlichkeit sich zu entäußeren, seinen Willen zu brechen, daß er hierdurch mindestens theilweise schon hienieden wieder einem Zustande sich annähert, der dem verlorenen paradiesischen ähnlich ist. Dann denkt und will er nicht mehr selbst, sondern Gott denkt und will durch ihn. Der Zwiespalt mit der Natur ist gehoben, der ja nur eine Folge des Sündenfalls gewesen; mit der Kindschaft Gottes wird auch die Herrschaft

über die Creatur wieder erlangt, und sie gehorcht dem Menschen wiederum, wie einst dem aus den Händen des Schöpfers rein Hervorgegangenen, wie sie Adam gehorchte, als er noch im Angesichte Gottes wandelte.

Galsdorff.

Das verstehe ich vollkommen und bin ganz davon durchdrungen; darum heißt es ja, daß der Glaube Berge versetzen kann. In was Anderem wurzelten sonst die Wunder, die der Herr durch die Seinigen gewirkt, die Propheten des alten Testamentes, die Thaten der ersten Christen?

Themar.

Aber auch die Weissagungen, die Heilungen, die sonstigen, mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge unvereinbaren Erscheinungen im Leben späterer Heiligen und auserwählter Freunde Gottes! Durch alle Zeiten hindurch bis in die Gegenwart herunter geht das Charisma der Wundergaben, denn die Sonne des Gottessohnes ist nicht untergegangen, ohne ein langes Abendroth am Himmel zurückzulassen.

Salsdorff.

Dagegen habe ich nun freilich viel einzuwenden. Nicht blos gegen einzelne Erzählungen, deren thatsächliche Richtigkeit Sie auch wohl nicht durchweg aufrecht halten werden, sondern noch mehr gegen die Vereinzelung der Wunderkraft. O ja, ich glaube an deren Allgegenwart, aber unter anderen Bedingungen. Das würde mich jedoch von unserem gegenwärtigen Thema abführen; sagen Sie mir also lieber, wo Sie das andere Glied Ihrer Antithese finden. Ich sehe es noch nicht.

Themar.

Mich dünkt, daß es sich Ihnen doch selbst darbieten müßte. Ist nicht der andere Weg gerade entgegengesetzter Beschaffenheit? Reizung und Steigerung des regierenden Princips der Körperlichkeit, der Nerventhätigkeit; Aufhebung des natürlichen Gleichmaßes der Functionen im Menschen, durch welche dieser dann ebenfalls aus seinem normalen Zustand heraustritt. Herausgerissen aus seiner Persönlichkeit wird der Mensch dabei allerdings auch; er verliert den eigenen Willen, die Freiheit, aber nicht an Gott, sondern an die Natur; er tritt unter dasselbe Gesetz der Nothwendigkeit, das in ihr waltet. Dadurch, daß er seine Individua-

lität einbüßt, wird er dann auch in den inneren Zusammenhang gestellt, der durch die geschaffenen Dinge zieht, und nimmt Theil an dem Leben des Alls. Das sind die potenzirten Naturkräfte, die in dem ihnen preisgegebenen Menschen die Phänomene erzeugen, die überall hervortreten, wo die Freiheit des Willens gehemmt ist: im Traume, im Nachtwandeln, im Wahnsinn, in kataleptischen und verwandten Krankheitszuständen.

Galsdorff.

Dahin bringen Sie also den Magnetismus und alle seine wunderbaren Erscheinungen und Leistungen? Damit werden Sie vielen Widerspruch finden, auch unter gläubigen Christen!

Themar.

Diese Leistungen können mich nicht irre machen. Gewiß ist es, daß sich dem Somnambülen neue Organe für den Zusammenhang mit der Sinnenwelt eröffnen, während aber dagegen die normalen in ihrer Thätigkeit gehemmt sind. Die Eigenschaft der Vorahnungen, die nur ein gesteigerter Instinct ist, so wie er sich in der Thier- und Pflanzenwelt vielfach findet, potenzirt sich

in der magnetischen Extasis zu ausgedehnten Anschauungen und Gesichten.

Galsdorff.

Mit einer solchen Aeußerung thun Sie mir förmlich weh. Welche tiefsinnigen und erquickenden Worte sind schon aus dem Munde der Hellsehenden geflossen! Was hat mir allein schon die Seherin von Prevorst an Trost und Erbauung zugeführt!

Themar.

Ich kann keinen Widerspruch hierin finden; die magnetische Extase modificirt, aber sie vernichtet nicht die Natur der Sprechenden. Die Trennung der Leiblichkeit von dem Geiste ist in diesen Zuständen keine vollkommene wie im Tode; die ursprüngliche Beschaffenheit des Geistes bleibt dabei noch immer erkennbar. Edle christliche Seelen äußern eine christliche, würdige und dabei von Naturpoesie durchdrungene Anschauungswelt; niedrige und sündhafte dagegen eine ihrer Gemüthsart entsprechende. Manche fälschlich zu den Hexenprozessen gerechneten Hergänge geben zu Letzterem merkwürdige Belege. Immer aber muß ich darauf zurückkommen, daß diese sämmtlichen Erscheinungen nicht einem

höhern, sondern einem niederen Zustand des irdischen Daseins angehören. Das Thier weiß die ihm heilsamen Kräuter auf der Weide zu erkennen, die Spinne hat ein Vorgefühl der Strenge des bevorstehenden Winters, die Gänse und mehrere Gattungen Nagethiere geben durch ihr Benehmen eine Ahnung des zu erwartenden Erdbebens zu erkennen. Ja, bei den Menschen wird nur dann sein Leib zum Verkündiger kommender Veränderungen in der Natur, wenn er aus dem normalen gesunden Zustand heraustritt. Kranke Glieder erlangen das Vorgefühl des Witterungswechsels, der Träumende hat Anschauungen künftiger Dinge, der Nachtwandler sieht ohne Gebrauch der Augen und geht ohne den Gesetzen der Schwere zu unterliegen, der Delirirende, der Wahnsinnige entwickelt Körperkräfte weit über das gewöhnliche Maaß hinaus.

Galsdorff.

Jedes solchen Phänomen ist Ihnen demnach nicht Steigerung des normalen Lebens, sondern Herabsinken auf untere Stufen?

Themar.

Ich warne nur vor der gefährlichen Verwechselung der Wunder im Reiche der Gnade und derer im Reiche der Nothwendigkeit.

Galsdorff.

Sie treffen mich damit mehr, als Sie selbst wollen. Aber ich frage Sie, wo liegt denn nun das Kriterium für die göttliche oder blos natürliche Quelle des Uebersinnlichen, wo ist der Richter, der eine so furchtbare Verwechselung zu unterscheiden und zu entscheiden vermöchte! Unmöglich kann doch ein solcher Abgrund von Gefahr sich selbst überlassen bleiben.

Themar.

Meine Antwort sagen Sie sich wohl eigentlich selbst! Das Kriterium liegt in der Lehre der Kirche . . . . . .

Galsdorff.

. . . und der Richterstuhl steht in Rom!

Themar.

Wenn Sie überhaupt das Lehr= und Richteramt der sichtbaren Kirche nach seiner Spitze benennen wollen, so habe ich nichts gegen diesen Namen. Nur der aus göttlicher Anordnung hervorgegangene Organismus der Kirche bietet für jene Aeußerungen der Geistesthätigkeit zugleich den Raum und die Beschränkung, zugleich die

Freiheit und deren Maaß. Zu allen Zeiten hat neben der Scholastik, die sich Gott als der Wahrheit durch die Erkenntniß nähern wollte, die Mystik gestanden, die ihn als die Liebe durch den Willen zu ergreifen trachtet. Diese Gegensätze sind so alt als das Christenthum und werden eben so lange dauern; innerhalb des mächtigen Gebäudes der Kirche sind diese subjectiven Richtungen nicht blos unbedenklich, sondern sie wirken auf das ganze kirchliche Leben segensreich zurück. Außerhalb hingegen führt die eine zur Vergötterung der Vernunft, die andere zur Schwärmerei.

Galsdorff.

Daß eine Schranke oder vielmehr eine höhere Instanz da sein muß für diese und alle anderen Entscheidungen im Glaubensgebiete, das weiß ich. Aber nun und nimmermehr werde ich mich davon überzeugen lassen, daß der Begriff der Kirche identisch sei mit dem Dasein der römischen. Der Quell, aus dem die unfehlbare Entscheidung fließt, öffnet sich überall, wo zwei oder drei zusammen sind, in Seinem Namen! — Wir mögen übrigens beginnen, wo wir wollen, so kehren wir immer wieder zu dem obersten Punkte unseres Zwiespaltes zurück. Und ich thue es so ungern! Es

entspricht so wenig meiner eigentlichen Gemüthsverfassung auf diesem Gebiete!

Themar.

Lassen Sie mich nur ein einziges Beispiel hervorheben, nicht um zu hadern, sondern weil es mir gerade durch eine Lectüre frisch in der Erinnerung steht. Kaum ist wohl neuerer Zeit irgendwo in protestantischen Landen ein größerer Kirchenrath, eine Versammlung von so ausgezeichneten, mit hohen Rechte geachteten Gottesgelehrten und Gemeindegliedern zusammengetreten als die Berliner Generalsynode vor fünf Jahren. Wir Katholiken haben wirklich vorausgesetzt, daß sich hieran die bedeutendsten Resultate knüpfen müßten.

Galsdorff.

Das kann ich nun eben nicht behaupten, obgleich aus ganz anderen Gründen wie Sie. Ich erwarte keine Erneuerung des Geistes auf solchem Wege.

Themar.

Vom wissenschaftlichen, vom kirchenhistorischen Standpunkt aus mußte doch aber Jeder Bedeutendes erwarten. Was ist nun in dem allerwichtigsten Punkte, der dort zur Berathung gekommen, in den Forderun-

gen an den zum geistlichen Lehramte Berufenen als Vorschrift hingestellt worden? Er soll weder seine Meinung noch andere Menschensatzung, sondern allein die heilige Schrift zum Richtmaß der Lehre nehmen. Er soll in der Auslegung der heiligen Schrift treulich fortfahren. Er soll in Einigkeit mit dem Bekenntnisse der allgemeinen Christenheit und den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche bleiben. Das ist also die letzte Formulirung der Grundlage der protestantischen Kirche! Ist dies aber, ich frage Sie ehrlich, auch nur irgend mit den einfachsten Denkgesetzen vereinbar? Die erste Forderung, verbunden mit der zweiten, weist ihn an, daß er seine Auslegung der heiligen Schrift zum alleinigen Richtmaß der Lehre nehme, und die letzte verlangt, daß er bei der bereits seit **300** Jahren gefundenen Auslegung beharren soll!

Galsdorff.

Gegen diese Auffassung thue ich aber doch Einspruch. Offenbar ist der Sinn der, er solle so lange in der Erforschung der heiligen Schrift fortfahren, bis er deren Uebereinstimmung mit den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche erkannt habe.

Themar.

Gut. Dann beantworten Sie mir aber aufrichtig die andere Frage: Wie kann der Ordinirte von vornherein versprechen, daß er mit der ihm anbefohlenen Auslegung eben bei dem Glaubensinhalte der Bekenntnißschriften anlangen werde? Und was soll er lehren bis dahin, wo ihm diese Coincidenz gelungen ist? Lieber Herr v. Galsdorff, mit diesem Zwischendurchsteuern zwischen der Autorität und dem Individualismus sichert keine Kirche die Gemeinschaft im Glauben, das unentbehrliche Fundament jeder kirchlichen Genossenschaft!

Galsdorff.

Ich bin, wie schon erwähnt, nicht dazu da, um die Heilsamkeit solcher Synoden zu rühmen, auch wenn sie, wie hier, aus so wackeren und gläubigen Männern zusammengesetzt sind. Aber ich möchte Ihnen eine andere Betrachtung zur Erwägung stellen. Sie accentuirten die unentbehrliche Uebereinstimmung in den Glaubenslehren. Nun weiß ich zwar nicht genau, wie weit Ihre Theologie den Kreis der unentbehrlichen Dogmen ausdehnt, aber fragen muß ich Sie doch, ob z. B. die Lehre von dem Verhältniß der Naturen in Christo, die

einst die Anfänge der Kirche erschütterte, die Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes, die ja die ganze Christenheit spaltete, die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä, die Streit genug in Frankreich und Spanien hervorrief, und andere auch jetzt noch eben so als unerläßlich zur Einheit erachtet werden wie sonst? Ich weiß recht gut, daß diese Zwiste keinesweges etwa gelöst worden sind, aber sie sind in den Hintergrund getreten; sie sind, wie der Physiker sagen würde, latent geworden. Ein Körper kann viel Wärmestoff enthalten, den der Thermometer nicht anzeigt, aber nur was dieser anzeigt, ist fühlbar.

Themar.

Sie haben zwar sehr verschiedenartige Dinge neben einander gestellt, Dogmen und Schulmeinungen; aber der Hauptsache nach liegt in Ihrer Betrachtung etwas unläugbar Richtiges. Nur werden Sie sich hüten müssen, dieses Zurücktreten des dogmatischen Streites als ein Zeichen des religiösen Fortschrittes anzusehen. Je allgemeiner die Gläubigkeit, je unbestrittener ihre Macht im lebenden Geschlechte, je feiner müssen sich nothwendig die Streitpunkte auf dem religiösen Gebiete zuspitzen, je mehr werden auch die Einzelnheiten des Bekennt-

nisses Gegenstand tiefgreifender geistiger Kämpfe. Je schwächer die allgemeine Gläubigkeit, je weiter die Mehrzahl der Menschen aus jener lebensvollen Atmosphäre heraustritt, je mehr müssen die feineren dogmatischen Unterschiede zurückweichen, und das religiöse Interesse sich auf die weitesten augenfälligsten Streitpunkte beschränken. Nichts ist thörichter als das selbstgefällige Zurückblicken auf die Spitzfindigkeiten der Scholastik, auf den Streit über die sündlose Geburt Mariä, auf die jansenistischen Discussionen über die Gnade und dergleichen. In einer Zeit, wo ein großer Theil der Lebenden die göttliche Zeugung Christi läugnet, kann freilich nicht über die unbefleckte Empfängniß seiner Mutter gestritten werden. Oder wenn man überhaupt bezweifelt, daß göttliche Gnade zum christlichen Leben erfordert werde, so kann man gewiß nicht darüber rechten, welche Stelle daneben der menschlichen Freiheit eingeräumt werden müsse. Nicht der Vorschritt, sondern der Rückschritt, nicht die tiefere Einsicht, sondern die geistige Verflachung überhebt uns jener Zwiste!

Galsdorff.

Meine Schlußfolge tasten Sie damit immer nicht an. Bin ich nicht berechtigt, dieselbe Betrachtung auch

noch weiter fortzusetzen, auch nach anderen Richtungen hin daraus Folgerungen abzuleiten? Folgerungen, die unmittelbare Anwendung auf gläubige Katholiken und Protestanten der Gegenwart finden? Lieber Rector, es steht mit dem großen Anlasse der Kirchenspaltung, mit dem Streite über das Rechtfertigungswerk auch nicht anders. Er ist latent geworden.

Themar.

Das giebt Ihnen der Katholik nicht zu. Die Kirche hat zwar nicht materiell entschieden, aber in dem tridentinischen Canon die unlösliche Synthese beider Bedingungen ausgesprochen!

Galsdorff.

Und halb Europa fiel ab! Das ist ja der Beweis für mich. Würde jetzt, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, dieser tiefe dogmatische Streit eine solche Spaltung hervorbringen können? In keinem einzigen europäischen Lande; er ist völlig unfruchtbar für die Massen geworden, wie sehr auch Einzelne nach sola sola schreien mögen! Der Gegensatz ist keineswegs gehoben, aber er ist aus dem Gemeinbewußtsein der Confessionen geschwunden. Ist damit nicht eine große Schranke gefallen, theuerster Freund?

Themar.

Es wird mir schwer, Ihrer liebevollen Hindeutung entgegen zu treten. Ich will es auch nicht auf dem eigentlichen confessionellen Felde. Aber haben Sie sich wohl auch die weiteren Entwickelungen dieses Gedankens ganz vergegenwärtigt? Ist der praktische Kampf nicht auch schon über dieses Stadium hinaus gediehen? Er geht jetzt auf die Person Christi! Ja, sind wir vielleicht auch darüber schon hinaus und die große praktische Frage für die Massen nur noch die über den persönlichen Gott? Nicht blos um die Einigung der gläubigen Katholiken und Protestanten würde es sich dann handeln; auch die Rationalisten müßten sich, wohl oder übel, in das gemeinschaftliche Lager flüchten!

Galsdorff.

Nein, gegen diese Genossenschaft verwahre ich mich auf's Feierlichste. Lieber will ich allein streiten und untergehen, als in solchem Bunde kämpfen!

Themar.

Würden Sie mir nicht zürnen, wenn auch ich unsere Vereinigung zur gemeinsamen Vertheidigung gegen den Unglauben abwiese? Aber ich thue es nicht, son-

dern gehe in Ihren Gedankengang so weit ein, daß da, wo es sich um Sein oder Nichtsein des Christenthums handelt, der Streit zwischen dem katholischen Glauben und den specifisch protestantischen Abweichungen im Dogma nicht in der ersten Linie bleiben kann, wenn er auch dabei seine volle Bedeutung fortbewahrt. Glauben Sie übrigens nicht, daß wir übersehen, wie frei und gerecht sich Manche der Ihrigen ausgesprochen haben, als in neuester Zeit ein Wortsturm der Verfolgung jenseits des Canals über die katholische Kirche losbrach?

Galsdorff.

Weshalb aber sollte die Annäherung nicht eine weiter gehende, eine dauernde werden können? Das wäre ja der rechte Sinn der Heimsuchungen, durch welche der Herr die Seinigen in diesen Tagen hindurch wandeln läßt. Für mich bietet die im 16. Jahrhundert zerrissene Christenheit noch immer den Anblick solcher Gebirgsspalten dar, bei welchen trotz der langjährigen Einwirkung zerstörender Elemente doch noch das gleiche Streichen der Schichten deutlich zu erkennen ist, ja wo noch die Hervorragungen der einen Seite in die Vertiefungen der anderen passen!

Themar.

Aber auch zwischen diesen wird die Kluft nicht ausgefüllt werden durch menschliches Zuthun, sondern der Herr selbst wird seinen Arm ausstrecken und mit gewaltiger Hand die Spalte wieder schließen, wo sie durch jene zerstörende Elemente auseinander gerissen worden, wenn Tag und Stunde geschlagen hat!

Galsdorff.

Wenn aber nun diese Stunde geschlagen hätte, wenn es unserer Zeit gegönnt wäre, die Zukunft des Herrn zu schauen?

Themar.

Ich sehe viel erfreuliche Regungen bei den getrennten Brüdern, manche vielverheißende Erscheinungen. Aber was in Einzelnen der Geist gewirkt zu ihrem unvergänglichen Segen, das ist noch weit davon einen allgemeinen Character an sich zu tragen.

Galsdorff.

Lieber Rektor, Sie haben mehrfach auf meinen eigenen Seelenzustand hingedeutet. Warum sollte ich Ihnen nicht aussprechen was ich empfinde, den Jubel

der Gewißheit, daß der Herr wirklich seine Kirche wieder aufrichtet unter den Menschen. — Es ist jetzt die Zeit, wo Gott sich aufmachen muß, sein Volk heimzusuchen. Soll ich das Bild des Zustandes zeichnen, in dem sich die Menschheit befindet? Wie sieht es im Staate aus? Wie in der Kirche? Ueberall Auflehnung gegen die göttliche Ordnung; die Gemeinschaft der Getauften in Secten zerrissen, nirgends wahre Einheit, die Gabe des Wortes, der Wunder, des Apostelamtes in Verfall gekommen. Zwar gab es immer Wiedergeborne, aber nur Wenige; der heilige Leib ist nicht zur Vollkommenheit fortgeschritten. Konnte es anders sein nach der Richtung, die beide Confessionen einschlugen? Der Katholicismus bewahrte die äußere Einheit, aber auf Kosten des Lebens aus Gott. Der Protestantismus verachtete die Kirche als den Leib des Herrn, ohne den alles Leben nur Form ist. Rom zog die Mittel dem Zwecke vor, die Protestanten suchten den Zweck ohne die Mittel. Um das Königthum des Pabstes zu vermeiden, geriethen die Protestanten in das Pabstthum des Königs! Die jetzigen Kirchen sind völlig unfähig, Gottes Vorsatz mit den Menschen zu erfüllen; sie sind nicht bereitet für die Zukunft des Herrn.

Themar.

Was Sie mir hier in so lebendigen Worten sagen, ist mir nicht gänzlich neu. Ich weiß auch, daß Mehrere mit Ihnen, die ich gewiß nicht für den schlechtesten Bestandtheil des Protestantismus halte, schon auf dem Boden der neuen Kirche zu stehen vermeinen. Sie haben ja zuweilen meinem wissenschaftlichen Interesse Unbefangenheit theils zugetraut, theils vorgeworfen; können und wollen Sie mir Näheres über die weitere Entwickelung dieser Secession sagen?

Galsdorff.

Von einer neuen Secte ist hier durchaus nicht die Rede; es ist die allgemeine Kirche für Alle. Wir erkennen nicht die Unterscheidungsnamen an, durch welche sich der Leib Christi in Secten gespalten hat.

Themar.

Lassen Sie mich dann lieber nach den Bürgschaften Ihres Lehrbegriffes fragen?

Galsdorff.

Der Geist legt Zeugniß ab von sich selbst. Ich werde Ihnen Schriften geben, aus welchen zu ersehen

ist, welches wunderbare Werk Gott in unseren Tagen verrichtet hat. Wie das Apostelamt wieder aufgelebt ist, und mit ihm die Zeichen und Wunder.

Themar.

Ich nehme dankbar die Mittheilung der Schriften an, die mir ergänzen werden, was ich aus England und Schottland über die Schüler Irving's erfuhr. Nur über das Nächste noch ein Wort, über den Beweis des Geistes und der Kraft, auf welchen zuletzt doch Alles hinausgeht, was Ihnen auf diesem dunklen Pfade voll gefahrdrohender Uebergänge und Abwege Zuversicht einzuflößen vermag. Es sind mir zwar nur oberflächliche Nachrichten zu Ohren gekommen über die extatischen Erscheinungen, die sich innerhalb der neuen Religionsgesellschaft aufgethan haben; aber meine tiefe Sorge wächst, daß auch hier die Verwechselung göttlicher und natürlicher Einwirkungen ihr unheilvolles Spiel treibt. Ich brauche Sie nur auf die Betrachtungen hinzuweisen, die unser heutiges Gespräch eröffneten, in denen ich Ihnen meine Gedanken hierüber ohne allen Seitenblick auf Sie darlegte. So hat schon die Kirche den Montanismus angesehen, das erste, aber leider nicht das letzte Beispiel dieser Art. Bei keiner anderen Gabe lag

von jeher Mißbrauch und Täuschung so nahe als bei der der Gesichte und des Redens mit Zungen, eben weil die Naturregion ganz ähnliche Wirkungen aufzuweisen vermag wie die göttliche Begeisterung, und weil hier der Mensch vorzüglich den Lockungen der Eitelkeit und des Hochmuths ausgesetzt, schlimmen Einflüssen zugänglich und zu einem Organe werden kann, aus dem der Geist des Irrthums und des Truges redet.

Galsdorff.

Sie verdammen Personen und Lehren ohne nähere Kenntniß. Das bedaure ich.

Themar.

Ich verdamme nicht, aber ich warne nochmals. Blos der Hirt wird die Thüre des Schafstalls eröffnen, während die Räuber durch die Fenster einsteigen oder durch die Mauer brechen.

Galsdorff.

Darauf habe ich nichts weiter zu erwiedern, als daß unsere religiösen Wege nicht zusammenfallen. Sie glauben zu besitzen, ich suche. Aber ich weiß, daß

dem Klopfenden aufgethan wird! — Ich kehre heim in mein bewegtes Stillleben voll von Gedanken aus unserem heutigen Gespräche. Gott wolle die Binde von Aller Augen fallen lassen, die Seinen Namen anrufen.

Elftes Gespräch.

Waldheim.

Ich komme zu Dir heraus, lieber Galsdorff, um Abschied zu nehmen.

Galsdorff.

Willst Du uns schon verlassen?

Waldheim.

Meine Zeit ist um. Ich gehe heim, um wieder Generalbaß zu studiren, was man bei einem Menschen, der zuweilen in die Politik gemengt worden, ja stets so übel vermerkt hat!

Galsdorff.

Darauf kann ich doch höchstens wie jener gewissenhafte Pfarrer dem schwäbischen Beichtkinde antworten:

eine Sünde ist es nicht, aber hübsch ist es eben auch nicht! Wenn man Dir nur nicht Schlimmeres nachredet.

Waldheim.

Auch das fehlt nicht. — Die Zeit hier ist mir eine rechte Erfrischung gewesen, ich habe viel Gutes empfangen, auch außerhalb meines Verwandtenkreises. Neue Bekannte gewonnen, alte Freunde wenigstens wiedergesehen!

Galsdorff.

Du blickst mich dabei so trübe an. Ich verstehe Dich. Unser Leben ist nicht näher zusammengerückt. Gott weiß es!

Waldheim.

So ist es; ich habe es gewiß an Vielem fehlen lassen, aber eines guten Willens, eines Herzens voll ungeminderter Liebe bin ich mir bewußt. Ich vergesse nicht, was ich empfangen habe, sondern bewahre es in treuer Erinnerung über allen Wandel der Zeiten hinaus.

Galsdorff.

Deinen Willen habe ich auch dann, wenn es mir am schwersten wurde, nie bezweifelt. Aber zur irdischen Gemeinschaft gehört auch die entsprechende Aeußerung.

Waldheim.

Ich verstehe Dich nicht ganz.

Galsdorff.

Ich habe mich nicht von Dir getrennt, sondern Du Dich von uns.

Waldheim.

Von uns? Fasse ich Dich richtig, so sagst Du, daß es Deine Partheystellung nicht zulasse, die alte in Freud und Leid geprüfte Freundschaft fortzuführen. Ich gehöre allerdings der Parthey nicht an; waren wir aber nicht Glieder einer Genossenschaft, die über alle Partheyen hinausreicht, treue Genossen in der Kunst, als ehrliche Männer zu leben und zu sterben?

Galsdorff.

Mein Tadel entspringt aus dem Deinigen. Du accentuirst den Begriff Parthey, und ich werfe Dir vor, daß Du einer feindlichen anheim gefallen bist.

Waldheim.

Solltest Du Dich wirklich in diesem Maaße täuschen? Mit oder ohne meine Schuld? Nein, Gals-

dorff, hierin irrst Du Dich; ich gehöre durchaus keiner Parthey an, wie Du das Wort nimmst, am wenigsten einer solchen, die Du als feindlich bezeichnen dürftest. Ich stehe unter keiner Verpflichtung, ich habe kein Programm zu befolgen, welcher Art es auch sei! Du kannst, wenn es Dir beliebt, die bekannte Xenie auf meine Partheyfreiheit anwenden, aber was ich bin, vernünftig oder thöricht, das bin ich „auf eigene Hand".

Galsdorff.

Die Bildung der politischen Partheyen ist Dir also von Hause aus etwas Verwerfliches und Sträfliches, gleichviel was ihr Ziel sei?

Waldheim.

Und ihre Mittel!

Galsdorff.

Gut, was also ihr Ziel und ihre Mittel seien?

Waldheim.

So ausgedrückt, kann ich die Partheyenbildung doch immer nur als ein von gewissen politischen Conjuncturen unzertrennliches Phänomen betrachten. Gerechtfertigt sind die Partheyen erst dann, wenn sie

wirkliche partes, Theile eines höheren Ganzen sind, in dem sie sich wiederum vereinigen. Partheyen, die den obersten Zielen und Zwecken, Erhaltung und Befestigung der rechtlichen Ordnung ihres Staates principiell entgegenstehen, sind nicht politische Partheyen, sondern strafwürdige Factionen. Freilich wird auch mit diesem Gebot sonderbarer Mißbrauch getrieben; ich habe es noch unlängst erlebt, daß eine Parthey, die Jahrelang dem Gange ihrer Regierung jedes nur ersinnliche Hinderniß in den Weg gelegt, bei veränderten Umständen in kühnster Naivetät verlangte, daß nun alle Partheyleidenschaft schweigen müsse.

Galsdorff.

Worauf Du zielst, ist ziemlich verständlich; Aehnliches mußte ich unlängst von Büchner hören. Ich mache auch gar kein Hehl daraus, daß ich nur dann mich verpflichtet erachte, der Regierung nicht entgegen zu treten, wenn ich sie in der Linie erblicke, die ich und meine Gesinnungsgenossen als die richtige erkenne. Eben das nenne ich politische Gewissenhaftigkeit.

Waldheim.

Diese definire ich nun anders, will Dir aber als seltene, wahrscheinlich unerwünschte Ausnahme zugeste-

hen, daß Du hierin constitutioneller wärst als ich, vorausgesetzt daß Deine Parthey in solchem Falle ihre Abneigung und ihre Angriffe wirklich immer nur gegen das jeweilige Ministerium, und nicht gegen den König richtet, der dessen Handlungen genehmigt. Ich meinestheils muß vorziehen, den Collisionen dadurch vorzubeugen, daß ich keiner Parthey mich übergebe.

Galsdorff.

Heißt das etwas anderes als selbst eine Parthey zu schaffen? Wenigstens eine schaffen wollen?

Waldheim.

Auch nicht im Entferntesten. Ich könnte meinen Partheygenossen kein anderes Programm vorlegen, als jeden einzelnen Fall ernst und frei zu prüfen, und sich nach dem eigenen Gewissen zu entscheiden.

Galsdorff.

Wer will denn das nicht auch? Wir gehen nur auf eine collective Prüfung des jedesmaligen Falles hinaus.

Waldheim.

Eine unbefangene Prüfung des jedesmaligen Falles? Das wäre mir lieb zu glauben, aber ich habe es

oft vermißt! — Doch verzeih', ich wollte die Lehren und Thaten Deiner Parthey nicht antasten.

Galsdorff.

Aber ich die Deinigen! Das Glimpflichste, was ich davon zu sagen wüßte, läuft freilich auf ein juste milieu zwischen Wahrheit und Unwahrheit hinaus. Ach daß ich Dich unter der kläglichen Raçe der Jüstmillionäre sehen muß!

Waldheim.

Hast Du auch wirklich richtig hingesehen? Ich müßte mich selbst sehr ernstlich befragen wie ich dahin gekommen sei. Naturanlage habe ich dazu in mir nicht verspürt, eher wohl das Entgegengesetzte, und meine Antecedentien deuten auch nicht darauf hin. Das heißt auf das, was auch ich im tadelnden Sinne unter jener farblosen, aus eigener Schwäche und allseitiger Augendienerei entspringenden Halbheit verstehe.

Galsdorff.

Es wird also wohl auf die Definition ankommen. Ich verstehe unter diesem Schaukelsysteme ein solches, das sich aus allen Partheyen ein Stück aussucht und

aus den entlehnten Lappen dann sein Gewand zusammensetzt: etwas schwarz-weiß, etwas schwarz-roth-gold, ja auch etwas roth, in reichster Mannigfaltigkeit, sehr bequem und nach neuestem Schnitte!

Waldheim.

Dein Gleichniß vom Flickschneidertische hergenommen, ist nicht edel, aber treu. Die unrichtige richtige Mitte geht darauf hinaus, die Extreme zusammenzuwerfen, und aus diesem Gemische dann den Nothbehelf für den täglichen Bedarf zu ziehen. Dieser Operation weiß ich mich nicht schuldig; ich habe nichts damit gemein. Was meine Gedanken leitet, ist genau der umgekehrte Prozeß. Auf die Gefahr hinaus, wenig Gehör zu finden, will ich Dir meine Betrachtungen nicht vorenthalten. — Jede Zeit erzeugt auf geschichtlichem Wege gewisse Zustände, in denen sich ihre eigendste Natur ausprägt. Vieles Täuschende, Gemachte ist abzuziehen, ehe sich der Kern als das darstellt, was er ist, als das wirkliche aus den mannigfachsten Bedingungen hervorgegangene Leben gerade dieser Periode der Menschengeschichte, so wie sie in Gottes ewigem Plane vorgesehen war. Dem gegenüber nun werden sich stets politische Theorien, die in der Wahrheit als Bestand-

theile enthalten sind, ablösen, auf eigene Hand setzen und dadurch krankhaft, oft verderblich werden. — Das Ganze, der organische Zusammenhang aller jener Lebensbedingungen, das ist die richtige Mitte, wenn man eine so unpassende Bezeichnung beibehalten wollte. Die einzelnen von dem lebendigen und lebengebenden Organismus abgesonderten Elemente, das sind die Partheyen. Sie Alle haben ihren Theil von Wahrheit in sich, und das macht sie stark; sie reißen diesen aber aus seinem nothwendigen Zusammenhange, und das macht sie schwach. Geschaffen, gewirkt wird im Großen und Ganzen durch die Partheyen als solche nichts; immer läuft es darauf hinaus, entweder daß in dem Sturme der Factionen eine Gewalt, die keiner von Allen dient, sie sämmtlich unterwirft, wie einst Napoleon, oder daß die lange Ermattung und Aufreibung gerade dem schlechtesten juste milieu die Zügel in die Hand giebt. Nur einen Ausnahmsfall kennt die neuere Geschichte, das ist England! Ein sonderbarer Pendelschlag, ein Turnus der Partheyen, die aber wahre partes sind, hat dort seit anderthalb Jahrhunderten dem Lande gerade durch den periodischen Wechsel eine fruchtbare Regierung gesichert.

Galsdorff.

Herrliche Apologie der Mitte! Von ihr fließt also immer die Wahrheit nach den Enden hin aus, und verläuft sich dort im Sande wie der Rhein sonst in Holland!

Waldheim.

Ziemlich mein Gedanke, wenigstens genügend um Dir zu zeigen, worin ich den Unterschied mit dem sogenannten juste milieu finde.

Galsdorff.

Allerdings. Du bettelst nicht die politischen Bausteine von den verschiedenen Partheyen zusammen, um daraus gut oder übel das Staatsgebäude aufzurichten, sondern giebst von Deinem Ueberflusse!

Waldheim.

Oder vielmehr die Partheyen zertrümmern so weit sie können das Gebäude, um sich mit den Baustücken nach eigenem Plane einzurichten. Die Einen wollen ein adliges Schloß, die Andern ein Kirchlein, wieder Andere eine Fabrik, Manche sogar sehr bedenkliche Bauwerke daraus aufführen!

Galsdorff.

Lieber Waldheim, ich dächte doch, daß die Erfahrung Dich belehrt haben müßte, daß Du auf Deinem Wege nicht blos alle wahren Freunde eingebüßt hast, sondern auch keine neuen gewinnst. Wer alle Partheyen einer Zeit zurückweist, der wird von allen zurückgewiesen. Auch die Unpartheylichkeit kann zum Fanatismus werden und verblendet dann in gleichem Maaße.

Waldheim.

Diesem, was Du sagst, liegt eine unverkennbare Wahrheit zum Grunde. Aber verstehe mich recht, ich setze nicht die politische Partheyen gleich nahe oder gleich fern von dem, was ich als die Aufgabe betrachten muß, in der sich die ewigen unwandelbaren Gebote des öffentlichen Lebens mit den besonderen Bedingungen der Gegenwart durchdringen. Ich weiß, daß die Einen aus dem gemeinsamen Schatze die großen Wahrheiten in ihre Sonderkirche mit hinüber genommen haben, die Anderen hingegen nur Bestandtheile, die einer weit niedrigeren Ordnung angehören. Dieser Unterschied ist sehr fühlbar und bestimmt auch wesentlich meine

Stellung zu den Partheyen, die ich Gewissenshalber einzunehmen habe.

Galsdorff.

Durch alles dieses hindurch glaube ich ungefähr denselben Unterschied wahrzunehmen, den Katholiken Deiner Art zwischen gläubigen Protestanten und den mannigfaltigen Abstufungen des Vernunftglaubens und Unglaubens machen. Secten, abgelöste Glieder von dem Inbegriffe der Wahrheit sind Alle, aber die Einen haben doch mehr und Besseres mitgenommen als die Anderen! Nicht wahr, so meinst Du's? —

Waldheim.

Die Vergleiche auf diesen beiden Gebieten behalten immer etwas Schielendes und Unlauteres. Wenn der von Dir gebrauchte aber dazu dienen kann, Dir meine Auffassung der Partheyen etwas deutlicher zu machen, so muß ich mir ihn wohl gefallen lassen. Das ist richtig, daß der katholischen Kirche auch oft genug schon eine Art juste milieu vorgeworfen worden, weil sie dem Geiste und dem Leibe, der Freiheit und der Gnade, dem Unwandelbaren und dem Wechselnden ihre Stellen einräumt. Dasselbe Mißverständniß!

Galsdorff.

Früchte Deiner Studien in der Paulskirche! Das ist mir längst klar geworden, daß Du aus dieser Hexenküche schroffer gegen Deine alten Freunde und sanfter gegen Deine alten Feinde hervorgegangen bist! Ich beneide Dich nicht um den Gewinn.

Waldheim.

Du kommst so gern auf Frankfurt zurück! Ich habe stets danach getrachtet, daß keine Lebenslage, in die ich ohne mein Zuthun versetzt worden, an mir vorübergehe, ohne das zurückzulassen, weshalb sie geschickt wurde. So auch Frankfurt. Dort habe ich mich allerdings mehr als früher gewöhnt, in den Partheyen die Menschen nicht aus dem Auge zu verlieren.

Galsdorff.

O ja, schlechter Umgang verdirbt gute Sitten!

Waldheim.

Die Sitte einer gerechten Würdigung der Menschen, wohin und wie sie auch von den politischen Strömungen gezogen worden, ist keine schlechte. Wer fast ein Jahr hindurch fünfhundert Handelnde in einem

solchen Drama thätig gesehen, dem zeigt sich bald, daß die Einen in ihrer Partheyansicht nur der inneren Ueberzeugung von dem folgen, was ihnen als wahr und recht erscheint, ohne Hinblick darauf, ob es ihnen dabei schlecht oder gut geht, ob ihre Personen dabei verlieren oder gewinnen. Diese Charaktere richtig zu begreifen und unbefangen zu würdigen, das ist eben so Pflicht als Bedürfniß; sie vertreten das Stück Wahrheit, das in der Partheyansicht enthalten, wenn auch von seinen natürlichen Umgebungen abgetrennt worden ist; sie sind das Salz der Parthey. Ueberzeugen oder fesseln muß man sie, aber man kann und soll sie achten, ja lieben, denn es ist Mancher unter ihnen, dem die Verheißung gilt: Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!

Salsdorff.

Es muß aber auch ein guter Wille sein, nicht ein selbstverschuldeter Irrthum!

Waldheim.

Das bin ich verpflichtet vorauszusetzen, so lange nicht das Gegentheil sich kundgegeben hat. Und dies tritt in den meisten Fällen klar genug hervor. Es ist

sogar mehr als eigene Schuld im Irrthum, was die andere Gattung bezeichnet, die Menschen, die in den Partheykämpfen sich selbst, die Befriedigung ihrer Leidenschaften oder Interessen suchen. Aber diese stehen auf beiden Seiten; ob sie sich der Rechten oder der Linken, den Gemäßigten oder Ungemäßigten anschließen, wird nur durch äußere, wenn auch oft schwer erkennbare Umstände bewirkt. Ueberzeugen kannst Du diese nie, Du mußt sie überwältigen . . . .

Galsdorff.

. . . . oder kaufen. Die Preise sind gar mannigfaltig. Am Ende läuft es doch auf den Satz des englischen Parlamentsgliedes hinaus, daß jeder Mensch einen Preis hat, um den er zu haben ist!

Waldheim.

Wenn Du zu den Bestechungen auch die unbewußte, auch die Berufung an das trotzige und verzagte Menschenherz rechnest, dann ist dieses gewiß wahr. Ein Grund mehr zu vorsichtigem Urtheile!

Galsdorff.

Ich will Deiner Vorsicht und Umsicht in der Abwägung des politischen Gegners und Deiner Zärtlich-

keit für die Schafe unter den Böcken nicht in den Weg treten. Mir muthe sie nicht zu; ich lasse sie laufen!

Waldheim.

Willst Du, wenn Du Dich zu dem auserwählten Volke zählst, hinter den Geboten zurückbleiben, die für „die Fremdlinge der Pforte", für die „sonstigen Menschen" gegeben sind?

Galsdorff.

Wo sind die Zeiten geblieben, Waldheim, als wir an dem Berliner politischen Wochenblatte arbeiteten, Sonnabends zusammenkamen, um die Stelle zu finden, wo der Harnisch des Feindes die Blöße bot! Damals nahmst Du minder Bedenken, Deine Klinge zu gebrauchen, ohne vorher abzuwägen, ob in der lückenhaften Rüstung Irrthum oder Bosheit sich barg! Was ist seitdem aus Dir geworden!

Waldheim.

Was aus mir geworden ist? Ein Katholik, der seiner Kirche mit Leib und Leben angehört, ohne die christliche Gemeinschaft mit den gottesfürchtigen Protestan-

ten aufzugeben! Ein Mann, der dem Königthum angehört, ohne auf die Freiheit zu verzichten, und der deshalb mit Denen die Gemeinschaft bewahrt, die die Freiheit wollen, ohne der Monarchie abzusagen! Lieber Galsdorff, ich will Dich mit meiner Seelengeschichte nicht behelligen und erlasse Dir nachzufühlen, wie die Jahre, die mich durch großes Leid und harte Prüfungen hindurch dem Grabe näher geführt, auf mich gewirkt haben. Lassen wir diese individuelle Herzensschau! — Aber gieb mir zu, daß auch durch die Zusammensetzung der Partheyen selbst eine wesentliche Veränderung hindurchgeht. Zwischen der Frankfurter und der Berliner Versammlung liegen zwei Jahre, und nun siehe Vincke, Simson, Schwerin und Camphausen auf der „äußersten Linken"! Oder siehe die Patrioten, die den November 1848 durch ihre populären Schriften und poetischen Klänge wahrhaftig nicht wenig vorbereiteten, siehe sie als mißliebig, als Gegner der Regierung gezeichnet! Ja, betrachte die Männer, die sich als feste Säulen der Monarchie in den schlimmsten Tagen gezeigt, dieselben, die jetzt das System des Ministeriums durch ihre Voten aufrecht halten, und frage nach, wie sie dabei zu diesem Systeme selbst stehen! Das ist kein gesunder, kein natürlicher Zustand,

hier kann man nicht messen und richten mit dem Maaße aus anderen Zeiten!

Galsdorff.

Ich meinestheiles liebe die Centralleute so wenig als die unverkappte Linke. Die Thüre muß auf oder zu sein!

Waldheim.

Das sagte Thiers, den ich weder beim Aufmachen noch beim Zumachen zu den Männern des „guten Willens" zu zählen vermag. Gerade das ist die Art von Verbündeten, vor denen ich Dich warnen möchte. Die Bilanz von Gewinn und Verlust wechselt oft!

Galsdorff.

Wir zählen nicht auf dergleichen, sondern stehen in uns selbst geschlossen, fest beisammen. Eine politische Parthey, die den Fels der Wahrheit unter ihren Füßen fühlt, bedarf keiner zweideutigen Verbündeten und bedient sich keiner.

Waldheim.

Kannst Du das von den letzten Jahren überall mit Aufrichtigkeit behaupten? Lieber Galsdorff, ich

möchte nicht gern zu nahe Liegendes berühren, aber hast Du die Coalition in der deutschen Sache bereits vergessen, vergessen, weil sie freilich jetzt schon unter den Händen zerbricht? Wo sind die Alliirten des östreichischen und großdeutschen Lagers geblieben, die sich sonst gegenseitig so treulich in die Hände arbeiteten, gemeinsam im Loben, gemeinsam in Schmähung, übereinstimmend im Ziele, übereinstimmend in den Mitteln, nur nicht im Ausgangspunkte? Ihr fochtet gegen die Union wegen ihrer constitutionellen Grundlage, die Großdeutschen wegen der preußischen Vorstandschaft, die Oestreicher wegen beider. Dennoch war das Bündniß ein so einträchtiges, daß manche Theilnehmer jetzt in großartiger Unbefangenheit nicht fassen, wie es gerade am Ziele so bedenklich zerschellt ist! Und doch hat der tiefste Gegensatz in dem vielgestaltigen Heere der Unionsfeinde noch nicht sein Haupt erhoben, noch schweigt der Confessionszwist. Ja auch die engeren Reihen Deiner politischen Parthey werden bald gewahr werden, wie weit ein bloßes Begegnen in gemeinsamer Feindschaft vorhält. Irre ich mich nicht, so macht sich schon jetzt ein tieferer Gegensatz fühlbar zwischen denen, die für den Kampf gegen das, was sie Revolution nennen, um jeden Preis Verbündete brauchen, und denen, die

keine Verbündeten auf Kosten Preußens begehren. Manche Erscheinungen der letzten Zeit sind hierfür bezeichnend, und wenn die Frage: Preußen oder Oestreich! je zu reinem Austrage käme, so möchten die eigentlichen Fanatiker und Sophisten der Parthey vereinzelter dastehen, als sie jetzt wähnen. — Aber auch an anderen Scheidungsgründen wird es nicht fehlen. Ich prophezeihe Dir schon aus dem weitgreifenden Zwiespalte zwischen Freihandel und Schutzzoll die Trennung des Kreises, dem Du mit so viel Erfolge angehörst. Die nächste Zukunft birgt noch unerwartete Enttäuschungen!

Galsdorff.

Eine politische Parthey hat ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie ihren Zweck erreichte. Wir haben ihn aber erst halb erreicht, die andere Hälfte bleibt noch übrig. Bis dahin müssen diejenigen, denen diese zweite Hälfte obliegt, zusammenbleiben, und sie werden es trotz Kattun und Runkelrübe! — Du hast mich aber unvermerkt aus dem Angriffe gewissermaßen in die Defensive geworfen; erlaube mir, daß ich meine erste Stellung wieder einnehme, und zwar ernster als vorher! Wozu die Umschweife in einer Stunde, die auf lange hinaus vielleicht die letzte zwischen uns ist!

Waldheim, weshalb hast Du capitulirt mit der Revolution? Jetzt sehe ich Dich trübe und traurig an!

Waldheim.

Die Stunde kann ja auch die letzte überhaupt sein; Anlaß genug zur Wahrhaftigkeit! — Aber mein theurer Freund, Du machst Dir die Frage doch zu leicht! Kennte ich Dich nicht, so würde ich sagen: Du spielst mit Worten; freilich ist es jetzt das Spiel aller Welt! Deine Parthey braucht das Wort Revolution, um einfach zu bezeichnen, was ihr mißfällt; ebenso wie die Demokratie das Wort Volk. Ein solches Verfahren mag sehr bequem sein, auch unter Umständen eines bedeutenden Eindrucks nicht ermangeln, aber erwarte nicht, daß es Jeder als vollgültig hinnimmt. Du hast Dir ja noch vorgestern bei sehr unschuldiger Veranlassung eifrig verbeten, daß man Dir nicht Karten in die Hand stecken wolle, von denen man voraus wisse, man könne sie stechen! Laß mich dies statt einer bitteren Antwort jetzt wiederholen.

Galsdorff.

Ei, ich denke doch, daß über den Begriff Revolution Freund und Feind einig sind. Nur daß die Einen sie fördern, die anderen sie bekämpfen!

Waldheim.

Rechnest Du nicht die östreichische Regierung zu den Freunden, wenigstens ganz vor kurzem noch? Dort hat ja die Revolution sich nackt und blos genug hingestellt, so daß jedes Kind ihr Wesen begreifen und das genaueste Signalement liefern könnte. Es giebt ja auch wohl kaum eine Regierung, die es sich so zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Revolution zu vernichten, wo und wie sie sie vorfinde. Nun was hälst Du von, dem was die Siegerin über die Revolution dort vorgenommen? Ich sehe nur, daß Alles aus dem Jahre 1848 sorgsam beibehalten und fortgebildet worden, was der Alleingewalt dient: Centralisation, Auflösung der geschichtlichen und rechtlichen Verschiedenheiten der Einzelnlande, Gleichstellung des Adels, Aufhebung der Privilegien und Sonderrechte, und alles Andere, was Du kennst. Nur das ist gestrichen worden, was in der modernen Staatsform die alten Zustände ersetzen und ausgleichen sollte. Gleichheit ohne Freiheit! Wo ist dort nun die Revolution?

Galsdorff.

Was ich zu antworten habe, daß eräthst Du, und ich erspare es mir, denn es ist ein häßliches Thema.

Halte Dich lieber statt des entfernteren, unklaren Gegenstandes an den nahen und allzuklaren. Hast Du nicht die Verkündigung unserer Charte Waldeck auf alle Weise vertheidigt und die Eidesleistung gepriesen, den letzten Act, wo sich noch die Möglichkeit aufthat, aus diesem Pfuhle der Verderbniß herauszukommen?

Waldheim.

Das habe ich und danke Gott, daß er meinem Könige und meinem Lande über diesen bedrohlichen Augenblick hinweggeholfen hat. Ich habe es dabei nicht mit dieser oder jener Einzelnheit, mit diesem oder jenem kostbaren Vorzuge oder wesentlichem Mangel der Verfassung vom **31**. Januar zu thun, — das sind Fragen anderer Art —; sondern mit der schlechthinnigen Nothwendigkeit zum rechtskräftigen aufrichtigen Abschlusse zu gelangen, um der Krone und um des Landes, um Preußens und um Deutschlands willen!

Galsdorff.

So, also Preußen konnte nicht bestehen ohne eine geschriebene Charte, das Herbeischaffen einer solchen, koste es was es wolle, war die oberste Bedingung seines staatlichen Daseins?

Waldheim.

Sprichst Du von Preußen im Jahre 1850, so antworte ich Dir, daß allerdings nach meinem gewissenhaften Dafürhalten ein ferneres Hinausschieben des Verfassungswerkes nicht ohne hohe Gefahr für alle Theile eintreten durfte. Ich gehöre nicht zu denen, welche sich berechtigt glauben, nicht zu halten, was im „Irrthume einer bösen Stunde" zugesagt worden. Es ist dieses Erfüllen gegebener Zusagen überdem nur die eine Seite, die andere ist eben so durchgreifend. Ich spreche Dir meine aus ernster Prüfung der Vergangenheit und Gegenwart erwachsene Ueberzeugung aus: für Preußen, wie es vor uns steht, ist die constitutionelle Regierungsform eine Nothwendigkeit geworden. Dieses Wort trägt seine Macht in sich selbst, keine menschliche Willkür hat sie gegeben, keine kann sie nehmen. Auch mir ist es schwer angekommen, meine Seele zu beugen unter diese Erkenntniß, aber ich mußte es unumwunden und aufrichtig, wenn ich nicht mich und Andere belügen wollte. Ich maße mir nicht an zu beurtheilen, was andern Staaten zweckmäßig ist, und ich weiß noch weniger, welche Forderungen die Weltgeschichte stellen wird, wenn dieses Jahrhundert abläuft; aber für Preußen und für dessen

jetzige Lebensbedingungen wiederhole ich, was ich gesagt. — Stellst Du aber Deine Frage ganz im Allgemeinen, machst Du sie zu einer rein abstracten, so weiß ich eben so wie Du, welcher Götzendienst damit getrieben worden ist, daß man die Existenz, ja den Begriff des Staates von dem steten Vorhandensein einer geschriebenen Constitution nach bestimmtem Schema abhängig macht. Ganz ebenso aber betrachte ich die umgekehrte Behauptung, daß ein gerechtes und geordnetes politisches Leben nicht neben der Codification der Verfassung bestehen könne. Meine intimen Feinde in Berlin treiben einen eben solchen Aberglauben mit der Forderung, daß die Constitutionen, welche die verhängnißvollen letzten Jahre geboren haben, erst abgeschafft werden müßten, ehe eine wahre Regierung möglich werde.

Galsdorff.

Es ist Dir also ganz gleichgültig, ob das Hohenzollerische Haus in Preußen auf seinem eigenen Rechte oder auf dem constitutionellen Paragraphen ruht: der König ist das Oberhaupt des Staates?

Waldheim.

Gleichgültig? Das glaubst Du wohl nicht von mir. Die Gefahr aber solcher Sätze liegt nur darin, wenn

die Grundlage der königlichen Autorität in jenen Paragraphen gesetzt wird. Beharre fest bei der einfachen, in Preußen ganz unwiderleglichen Wahrheit, daß das geschriebene Wort nur die schon vorhandene rechtliche Thatsache constatirt, so verschwindet die Gefahr. Ich weiß vollkommen, daß im bürgerlichen wie im öffentlichen Leben das Recht nicht aus dem geschriebenen Gesetze fließt, aber ich weiß auch, daß in einer gewissen Entwickelungsstufe das Niederschreiben, Präcisiren und Verkündigen des Rechtes in Gesetzesform naturgemäß und deshalb unabwendlich ist. Gerechtigkeit und Ordnung, das ist das Wesen des wahren Staates, und dieses giebt sich die Form.

Galsdorff.

Widerholung dessen, was mir Themar unlängst des Breiteren vortrug! Es scheint, daß der moderne Katholicismus sich auch eine eigene Politik zurecht gelegt hat.

Waldheim.

Zwischen meinem Schwager und mir bestehen hierin noch wesentliche Verschiedenheiten. Ich meinestheiles bin davon durchdrungen, daß das, was wir jetzt als

das blos mechanische Gleichgewicht der Gewalten, als die Herrschaft der absoluten Stimmenzahl fordern und einrichten sehen, nur der Durchgangszustand ist zu einer dauernden Phase des Staatslebens der europäischen Menschheit. Seine Wahrheit liegt in dem Streben nach einer Gestaltung der Monarchie, bei welcher im Gegensatz zu der früheren Cabinetsregierung der Regent mit seinem Volk in einen durchgängigen organischen Zusammenhang tritt und in dieser untrennbaren Vereinigung ein wirkliches nationales Gemeinwesen darstellt. Nach diesem Ziele ringen, mehr oder minder bewußt, die besseren Kräfte der Zeit.

Galsdorff.

Und eine Annäherung, einen Fortschritt hierzu findest Du schon in unserer unseligen Verfassung?

Waldheim.

Ich erkenne als entschiedenen Gewinn in ihr eine feste Ordnung, eine gegebene Grundlage, auf der Weiteres aufgerichtet werden kann, einen gewiesenen Weg, den man aufrichtig betreten muß, um eben hierdurch das Mangelhafte auszuscheiden und durch Vollkommneres zu ersetzen. Stets aber im richtigen Zeitpunkte;

nicht jeder Augenblick ist geeignet, um allen Theilen die Zuversicht zu geben, daß es um wahre Verbesserungen des allgemeinen Zustandes und nicht um versteckte Gelüste anderer Art sich handele. Vor Allem aber stets in streng rechtlicher Weise; selbst die mangelhafte Verfassung ist ein geringeres Uebel als der Schaden an Treue und Glauben, der heimliche oder offenkundige Bruch mit dem bestehenden Rechte.

Galsdorff.

Die Discussion über die Staatsformen lasse ich fallen; was man jetzt so nennt, ist mir ziemlich gleichgültig; die eine ist so viel oder so wenig werth als die andere. Das Entscheidende ist die Gewalt; daß diese in den Händen des Königs ungemindert bleibe, das ist das Einzige, worauf es ankommt. Dann wird immer zur rechten Zeit das rechte Wort gesprochen werden. Eine starke Regierung, das ist die Hauptsache!

Waldheim.

Vollkommen wahr; die Form, sei es die der constitutionellen oder die der altständischen Monarchie oder des unbeschränktesten Despotismus, giebt keine Bürgschaft für Recht und Ordnung, für Schutz nach Außen und Sicherheit nach Innen. Aber was macht stark?

Das ist es, worauf die Frage hinausläuft! Ich fürchte, daß Du zu sehr nur die physische Gewalt im Auge hast und nicht genugsam fühlst, daß diese nur die eine Seite der Autorität, deren andere aber eine moralische ist: Vertrauen, Achtung, Liebe. Der Gehorsam soll und muß erzwungen werden können, aber nur Ausnahmsfälle dürfen diesen Character an sich tragen; der normale Zustand muß der der innerlichen und daher freiwilligen Zustimmung zu den Handlungen der Regierung sein, auch derjenigen Handlungen, die ganz innerhalb der Grenzen ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse fallen. Nur das ist eine starke Regierung, die beide Bedingungen vereinigt.

Salsdorff.

Alles dies klingt leidlich, aber auch nicht mehr. Gieb einer Regierung die materielle Gewalt, so kann sie das andere theils entbehren, theils findet es sich von selbst. Aber nicht umgekehrt; hat sie die Macht nicht, so wird das „verfassungsmäßige Vertrauen" sie gewiß nicht aufrecht halten. Nur Waffen und Muth, um sie zu gebrauchen, so ist nie eine Revolution zu befürchten; eine Armee, die sich schlagen will, besiegt allemal den Aufruhr.

Waldheim.

„Gegen Demokraten helfen nur Soldaten" lautet ein Spruch, der seine gute Wahrheit hat. Aber gegen den tiefen gleichförmigen Strom, der in dem Bette der gesetzlichen Bewegung bleibt, helfen sie nichts. Als der Regent einst den Bretagner Ständen bei einer angedrohten Rechtsverletzung sagte: mais que pourriez vous faire? da antworteten sie: Monseigneur, obéïr et haïr. In einer solchen Lage aber kann keine Regierung, wie waffenmächtig und rücksichtslos sie auch sei, auf die Dauer beharren.

Galsdorff.

Das zu widerlegen, reicht wohl schon Kaiser Nicolas hin. Er vertraut dem ewigen Gott und seinem Heere, nicht der öffentlichen Meinung.

Waldheim.

Darauf könnte ich mit der Hinweisung auf die ganz verschiedenartige Natur des russischen Reichs erwiedern, wo man Manches thun kann, was im übrigen Europa wohl Niemand unternimmt. Aber ich glaube, daß Du auch die Thatsache nicht richtig auffassest; Kaiser Nicolas regiert wirklich im Einklange mit den

Bedürfnissen und Empfindungen seines Volkes. Ein Anderes ist es, ob Du ein solches Regiment an und für sich als musterhaft ansehen willst. Die Revolution, wie ich sie verstehe, ist antichristlich, aber auch der territoriale Absolutismus. Er ist ein eben so schlimmer Mißbrauch der weltlichen Gewalt, eine eben so große Gefährdung des Gottesreiches auf Erden.

Galsdorff.

Sei es! Wenn aber der alte Patrimonialstaat nicht mehr aufrecht zu halten ist, dann lieber den russischen Despotismus als die Volksherrschaft. Und wenn auch die Schaaren des Selbstherrschers uns nicht retten können, dann immer noch besser der Ueberwältigung erliegen als sie anerkennen. Als Carl I. auf dem Schaffotte stand, da streckte er seine Hand aus gegen das Volk und rief: ich erliege Eurer Gewalt, aber ich läugne Eure Autorität! Das ist wie ein König gesprochen!

Waldheim.

Du hebst den Untergang des Patrimonialstaats hervor. Bringt Dich das aber nicht zu der Erwägung, daß die Frage über die Form der fürstlichen Herrschaft

mehr als eine Seite hat, die ins Auge gefaßt werden muß. Welche Gestalt sollen die kleinen fürstlichen Regierungen annehmen, die recht eigentlich ein Ausfluß des altständischen Patrimonialstaates sind? Können diese auch in Autokratieen übergehen, sollen sie hin und hergeworfen werden zwischen Pöbelterrorismus und rein persönlicher Willkür des Regenten?

Galsdorff.

Nur immer weiter! Sollen diese nun etwa als kleine Constitutiönchen fortleben? Ich begreife eine kleine Republik; dergleichen hat es zu allen Zeiten gegeben, aber ein Staat von hunderttausend Bewohnern mit einer oder zwei Kammern, Ministerverantwortlichkeit und dem ganzen sonstigen Apparat hat doch geradezu gar keinen Sinn.

Waldheim.

Daß solche Staaten, nach dem jetzigen politischen Bewußtsein gemessen, nicht die Bedingungen vereinigen, um auf sich selbst reducirt irgend eine Staatsform ganz auszufüllen, das ist klar. Soll daher ihr unzweifelhaftes Recht zu eigenem Leben gewahrt, soll Deutschland in seiner ganzen historischen Entwickelung nicht durch-

rissen und seine fruchtreiche Mannigfaltigkeit nicht zu einer todten Einförmigkeit zusammengeschlagen werden, so muß stets danach getrachtet werden, eine politische Form für Deutschland hinzustellen, wo das Ganze leistet, was die Einzelnen nicht vermögen.

Galsdorff.

Ich gestehe Dir, daß mir die Zukunft der Kleinstaaterei ganz gleichgültig ist; sie überleben doch nicht die nächste große Krise in Europa. Dabei wird dann ausgemittelt werden, wo die Linie zu ziehen ist, ob sie bei Bayern abschneidet, oder ob man Bückeburg noch zu den lebensfähigen Staaten zählen will. Bis dahin aber mögen sich die 37 Staaten des durchlauchtigsten deutschen Bundes behelfen wie bisher, das heißt ihre Existenz stützen und fristen durch die Verträge.

Waldheim.

Wie leicht, ja verzeihe mir, wie leichtfertig sprichst Du über die innerlichsten Dinge der deutschen Politik! Nein, ich theile Deine Meinung auch nicht im mindesten. Jeder deutsche Staat hat sein volles Recht zur Existenz, und Preußen hat die volle Pflicht, sie dabei zu schützen. Niemand darf ihnen andere Opfer abver-

langen, als die dem Ganzen der Nation zu Gute kommen; wir wollen nicht die schmachvolle Erinnerung erneuern an den Raub unter französischer Dictatur. Das gebietet die Gerechtigkeit, die noch über den Verträgen steht, das gebietet auch jede nähere Bekanntschaft mit dem wahren Zustande Deutschlands. Nicht die kleinen Lande mit ihren kleinen Residenzen sind das Hinderniß unseres nationalen Aufschwunges, nicht sie haben mit den fremden und einheimischen Feinden der deutschen Einheit gebuhlt. Gieb ihnen ihre richtige Stellung in sich selbst und zum Ganzen, und sie sind ein Segen, keine Störung!

Galsdorff.

Da liegt es ja eben! Wie können die Kleinen je eine richtige Stellung erlangen! Darin glaube ich doch ganz nach Deinem Herzen zu reden, wenn ich sage, daß das stärkste Band der Staaten der Patriotismus ist. Wer kann nun von einem nassauischen oder darmstädtischen Patriotismus sprechen!

Waldheim.

Wirklich giebst Du mir damit die schärfste Waffe in die Hand. Eben deswegen, weil es keinen wür-

tembergischen Patriotismus giebt, und weil doch der würtembergische Staat unter seinen Lebensbedingungen den Patriotismus nicht entbehren kann, eben deswegen muß der Würtemberger sich als Deutscher fühlen und daraus den Patriotismus schöpfen.

Galsdorff.

Dabei machst Du nur den Sprung von der Nationalität zum Patriotismus! Auch das gemeinsame Fürstenhaus, der innige Zusammenhang der Unterthanen mit ihrem Herrn ist ein voller und reicher Quell patriotischer Gefühle. Denk an Ungarn und an Maria Theresia!

Waldheim.

Dein Beispiel für eine Behauptung, der ich ihren Werth gar nicht im Allgemeinen, leider aber in der Gegenwart abspreche, ist nicht glücklich gewählt. Was die Ungarn bei ihrem berühmten Ausrufe begeisterte, war recht eigentlich das Gefühl, daß sie eine Nation eien, die ihren König gegen fremde Feinde vertheidige.

Galsdorff.

Mag Jeder sehen, wie er fertig wird in dieser infernalen Zeit; wir Preußen sind nicht dazu da, für

den Fortbestand von Bayern und Consorten Opfer zu bringen.

Waldheim.

Die Opfer, die wir für Deutschland bringen, kommen uns selbst reichlich zu Gute. Und wenn Du Dich auf den engsten Standpunkt der Betrachtung zurückziehen willst, so sage ich Dir, daß auch Preußen den deutschen nationalen Patriotismus in seinen Angehörigen nicht ohne Gefahr entbehren kann.

Galsdorff.

Was, willst Du uns ein Vaterland absprechen? Sollen wir erst durch schwarzrothgoldene Union oder Bundesstaat hindurch zum Patriotismus gelangen? Ich glaube, die Helden von Fehrbellin und Leuthen kehrten sich im Grabe herum, wenn sie eine solche Behauptung hörten!

Waldheim.

Sie werden sie von mir nicht hören. Aber ich weiß, daß Derfflinger und Ziethen nicht die Augen vor der klaren Thatsache verschließen würden, daß die heutige preußische Monarchie beträchtliche Lande um-

faßt, die nicht durch uralte Gemeinschaft in Freud und Leid an unser ruhmwürdiges Fürstenhaus gebunden sind, die nicht in der Erinnerung glorreicher Thaten wurzeln, mit welcher das Kind genährt wurde, bis es zum Manne herangewachsen, sein Gut und Blut freudig hergab, um die preußische Glorie aufrecht zu halten! Auch für uns, für den preußischen Staat ist der deutsche Patriotismus ein tief bedeutsamer und die Aufgabe, ihn zu beleben durch ein Gemeinwesen, das der Nation wieder ein Vaterland giebt, eine hohe und dringende! Deutschland bedarf unserer, das ist so gewiß, wie eine irdische Wahrheit sein kann, aber wir auch, wir bedürfen Deutschlands, das ist nicht minder wahr. Daß das heutige Preußen so dasteht, das scheint Manchem seine Schwäche, ich nenne es seine Stärke, seine Zukunft!

Galsdorff.

Lieber Waldheim, ich hatte wohl den Wunsch, bei unserer Trennung so wenig Kummer zu geben und zu nehmen als möglich; aber diese Wendung Deiner Gedanken nöthigt mich leider auf das Feld, auf dem unser schneidendster Zwist liegt, derselbe, der den Trennungskeim in unser früheres Verständniß geworfen hat.— Ich habe mir zwar nie einreden lassen, daß Dir Preu-

ßens Wohl und Weh minder am Herzen läge als mir und Anderen, aber um so weniger je begreifen und rechtfertigen können, wie Du mit denen stimmen konntest, die die glorreiche Geschichte, die unabhängige Weltstellung, ja die Existenz meines theuren Vaterlandes aufs Spiel setzten, um den ungesundesten, nebelhaftesten Plänen für das „einige Deutschland" nachzujagen. Ueber nichts habe ich mehr Leid empfunden, als wenn ich hören mußte, was Du in Frankfurt, in Berlin, in Erfurt gesprochen und gethan gegen den Rath, gegen das flehentliche Bitten Deiner und meiner alten Genossen und Freunde. Was gäbe ich darum, wenn ich diese Erinnerung los werden könnte!

Waldheim.

Daß Du einem solchen Kummer um Deinen Freund noch Raum giebst, ist mir schmerzlich rührend, theurer Galsdorff. Glaube fest, daß ich die Empfindung, aus der er entspringt, unvergänglich in mir trage und gewiß zu jedem näheren Eingehen bereit bin. Auch wenn ich in dem Getöse dieser stürmischen Zeit auf wenig Verständniß hoffen kann! — Laß mich die Frage an Dich richten, welche Stelle in Dir das Bewußtsein einnimmt, daß Du ein Deutscher bist!

Galsdorff.

Willst Du mich damit in die Enge treiben? Dann verrechnest Du Dich, ich habe gar kein Hehl mit meiner Empfindung. Nicht die Sprache macht eine Nation, sondern die Gemeinschaft der sittlichen Güter: Armee, Verwaltung, Finanzen, Gesetze. Preußen ist eine Nation, Deutschland will erst eine werden.

Waldheim.

Deine Antwort thut allerdings den ganzen Abgrund auf, der zwischen uns gähnt. Das Mißfallen an den Ausschreitungen des Nationalitätsbegriffes und an den Folgerungen, die daraus gezogen werden, treibt Dich bis zu einer Behauptung, die ich zwar nicht zum erstenmale höre, immer aber mit neuem Erstaunen darüber, daß vernünftige und fühlende Menschen sich dergestalt von der Gesammtvernunft und dem Gesammtgefühle lösen können oder vielmehr wollen. Eine Vertauschung der Worte Staat und Nation, die allen Erfahrungen der Jahrtausende ins Angesicht schlägt. Die „östreichische Nation" würde selbst den Schöpfern der centralisirten Monarchie ein Lächeln entlocken!

Galsdorff.

So geht es immer, wenn in der Politik ein abstractes Prinzip zu Grunde gelegt wird. Nachdem das besondere Leben der alten europäischen Nationen seit dem Westphälischen Frieden erst mit Füßen getreten worden ist, die europäische Politik jede Berücksichtigung desselben seit zweihundert Jahren völlig von sich gewiesen hat, springt man auf einmal zu dem anderen Extreme um. Nur die Sprachgrenze soll gelten, alles sie durchkreuzende soll zertrümmert werden; wo mehrere Volksstämme in einem Reiche vereinigt sind, soll dieses sich auflösen, wo eine Nation in mehreren Staaten lebt, sollen diese unverzüglich zur politischen Einheit zusammengerührt werden. Das ist das tolle Prinzip, das uns in die schleswigschen Händel verwickelt, die Forderungen der Polen, der Böhmen, der Ungarn, der Italiäner gegen uns hervorgerufen hat!

Waldheim.

Es geht mir hier mit Dir wie so oft mit Deines Gleichen. Bestreite ich denn den Vordersatz, daß abstrakte Prinzipien das Grab jeder wahren Politik sind? Das ist ja der falsche Doctrinärismus, der sich dem allgemeinen Tageslicht verschließt, um mit seinem eige-

nen Lichte oder leider häufiger noch mit seinen Leidenschaften und Interessen Haus zu halten. So ist es gegangen mit dem Grundsatze der Ordnung, den man ausschließlich aufgefaßt und bis zum schmachvollsten Polizeistaate ausgebildet hatte. Dasselbe gilt von dem Verlangen nach Freiheit, das in seiner Vereinzelung und Scheidung vom positiven Rechte jedes geordnete Staatsleben unmöglich macht. Ganz ebenso ist man leider nur zu viel mit dem Nationalitätsprincipe umgegangen. In seiner Sonderung von den anderen politischen Bedingungen, von dem Vertragsrechte, den kriegerischen und Handelsinteressen, von dem ganzen historischen Entwickelungsgange, ist es ungenügend und kann höchst verderblich werden. Mit diesen lebendigen Gliedmaßen verbunden, ist es hingegen die Seele des Staatslebens, und daß es als eine höhere, weil geistigere Instanz über die anderen Bedingungen des politischen Lebens getreten, das ist eben die Signatur der europäischen Gegenwart!

Galsdorff.

Und daß Du in dieser Phase einen politischen Fortschritt des Menschengeschlechtes, ich aber einen entsetzlichen Rückschritt erblicke, das ist der Unterschied zwischen uns beiden! Nicht wahr, ich treffe den Mittelpunkt des Zwiespaltes?

Waldheim.

Du triffst ihn.

Galsdorff.

Wo aber dabei Dein katholisches Christenthum bleibt, das ist mir weniger deutlich. Diese Apotheose des Menschen in seinem Naturleben scheint mir doch mehr aus dem allzeit fertigen Pantheismus als aus den Dekreten des Tridentinums geschöpft!

Waldheim.

Mein katholisches Christenthum, wie Du es zu betonen beliebst, steht mir nicht im Wege, oder vielmehr sonst stünde ich nicht auf diesem Wege. Die katholische Kirche hat zu allen Zeiten gewußt, daß sie es ist, die das allgemeine Band um alle Nationen zu schlingen hat, und hat gerade deswegen jeder einzelnen ihr politisches Leben selbstständig ausbilden lassen können. Der Götzendienst mit Staatsformen war nie ihre Sache. — Aber laß uns, wohin ich mich so unbeschreiblich gern mit Dir wende, auf dem Boden rechten, den Du mit den Katholiken gemein hast. Wer die Nationalität zum obersten Gesetze für den Menschen erhebt, der hat seine Wurzeln im Pantheismus,

der Vergötterung des Lebens in seiner irdischen Erscheinung. Das wirst Du mir kaum vorwerfen, da Du weißt, daß das irdische Dasein mir nur als Durchgangszustand gilt. Aber eben so wenig wirst Du die Augen davon wegwenden, daß das Leben auf Erden seine besondern Thatsachen darbietet, und daß wir auf ihre gewissenhafte Erforschung und Beachtung angewiesen sind. Unter diesen ist mir nun wirklich die Erscheinung der Nation, des durch Abstammung, Sprache, Sitte, Geschichte gegliederten Zweiges des Menschengeschlechtes, die höchste. Eine Epoche der politischen Geschichte, in welcher die Nationalität als die vorzüglichste Norm vorwaltet, setze ich demnach auch hoch über diejenigen, in denen die sogenannte Cabinetspolitik, das Feilschen um Quadratmeilen und Seelen, das dürre Interesse der regierenden Häuser allein maßgebend war und in einem bloß äußerlichen Vertragsrechte seine Befriedigung fand. Der Tag, wo alles, was in deutscher Zunge Gott preist, sich auch auf deutscher Erde zusammenfände, auf diesen blicke ich als auf einen der lichtesten Gipfel der Weltgeschichte! Entsetze Dich aber nicht, als wollte ich zu einem Eroberungskriege um den Elsaß und Liefland aufrufen; ich bin nicht blind. Ob es Gottes Wille ist, je die Hindernisse zu heben, die

jetzt als unübersteiglich geachtet werden müssen, das weiß ich nicht. Was ich aber weiß, das ist, daß es uns geboten ist, muthig und unermüdet Hand anzulegen, damit die Deutschen, die nicht schon früher als Opfer wahnsinnigen Familienhaders und schnöden Verrathes zu Fremden geworden sind, sich wieder erheben als Nation und ihre Stelle einnehmen unter den Völkern Europa's.

Galsdorff.

Du wirst mich nicht bekehren zu dem neuen Evangelium des Deutschthums. Dir ist es wenigstens nicht erst in der Märzsonne aufgegangen, dessen muß ich Zeugniß ablegen. Es ist bei Dir ein alter Schaden! — Wenn dieser Schaden nur nicht so schädlich für Preußen wäre! Doch das gilt Dir wohl im Hochgefühle des idealen Zieles als ziemlich gleichgültig!

Waldheim.

Wenn dies mehr als eine Dir geläufige spitze Rede wäre, so würde ich einen so ungerechtfertigten Ausfall ernstlich zurückweisen. Ich denke, Du kennst mich besser; ich stehe Jedem nach in Allem, was Du willst, aber Keinem in der Liebe zu Preußen. — Auch für den Dir so verhaßten Deutschthümler würde sich leicht

die Antwort finden. Ich habe stets den Satz vertheidigt, daß das für Deutschland wahrhaft Heilsame nie schädlich für Preußen sein könne. Aber eben deswegen sage ich auch: was Preußen schädlich ist, kann nie heilsam für Deutschland sein. Wenn Preußens eigene Existenz erschüttert, auch nur seine politische und militärische Macht geschwächt würde, so fällt jede Hoffnung auf Deutschlands Wiedergeburt zu Boden. Nur Preußen kann das Riesenwerk vollbringen, und damit es dies könne, muß es ein mächtiges Preußen sein und bleiben, stark nach Innen und Außen. Sieh, Galsdorff, darin hast Du die Summe der Ueberzeugungen, die mich leiten; nur ein freies nationales Deutschland endet die Revolution, und nur Preußen kann ein solches aufrichten, nicht Oestreich, nicht die Polizeiinstitute eines reorganisirten Bundes.

Galsdorff.

Meinst Du? Ich halte mich doch lieber an das Nächste, an den sicheren Sieg über die Revolution durch die Gemeinschaft mit Oestreich und Rußland, den einzigen Staaten, die noch nicht ihren Nacken unter das Joch gebeugt haben. Eben weil damit die deutsche Einigungsherrlichkeit unvereinbar ist, deshalb würde

ich sie von mir weisen, auch wenn sie sonst ganz unschuldig wäre.

Waldheim.

Gewöhnliche, aber grobe Verwechselung! Der Aufruhr ist nicht die Revolution, so wenig als die Pestbeule die Krankheit. Barrikaden und Freischaaren kannst Du mit Hülfe östreichischer Bajonette und russischer Piken bequemer beseitigen, die Revolution bezwingen aber nie!

Galsdorff.

So leichten Kaufes entlasse ich Dich nicht! Der Vorwurf, daß Preußen die richtigen Allianzen wie die richtigen Momente von sich gewiesen hat, lastet schwer auf denen, die hiervon die Schuld tragen. Sie haben der zahmen Revolution in Deutschland dadurch das Leben gefristet und einen unschätzbaren Augenblick für Preußens Vortheil vorübergehen lassen. Weshalb ergriff die Regierung nicht im Mai 1849, als der Aufruhr in Sachsen, Pfalz und Baden aufbrauste, den rechten Entschluß, sich eng mit Oestreich zusammenzuschließen zum Bezwingen der Revolution in jeglicher Gestalt und zur Reorganisation des Bundes? Daraus

wäre das einzige Praktische und Nützliche hervorgegangen, ein wahrer Dualismus, wie er nachher im Frankfurter Interim als matter Versuch bald versiechte! Das war richtige Politik, alles Andere Fantasterei, wenn nicht Schlimmeres.

Waldheim.

Ich glaube auch, daß Fürst Schwarzenberg sich damals zu mehr verstanden hätte als jetzt.

Galsdorff.

Nun, und darin findest Du nicht allen Anlaß zu tiefster Reue für diejenigen, die Preußen von dieser heilsamen Linie weggedrängt und in das ungesunde Irrgewinde der Union verwickelt haben?

Waldheim.

Auf eingehendes Verständniß darf ich ja leider nicht bei Dir zählen, lieber Galsdorff. Ich will Dich also nicht wieder erinnern an die Verheißungen aus einem hohen und treuen Munde, die nicht mit der Bezwingung der Demokratie und mit der Reorganisation des Bundes gelöst wurden. Auch mit einem neuen Versuche, Dir zu zeigen, daß die Revolution

nicht blos in Dresden und am Rheine, nicht blos in der Form des Aufruhrs zu bezwingen war, auch damit verschone ich Dich. Niemand wird überzengt, der nicht den Willen dazu mitbringt! — Laß mich also auf dem rein praktischen Felde bleiben, so ärmlich es auch jenen höheren Pflichten gegenüber aussieht.

Galsdorff.

Ja, ja, bleibe bei dem Praktischen, denn Deine Theorieen sind nun einmal nicht die meinigen. — Weshalb also errang sich nicht Preußen die Gewalt in Deutschland, die auch ich für den Staat Friedrichs des Großen fordere, dadurch, daß es sich mit Oestreich von Hause aus zu gemeinsamem Handeln auf dem Felde wie am grünen Tische verband? Antworte mir aber nicht: „weil es dann nie zum nationalen Bundesstaate kommen konnte.“ Ich lege darauf ein für allemal nicht den geringsten Werth.

Waldheim.

Wie Du es verlangst, will ich Dir auch auf diesen — untergeordneten Standpunkt folgen.

Galsdorff.

Sehr verbunden für die zarte Wendung! Wahrscheinlich glaubst Du damit sogar noch eine fade Schmeichelei ausgesprochen zu haben.

Waldheim.

Kann sein! — Also, ich zweifle nicht daran, daß Oestreich im Mai 1849 eine dualistische Centralbehörde würde zugegeben haben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Preußen zunächst in dieser sogar eine gewisse thatsächliche Ueberlegenheit besessen hätte. Immer aber, versteht sich, als Provisorium; das Weitere blieb der Zeit vorbehalten. Was wäre nun der Gang der Begebenheiten gewesen? Die Siege über den Aufruhr in Sachsen, Pfalz und Baden wären zwar in gleicher Weise allein durch preußische Waffen, aber im Namen der dualistischen Centralbehörde errungen worden. Das heißt ins Deutliche übersetzt, die einzige moralische Basis, welche Preußen bis zum heutigen Tage noch Niemand zu entziehen vermochte, wäre nicht gelegt, und Vielen die so mißfällige Erinnerung erspart worden, daß in den Tagen der äußersten Gefahr nur Preußen allein fähig war, die deutschen Regentenhäuser vor sicherem Untergange zu schirmen. — Nach bezwungenem Auf-

ruhre und vorübergegangener Besorgniß hätten sich Bayern und seine Genossen ganz eben so wie jetzt gegen den Dualismus aufgelehnt, und nach wiedereroberten Ungarn und Italien hätte Oestreich ganz eben so wie jetzt ihre Bestrebungen unterstützt, um sich der preußischen reellen Parität zu entledigen. Wir ständen ganz eben so wie am 22. November 1850, nur ohne den unvergänglichen Ruhm, durch preußische Waffen den Aufruhr bezwungen, und ohne die historische Genugthuung, wenigstens danach gerungen zu haben, die alte staatenbundliche Zerrissenheit im nationalen Sinne zu heilen. Auf Dank würden wir bei den Geretteten wie bei den Bewahrten, in der einen oder der andern Weise, nicht zu zählen gehabt haben.

Galsdorff.

Ach ja, zuweilen ist der Geist willig, aber das Fleisch schwach!

Waldheim.

Oder vielmehr das Fleisch nicht willig und der Geist sehr schwach! Gottlob aber doch nicht überall; ich rufe mir mit Freuden auch entgegengesetzte Erfahrungen ins Gedächtniß zurück.

Galsdorff.

Verhielte es sich aber auch ganz so, wie Du sagst, hätte Preußen gar keinen neuen Standpunkt in Deutschland dadurch gewonnen, so wäre doch unser Verhältniß zu Oestreich ein ganz anderes geworden. Es hätte nicht den bösartigen Character angenommen, der zwei Jahre hindurch Alles vergiftete, und ich kann nun einmal nicht umhin, darauf einen hohen Werth zu legen, einen höheren als Du.

Waldheim.

Wem sagst Du das? Ich lege einen so hohen Werth auf die Eintracht dieser beiden Mächte als irgend Jemand, denn ich weiß, daß Deutschlands Geschicke daran geknüpft sind. Wenn ich auch davon ausgehe, daß ihre Stellung zu Deutschland und daher auch ihre beiderseitige Aufgabe eine von Grund aus verschiedene ist. Eben, daß diese Wahrheit in Wien keine Anerkennung gefunden, das ist es, was den verderblichen Antagonismus verewigt, Deutschland zur Zerrissenheit, die beiden Mächte selbst zur Ohnmacht verdammt. Preußen soll danach trachten, daß Oestreich stark sei in Italien, Ungarn und Galizien, denn eben dasselbe sichert Deutschland. Oestreich sollte alles dazu

thun, daß Preußen stark sei am ganzen Rhein und an der Eider, denn eben dasselbe sichert Oestreich. So lange aber die Schwächung Preußens und seine Verdrängung aus der ihm für Deutschland zugewiesenen Aufgabe das Ziel der Politik in Wien bleibt, so lange werden beide Theile nur an ihrem gegenseitigen Verderben, und dadurch an der Zertrümmerung Deutschlands arbeiten.

Galsdorff.

Kommst Du aus allem diesen nicht aber doch zuletzt bei dem Schlusse an, daß Oestreich der natürliche Alliirte Preußens sei, und daß eine Politik sich selbst verdammt, die nicht auf dieser unwandelbaren Grundlage gefußt und von da aus ihre Schritte bestimmt hat? Nicht um Oestreichs, sondern um Preußens Willen! Nur nach dessen Vortheil frage ich.

Waldheim.

Was für die natürliche Allianz zu sagen ist, darüber habe ich so eben versucht, Dir meine Meinung darzulegen. Den weiteren Schluß, den Du aber daraus für die nothwendige Linie der preußischen Politik ziehst, diesen lehne ich gänzlich ab. Ich kenne keine anderen

Gesetze für das politische Verfahren einer großen Macht, als daß sie ihre Linie nach den eigenen und anvertrauten Pflichten und nach dem wahren Interesse ihres Landes bestimmt. Ehre und Recht! Daraus erwächst ein politisches System, und für dieses sucht man seine Verbündeten. Statt dessen verlangten Deine Sinnesgenossen, daß man von der östreich-russischen Allianz ausgehen und danach die Linie des Handelns für Preußen ziehen solle. So geschah es freilich seit 33 Jahren, Preußen war der Diener und das Opfer dieser Allianz. Willst Du ganz verkennen, daß die Jahre 1848 und 49 uns heraus und in eine neue selbstständige Politik drängten, daß sie uns eine eigene Mission auferlegten, eine solche, die wir nicht mit Oestreich, am wenigsten mit Rußland theilen konnten und durften? Diese nun sollen wir aufgeben und in die alte Bahn zurückkehren, reuig, bußfertig? Das war Warschau, das war der November! Das war es auch, was noch später den Mann aus dem Cabinette entfernte, dem Niemand vorgeht an Muth und Treue in den entscheidenden Stunden des Novembers 1848, und Niemand im Gefühle für preußische Ehre!

Galsdorff.

Ich will Herrn v. Ladenberg's frühere Verdienste nicht schmälern, aber darum handelt es sich nicht. Unmögliches kann Niemand erreichen; ein Ziel verfolgen, von dem die Hälfte Deutschlands nichts wissen will, und dem sich ganz Europa entgegenstemmt, ist eine politische Donquixoterie!

Waldheim.

Du nennst die Hälfte Deutschlands; sprichst Du von den Dynastieen oder von den Stämmen? Mir mußt Du die Frage schon hingehen lassen; ich bin nicht gewohnt, ein Volk ohne seinen Fürsten zu betrachten, aber auch nicht umgekehrt.

Galsdorff.

Mit den Stämmen wäre die Einigung wohl nicht durchweg so undenkbar gewesen. Themar hat mir neulich zwar das Gegentheil deducirt und mit großem Eifer den Gegensatz zwischen dem weintrinkenden Süden und dem brandweintrinkenden Norden hervorgehoben; ich habe ihm aber dafür das Bier als höchst wirksamen Vermittler vorgeschlagen, dessen Thätigkeit in München vollkommen zu vertrauen wäre.

Waldheim.

Du bewahrst Dir doch neben dem Zorne und einigem Gifte noch immer den alten Humor. Ich beneide Dich darum. — Weiter aber hast Du von ganz Europa als dem natürlichen Gegner der deutschen Einigung gesprochen. Sehr begreiflich für Petersburg und Paris, eben so unbegreiflich für London. Aber dennoch sehr wahr! Gab es aber im Bereiche der Möglichkeit, ja der Wahrscheinlichkeit, gar keine Chancen für die Auflösung dieser monstruosen Einigkeit gegen unsere Einigkeit? Schließt nicht der Orient, Italien, die Schweiz, Griechenland, die pyrenäische Halbinsel Stoff genug in sich, um die West- und Ostmächte auf andere ihnen näher liegende Differenzen hinzuführen? Gott weiß, ob ich den Hader liebe, aber daß das historische Gesetz der politischen Wechselfälle auch für uns sich wirksam erweisen, daß es die Coalition gegen Preußens deutsche Pflichterfüllung sprengen, daß es unsere Gegner fesseln, unsere Hände freimachen könne, das gehörte nicht in das Reich der Träume. Drei Jahre sind verflossen, nur ein einziger europäischer Fall ist heraufgetaucht, der Kampf Schleswig-Holsteins für seinen Herzog gegen die Dänen! Gottes ewige Vorsehung weiß, weshalb gerade

dieser politische Conflikt dazwischengetreten, der einzige, der ganz Europa mit neuen Banden gegen Deutschland verknüpfte. Wir wissen es nicht und haben mit ehrfurchtsvoller Ergebung hinzunehmen, was unsere blöden Augen nicht zu erkennen vermögen!

Galsdorff.

Von allem diesen, dessen Möglichkeit ich nicht bestreite, ist nichts eingetroffen. Preußen stand im November, wie im Laufe der vorhergehenden Zeit, allein da. Oestreich war entschlossen, unsere oder vielmehr Eure Wege schlechthin zu hemmen; schon seit Jahresfrist konnte darüber eigentlich kein Zweifel mehr sein. Die fremden Mächte blieben bei einem Zusammenstoße auf diesem Terrain höchstens neutrale Zuschauer. Ich setze hier den günstigeren Fall, weil auch ich glaube, daß eine russische Intervention sofort eine französische im zweifelhaften, eine englische aber sicher im entgegengesetzten Sinn nach sich ziehen mußte. — Nun sage mir, ob die Regierung es unter solchen Umständen auf ihr Gewissen nehmen konnte, daß ein Krieg sich entzündete, oder ob ein Systemswechsel nicht eben so wohl durch die Klugheit wie durch die Pflicht geboten war?

Waldheim.

Lieber Freund, ein Krieg ist stets eine sehr ernste, gefahrvolle Sache, ein Krieg unter Deutschen eine zehnfach schmerzliche. Aber von diesen Gefühlen müssen beide Theile durchdrungen sein, wenn der Krieg vermieden werden darf und soll. Wenn aber der eine Theil alles und jedes hintenansetzt, wenn er zum Bruche drängt, oder wenn er von der traurigen Voraussetzung ausgeht, eben das Uebermaß der schroffsten Zumuthungen werde als bloße Drohung schon die Nachgiebigkeit erzwingen, dann steht die Pflicht anders. Dann läßt Ehre und Recht keine andere Antwort geben, als: Nein, Nein, Nein! Dann der Schlachtruf der Catalonier: Eisen erwache! Dann der letzte Mann und der letzte Thaler! Preußen wäre siegreich daraus hervorgegangen, wie so oft schon aus schwerer Bedrängniß, oder es wäre unterlegen. Das Eine oder das Andere aber für seine Ehre und für Deutschlands Wohl!

Salsdorff.

Ich mag und will nicht zurücktreten wenn an unseren Opfermuth Berufung eingelegt wird; es giebt allerdings etwas, was auch über meinen politischen Ansichten steht. Wieviel ich auch in meinem Urtheil über

die Veranlassung abweiche, mein letzter Blutstropfen und mein letzter Thaler hätte Preußen doch auch auf diesem Wege gehört. Wer weiß, ob wir nicht auch jetzt noch der Welt zu zeigen haben, daß man in Wien und München die Rechnung ohne den Wirth machte. — Aber ich bin nicht am Ende meiner Vorwürfe. Ein Schutz- und Trutzbündniß der deutschen Staaten mit Preußen an der Spitze, dessen Nutzen läugnet Niemand; es würden sich auch hieran genug andere brauchbare Vereinigungen auf sonstigen Gebieten angereihet haben. Weshalb aber die unselige parlamentarische Zuthat, die ganze Unionsconstitution, der Abklatsch der Paulskirche? Das ist es, was alle conservative Elemente in Deutschland von Preußen abgewendet und um Oestreich gereihet hat!

Waldheim.

Wenn Du den Begriff conservativ in dem Sinne nimmst, den jeder unbefangene Beobachter der Gegenwart damit verbinden muß, so ist Deine Behauptung durchaus falsch. Aber ich will den Wortstreit über das Wesen des Constitutionalismus nicht noch einmal aufnehmen. Es kommt in der deutschen Frage nicht auf diese Beweisführung an. Dein Schutz- und Trutz-

bündniß mit seinen materiellen Beigaben, würde die Bedrängniß, aus der es hervorgegangen, auch nicht einen Tag überlebt haben. Damit konnte die große politische Aufgabe nicht im entferntesten gelöst werden. Wenn je, so war hier eine wirkliche Constitution, eine vertragsmäßige, eine geschriebene vonnöthen. Es handelte sich nicht um Constatiren eines Vorhandenen, sondern um Constituiren eines Neuen; dazu genügte auch die simple Vertragsform nicht und wird nie genügen. Nicht blos eine Uebereinkunft zwischen deutschen Regierungen, sondern eine Verfassung für die deutsche Nation war zu gründen, in der die einzelnen Regentenhäuser den einen Factor, aber nicht den alleinigen abgeben. Und so wie die Berufung eines Parlaments zum rechtlichen Entstehen des Gesammtstaates völlig unerläßlich ist, so auch die parlamentarische Mitwirkung zu dessen Bestehen. Ich sage Dir kurz und unumwunden, ohne deutsches Parlament giebt es keinen deutschen Bundesstaat. Jede Form, bei welcher die Gesetzgebung in einem Collegium von Bevollmächtigten und die Executive in einem eben solchen ruht, wird nie etwas anderes als der alte Staatenbund mit dem Zubehör einer ohnmächtigen Executive sein.

Salsdorff.

Ein solches parlamentarisches Deutschland zu fördern, muthe nur keinem Preußen an. Weg damit! Lieber nichts als dieses!

Waldheim.

Wärest Du und Deinesgleichen nur altpreußischer, so wäret Ihr deutscher! Aber das Neupreußenthum ist nicht der Repräsentant unseres großen, ruhmvollen, unseres deutschen Landes! Daher verzweifle ich nicht; auch jetzt noch, nachdem zwei Versuche ohne Frucht geblieben sind, bin ich von dem unwandelbaren Vertrauen durchdrungen, daß Deutschland seine nationale Einheit finden wird. Wie einst Arkadius, der zerstückte Märtyrer, von seinen blutenden Gliedern sagte: auch Euch wird Gott wieder herrlich zusammenfügen!

Salsdorff.

Dein Vertrauen wird bald genug sehr vereinsamt dastehen!

Waldheim.

Das wird mich nicht irren. Ich habe die Sturmfluth des Jahres 1848 nicht für das wahre Niveau ge-

halten und ebensowenig die jetzige Ebbe. — Nicht immer werden die Tugenden auf unserer Seite zum Schaden, die Laster auf der anderen zu Erfolgen führen.

Salsdorff.

Du erwartest wohl am Ende gar, daß Dresden als der letzte Act die vorschriftsmäßige poetische Gerechtigkeit übe, die Tugend belohne und das Laster strafe! Was denkst Du denn überhaupt von diesen Amphiktyonen?

Waldheim.

Daß es eine bittere Täuschung ist, zu wähnen, man könne den Abgrund, der sich aufgethan, mit den Commissionsarbeiten und den Protokollen eines Diplomaten-Congresses schließen. „Nicht blos Anderes, sondern Besseres verlangt Deutschland"; diesem unlängst gehörtem Ausrufe muß Jeder beistimmen! Nicht blos die Reorganisation des Bundes mit einer Steigerung seiner Polizeigewalt, sondern die Organisation der Nation mit einer Herstellung ihres politischen Gesammtlebens! Die freien Conferenzen konnten ein heilsames Glied werden in der Wiedergeburt Deutschlands; abgetrennt von allen anderen Bedingungen des großen Werkes sind sie nichts als die Wiederholung von Troppau

und Carlsbad. Wer dort zu reden hat, der erfülle seine Pflicht, wie es der Augenblick gebietet, ohne rechts und links, vorwärts und rückwärts zu sehen, aber er wird nichts schaffen, als ein Transitorium statt des Provisoriums, des Nothbehelfs, der vielgeschmähet zu Grabe gegangen. Das ist nicht Deutschland, das ist nicht seine nationale Verfassung, über die dort verhandelt wird.

Galsdorff.

Mir ist es auch in den letzten Wochen sehr zweifelhaft geworden, ob aus diesen Conferenzen Brauchbares hervorgehen wird. Ich will mich anklagen, daß ich zu denen gehörte, die an etwas Ehrlichkeit und höhere Einsicht in anderen deutschen Residenzen geglaubt haben. Die besten Köpfe unter den Unsrigen hielten fest daran, daß jeder wahre östreichische Staatsmann einsehen müsse, daß ohne Preußen die Revolution nicht bezwungen werden könne, und daß man also diese stärke, wenn man Preußen schwäche. Aber ich fange an, daran zu verzweifeln.

Waldheim.

Nach Allem, was vorher gegangen, zeigen Eure besten Köpfe dann viel Harmlosigkeit, aber weniger

Einsicht. Indessen die Schwarzenbergische Politik ist nicht Oestreich! Einstweilen aber wird das jetzige System in Berlin sehr wohl thun, nachdrücklichst an den Tag zu legen, daß Preußen auch heute noch nicht so schwach und Oestreich so stark ist, als es Vielen scheinen mag.

Galsdorff.

So wünsche ich auch! Aber was bis dahin? Gegen die Projecte der Rheinbundskönige ist die Rückkehr zum alten Bundestag gewiß noch ein geringeres Uebel, immer aber doch ein Uebel, das sehe ich ein. Oft tritt mir der Gedanke nahe, daß es für Preußen das Ehrenvollste und Sicherste wäre, sich mit dem ganzen Bundestreiben gar nicht mehr zu befassen, sondern sich einfach auf sich selbst, auf seine eigene, Gottlob noch unberührbare Macht zurückzuziehen und zu erwarten, welche deutsche Regierungen sich seinem Schutze und seiner Leitung übergeben. Mit den Uebrigen mag dann Schwarzenberg einrichten und zuschneiden, was er will! Wir würden bald genug sehen, wer des Anderen bedarf!

Waldheim.

Ganz gewiß für Preußen die naheliegendste und bequemste Politik in der Lage der Dinge, wie sie einmal geworden ist. Aber unmöglich!

Galsdorff.

Weshalb unmöglich? Ein solches Verfahren scheint mir sehr einfach. Wer kann uns hindern?

Waldheim.

Scheint Dir einfach, ist es aber nicht. Es ist für Preußen eine rechtliche und politische Unmöglichkeit, sich von den Bundesverträgen von 1815 loszusagen. Ernstlicherer Erwägung werth ist aber der Gedanke, ob, da Geschehenes nicht ungeschehen zu machen ist, unser Cabinet jetzt den Standpunkt einnehmen könnte, sich von den Verhandlungen über die Reorganisation des Bundes gänzlich zurückziehen.

Galsdorff.

Wie verstehst Du dies? Ich fasse den Unterschied nicht.

Waldheim.

Preußen hat seit 1848 als Grundsatz festgehalten, daß der Bund fortbesteht, aber seine Verfassung untergegangen und daher neu zu ordnen ist. Es hat dies erst auf dem Wege der Union versucht, dann auf dem der Dresdner Conferenzen. Aus bekannten Ursachen hat Beides zu nichts geführt, ungeachtet unseres besten Willens. Preußen überläßt daher denen, die ihm in beiden Epochen offen und geheim entgegen gestanden, den Plan einer Bundesverfassung unter sich zu berathen, sei es in Dresden oder in Frankfurt, sei es auf Grund der Münchner Artikel oder verborgener Uebereinkünfte, sei es in schlichter Rückkehr zu der Bundesacte von 1815. Es wird an diesen Arbeiten keinen Theil nehmen, sondern erwarten, daß man sich erst im anderen Lager über ein Project vereinige. Diesem behält es sich vor, dann seine Zustimmung zu geben oder zu verweigern, frei und nach eigenem Ermessen.

Galsdorff.

Um die Blößen unserer großdeutschen Gegner aufzudecken, hätte die Methode viel für sich; man ersparte sich die Rückkehr in den Bundestag, die mir zwar sonst ganz recht ist, aber doch an fatalen Widersprüchen lei-

det. Könnte aber unser Cabinet sich eine solche Linie eröffnen?

Waldheim.

Weder die Staatsmänner, die an die November-Verabredungen gebunden sind, noch diejenigen, die, auf der Rechtsbeständigkeit der Unionsverfassung fußend, ganz andere Ziele sich steckten. Homines novi, Männer, die durch keine Vorgänge moralisch verpflichtet sind, das wäre das erste Erforderniß, um so aufzutreten. Und auch dann ist der Gang nicht so einfach, wie er scheinen mag. Wer bei politischen Ereignissen die inwendige Seite kennen lernen mußte, der sieht nicht ohne Erstaunen, daß die verwickeltsten Dinge oft auf sehr einfache Ursachen zurückgehen, während die scheinbar einfachsten an die Gegen- und Zusammenwirkung der mannigfaltigsten geknüpft sind. Dies erschwert ungemein eine richtige Beurtheilung. — Dazu nun der Zustand des öffentlichen Lebens, wo die frühere diplomatische Geheimnißkrämerei in halbe Offenkundigkeit übergegangen ist, nicht genug, um den wahren Hergang zum Verständniß zu bringen, aber gerade genug, um den Heißhunger nach Enthüllungen täglich zu reizen.

Galsdorff.

Damit rechtfertigst Du ja auf's Eindringlichste unser jetziges Ministerium, das an der Unmöglichkeit, seinen dornenvollen Weg ohne stete Angriffe und Compromisen fortzuführen, ein Haupthinderniß findet! Aber wohl unabsichtlich, denn ich erwarte eben keine Apologie des heutigen Systemes aus Deinem Munde!

Waldheim.

Personen und Systeme sind für mich, wie Du glauben darfst, zwei sehr verschiedene Dinge. Ich weiß genug von diesen Männern, um darauf fest zu trauen, daß sie, jeder an seiner Stelle, das Beste unseres Vaterlandes treu und aufrichtig suchen; ihr Wollen wird mir keinen Augenblick zweifelhaft sein. Ein Anderes ist es mit dem Vollbringen. Die jetzige Politik des Cabinets ist eine Politik der unmittelbarsten Gegenwart; darin lag ihr unleugbarer Vorzug vor dem früheren Wege, der durch große Gefahren und Opfer hindurchführen konnte. Um aber dahin zu gelangen, mußte sie mit den Verpflichtungen der Vergangenheit brechen und von den Geschicken der Zukunft die Augen abwenden. Das ist ihre Schwäche und der Grund, weshalb eine so beschaffene Politik nicht die meinige sein kann.

Galsdorff.

Ich bin gerade umgekehrter Meinung, glaube aber, daß die Minister weder mein Lob noch Deine Mißbilligung zu hoch anschlagen werden. Für mehr als eine subjective Ansicht wirst Du Deine Auffassung ohnehin nicht ausgeben wollen.

Waldheim.

Ueber das Maaß seiner Einsicht kann Niemand hinaus; danach muß er handeln. Ich wiederhole Dir, daß wenn ich auch besorge, daß bei dem augenblicklichen politischen Gange die Zukunft der Gegenwart geopfert wird, ich dennoch den guten Willen und den preußischen Patriotismus derer, welche diesen Weg gehen, nicht einen Moment verkenne!

Galsdorff.

Gut, laß uns also nur wirklich für die Gegenwart sorgen! Uebrigens habe ich doch auch so viel von der Aristotelischen Politik behalten, um zu wissen, daß ihre Definition gerade darauf hinausgeht: die Kunst, das Gegenwärtige gut zu ordnen!

Waldheim.

Vielleicht erinnerst Du Dich aber auch daran, daß der große Lehrer zwischen das mögliche und das wirkliche Sein die bewegende Formthätigkeit einschiebt, zwischen die Dynamis und die Entelecheia als Mittelglied die Energeia! — Ach Galsdorff, weshalb können wir nicht mehr in unsere Jugendheiterkeit zurückkehren und werden immer wieder bei den Haaren in den heutigen Tag und sein böses Gewirre hineingezogen!

Galsdorff.

An der Energie da, wo sie vor Allem und Jedem hingehört, mangelt es unserer jetzigen Regierung Gottlob nicht. Sie ist die erste, die mit der Revolution offen und in der That gebrochen hat, die erste, die die Solidarität aller conservativen Interessen gegen die Demokratie aufstellt. Dies allein bleibt ein unsterbliches Verdienst um Preußen wie um Europa, das sie am wenigsten mit ihren Vorgängern zu theilen hat!

Waldheim.

Könnte ich doch dazu ein volles ungetheiltes Ja sagen, wie von ganzem, ganzem Herzen gern thäte ich es! Könnte ich doch auf dem eingeschlagenem Wege

alle Bürgschaften vereinigt sehen, wie wollte ich die Hände segnen, die das Steuer ergriffen haben! Wie die Thaten preisen, die meine sorgenvollen Ahnungen Lügen strafen! Noch aber vermag ich es nicht, beim besten, unbefangensten Willen. Eben darin muß ich leider das eigentliche Grundgebrechen der jetzigen Politik finden, daß sie nur einen Gedanken kennt: die Demokratie! Dieser Gedanke hat im Wesentlichen alles bestimmt, was geschehen ist; ihm mußte ausschließlich und um jeden Preis, auf jedes Bedenken hin genügt werden. Hat denn Preußen keine andre Feinde als die Demokratie? Kann es nicht auch auf andere Art zu Grunde gehen, als durch diese?

Galsdorff.

Gewiß aber nicht kürzer und scheußlicher als durch sie!

Waldheim.

Gäbe es aber wirklich für Preußen keinen anderen Feind, als diesen scheußlichen, so müßte ich doch mit Kummer darauf blicken, daß man auf diesem Wege die gewünschte Sicherstellung zu finden glaubt. Preußen muß und kann sich selbst genügen, ich gebe nichts auf die gepriesene Solidarität der conservativen Interessen,

die der erste Windhauch zerstäubt wie im März 1848. Eine starke Regierung muß Autorität haben, wahre Autorität, sie muß Vertrauen erwecken, das macht sie zum wirklichen Mittelpunkt der conservativen Interessen, nicht Protokolle und Verträge. Beides aber würde sie nicht erlangen, wenn sie ihre Zusagen bräche, ihre große Stellung aufgäbe. Oft ist es schon gesagt, alle Vereins-, Versammlungs-, und Preßgesetze sammt ihrer Ergänzung durch die Bajonette reichen allein nicht hin, um die Demokratie, die außer einer politischen Parthey auch eine wirkliche Secte im alten Sinne des Wortes ist, zu bändigen, am wenigsten, wenn je in ihre Reihen diejenigen gedrängt würden, die an der deutschen Nation oder an der Ehre Preußens verzweifeln zu müssen glaubten! Davor wolle Gott sein und unser Cabinet vor Wegen schützen, die einer Parthey zusagen, aber das Gewissen der Männer nicht entlasten könnten, die ihrem Könige und ihrem Lande treu und ehrlich dienen.

Galsdorff.

Ich muß Dir sagen, daß die Vogelscheuche einer künftigen Wiederholung des „großen Jahres" mich wenig schreckt. Ich glaube nicht daran, denn die mächtigsten Regierungen stehen jetzt gerüstet und fest zusam-

men, Frankreich ist an allen Gliedern lahm, unser eigener Bourgeois ist durch die letzten Erfahrungen bedeutend gewitzigt, und wir selbst haben die Waffen in der Hand und den Willen, sie zu gebrauchen. Sie mögen kommen, die Rothen, auch wenn sie die Schwarzrothgoldenen als Principes, und selbst im dritten Treffen die „Eigentlichen" als Triarier hinter sich haben!

Waldheim.

Gott wolle dem letzten Deiner Trostgründe, dem Vertrauen auf unsere eigene Kraft nach Innen und Außen seinen Segen immerdar zuwenden! Auf Deinen beiden anderen Pfeilern rathe ich Dir nicht ein Gebäude aufzuführen. Deine Zuversicht, daß wie bisher, so auch ferner die Factionen in Frankreich sich neutralisiren werden, steht gar nicht in Uebereinstimmung mit dem, was man eben so wohl fürchtet als erwartet. Ein Losbruch der französischen Demokratie könnte manchen Verlegenheiten wenigstens einen Ausgang eröffnen. Aber auch diese Aussicht kann unsäglich täuschen; die Tage folgen sich und gleichen sich nicht!

Galsdorff.

Dieser Napoleonische Spruch bleibt freilich stets wahr. Daran reihte ja unlängst Büchner seine er-

freuliche Aussicht, daß im äußersten Falle die Constitution uns vor der Wiederkehr der Märzverbrechen schützen werde!

Waldheim.

Weißt Du eine bessere?

Galsdorff.

Ich weiß nur, daß ich die zahme Revolution so wenig als die wilde zum Regimente gelangen lassen will.— Frägst Du mich weiter, so sage ich Dir, was den Inbegriff meiner gesammten Gedanken ausmacht, daß das lebende Geschlecht überhaupt gar nichts bauen und gründen, sondern nur zerstören kann und wird. Das ist der Fluch, der an ihm klebt, da es von Gott abgefallen ist und also auch das Königthum aus Gottes Gnaden zu verstehen unfähig geworden!

Waldheim.

Wenn Du noch weiter ausgreifst, zu dem Throne auch die Hütte, zu den Demokraten auch die anderen Partheyen, auch Dich und mich hinzufügst, dann stehen unsere Empfindungen nahe bei einander!

Galsdorff.

Pflicht, Zucht und Gehorsam sind zu gewaltig erschüttert worden, als daß sie sich durch irgend eine Form wieder in früherer Festigkeit herstellen ließen. Es muß noch furchtbares Unglück über die Menschen hereinbrechen, ehe sie wieder zu den Gedanken und Gewohnheiten zurückkehren, die der Ring und Kitt einer Vereinigung so sinnlicher, selbstsüchtiger, störrischer Wesen, wie die Kinder Adams und Evas sind. Was wir in ganz Europa vor Augen haben, ist weder Königthum noch Republik, es ist das leibhaftige Chaos. Das Werk des Aufräumes und Auflösens kann noch sehr lange währen, und der Tag eines dauernden Aufbaues wird schwerlich dem jetzigen Geschlecht leuchten. — Das sagte ein tiefer Denker in Italien schon vor drei Jahren, und ich spreche es ihm heute mit voller Ueberzeugung nach!

Waldheim.

Was Dein düstres Bild Wahres enthält, das fühle ich vollkommen mit Dir. Aber nichts enthebt den Menschen der Pflicht, stets wieder von Neuem ans Werk zu gehen. Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott! Es ist mit dem geschichtlichen Leben der Menschheit wie mit dem Heile der Einzelnen. Du sollst glau-

ben, als wenn es keine Werke gäbe, und Du sollst Werke thun, als wenn es keine Gnade gäbe! — Aber auch schon mit dem kurzsichtigen Menschenauge ist hierin ein geregelter Gang wahrzunehmen. Bei großen politischen Uebergängen bildet sich der dauernde Zustand nicht auf dem gleichförmigen gesetzlichen Wege aus, sondern immer erst nach wilden verbrecherischen Ausartungen und nach gewaltsamen Rückschlägen. So England vor Carl I. bis 1689. Frankreich steht seit dem Beginne seiner Revolution schon in der dritten Phase. Liegen nicht Italien und andere Lande im offenbaren Rückschlage? Dasselbe wird uns auch in Deutschland nicht erspart; wir haben zu harren und zu bitten, daß die Prüfungen nicht zu lange und nicht zu herbe seien.

Galsdorff.

Einstweilen aber „bewegt sich das Getriebe durch Hunger und durch Liebe".

Waldheim.

Richtig verstanden sind das wirklich die ewigen Fundamente des Staats und der Kirche. Sie werden in dieser Eigenschaft auch wahrhaftig nicht, wie Schiller wähnte, einst durch die Philosophie ersetzt werden!

Galsdorff.

Möglich immer, daß, wenn der jetzige politische Unfug in nichts ausläuft, wiederum eine große religiöse Bewegung ihr Haupt erhebt. Es ist auffallend genug, daß die Aufregung der Geister auf dem übersinnlichen Gebiete seit dem Bersten der politischen Geschwüre ganz in den Hintergrund getreten ist. Mir ganz recht; wenn wir statt der Tribünenhelden wieder auf die Prediger lauschen, seien es auch die ungeheuerlichsten!

Waldheim.

Das kann ich Dir nicht nachsprechen, sondern werde eher dadurch an die Scylla und Charybdis erinnert! Das Wahre in Deiner Behauptung ist, daß die heutige Politik ideenlos und daher unfähig geworden, den verderblichen, zerstörenden Ideen die heilsamen, aufbauenden gegenüber zu stellen. — Sieh, theurer Freund, diese sichere Ueberzeugung ist es, die mich stets und immer wieder dahin zurückführen wird, von dannen ich ausging, daß die Gefahren des jetzigen zertheilten Deutschlands erst in dem einigen Deutschland der Zukunft ihre Lösung finden werden.

Galsdorff.

Willst Du mich zu guter letzt noch ärgern?

Waldheim.

Gewiß nicht! Du ärgerst Dich an dem Gedanken, den Andere bloß thöricht finden. Mein theurer alter Freund, wie einst im Mittelpunkte der Weltgeschichte es der ewigen Wahrheit bei ihrem Erscheinen ging, daß sie den Einen eine Thorheit, den Anderen ein Aergerniß war, so auch jetzt einer irdischen Wahrheit. Daß die deutsche Nation aus ihrer bisherigen zerrissenen Versunkenheit heraus, nach einer wahren Gemeinschaft verlange, daß erst hierdurch und nur hierdurch die Revolution zu schließen sei, das ist dem Einen eine Thorheit, dem Anderen ein Aergerniß. Aber die Geschicke finden ihren Weg! — Lebe wohl; „der Rest ist Schweigen!"

Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.

[illegible]

Gewiß nicht! Du ärgerst Dich an dem Gedanken, den Andern bloß lächerlich finden. Mein theurer alter Freund, wie einst im Mittelpunkte der Weltgeschichte es der ewigen Wahrheit bei ihrem Erscheinen ging, daß sie dem Einen eine Thorheit, den Andern ein Ärgerniß war, so auch jetzt einer freisinnigen Wahrheit. Daß die deutsche Nation aus ihrer eigensinnigen zerrissenen Mannigfaltigkeit heraus, nach einer wahren Gemeinschaft verlangt, daß erst hierdurch und nur hierdurch die Revolution zu schließen ist, das ist dem Einen eine Thorheit, dem Andern ein Ärgerniß. Aber die Geschichte findet ihren Weg! — Lebe wohl; „der Rest ist Schweigen!“

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Radowitz, Joseph Maria <<von>>,

Neue Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche

Bd.: 1

1851

Coburg, Landesbibliothek -- B III 9/37
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916818-2